Äärbsli

Im Buch «Geschichte der Basler Gastronomie» (2005) von Mario Nanni lesen wir, dass *grüeni Äärbsli* erst im 17. Jahrhundert erwähnt werden. Aber *Äärbsli* kommen bereits im frühen Mittelalter vor, denn sie werden in althochdeutschen Texten erwähnt und heissen dort *araweiz.* Das Wort ist sicher entlehnt, man weiss aber nicht genau woher; vielleicht meint es «Hülsenkorn». Die a-Vokale wurden im Lauf der Zeit zu e angehoben, das w wurde zu b. Letzteres geschieht recht oft; z. B. hiess der *Sperber* im Mittelalter *sperwaere.*

Grüne *Äärbsli* werden erst im 16. und 17. Jahrhundert erwähnt, weil man die Erbsen ursprünglich erntete wie bis heute die Linsen. Man liess sie auf dem Acker dürr werden, mähte sie, brachte die dürre Ernte nach Hause und drosch sie dort aus. Linsen erntet man heute natürlich mit Mähdreschern. Die gedroschenen dürren *Äärbsli* musste man *erläse,* d.h. von Steinchen und anderem Unrat befreien. Noch in meiner Kinderzeit konnte man drohen *däm will i de d Äärbs scho erläse* «dem will ich tüchtig die Meinung sagen».

Dürre Erbsen mahlte man meistens und aus dem Mehl machte man *Äärbsmues.* Das *Fastmis, Fasmis, Fassmues* «Fastenmus», eine beliebte Fastenspeise, war meistens eine Mischung aus Erbsen und Gerste, konnte aber auch andere Hülsenfrüchte und Getreide enthalten. Eine Surseer Urkunde aus dem Jahr 1405 hält fest, ein Malter *fassmues* enthalte «1 mütt erbsen, 1 mütt bonen – gemeint sind Ackerbohnen –, 1 mütt hirs und ein mütt gersten». *Malter* und *Mütt* bezeichnen Hohlmasse; Getreide und Hülsenfrüchte mass man aus, man wog sie nicht. Unter den Ausgaben des Klosters Muri sind 1528 «50 Mütt Vassmis in die Küche» verrechnet.

Die Brühe, welche beim Kochen von dürren Erbsen entstand, war in der gehobenen Küche sehr beliebt; man kochte z. B. gern Fisch darin. Im «Buch von guter Speise», das um 1350 geschrieben wurde, lautet ein Rezept für eine Speise aus dürren Erbsen unter dem Titel «Ein gut gerihtlin» so:

«Nim gesoten erbeiz und slahe sie durch ein sip. slahe als vil eyer dor zu als erwis si. und siudez in butern niht alzu feizt. laz sie kuln. snit si an mursal. Und stecke sie an einen spiz. brat sie wol. und beslahe sie mit eyern und mit krute. gib sie hin. – Nimm gekochte Erbsen und treibe sie durch ein Sieb. Schlage die gleiche Menge Eier dazu. Und siede die Mischung in Butter nicht zu fett. Lass es kühlen. Schneide es in Stücke. Und stecke diese an einen Spiess. Brate es gut. Überziehe die Spiesse mit Eiern und mit Kraut. Gib es zu Tisch.»

I der Äbewaag

«Grossa Dank un es unerchannts Scheme syn i ds Chüngis Härz uf der Äbewaag gsy, wa's jitz mit dem leären Brentel zuehi giit zu ds Samis Huus», schreibt die Frutigtalerin Maria Lauber in ihrem Roman «Chüngold», der in einer sehr guten, kommentierten Ausgabe eben neu im Zytglogge Verlag erschienen ist. Das kleine Mädchen Chüngold wird vom Kartoffelgraben nach Hause geschickt, um in der Handbrente, einem Holzgefäss in der Grösse einer Kaffeekanne, die es an den Rechenstiel hängt, Kaffee zu holen. Beim Zurückgehen tändelt es, vergisst die Brente am Rechenstiel, rutscht über einen Stein, fällt um und verschüttet den Kaffee. Tuft-Sami, ein Nachbar beobachtet die Szene, schickt Chüngold zu sich nach Hause, damit ihr seine Frau die Brente wieder mit Kaffee fülle. Deshalb ist in Chüngolds Herz Dankbarkeit und Scham «uf der Äbewaag», als sie auf Tuft-Samis Haus zugeht.

Wir würden heute sagen *groosse Dank u Schäme si im Gliichgwicht,* auf Hochdeutsch *Dankbarkeit und Scham hielten sich im Gleichgewicht.* Das Wort *Gleichgewicht* ist eine Lehnübersetzung aus französisch *équilibre.* Es kam erst im 17. Jahrhundert in die deutsche Sprache. Einen frühen Beleg finden wir 1680 beim Alchemisten Johann Joachim Becher, der vom «Gleichgewicht des Goldes» schreibt. Französisches *équilibre* geht zurück auf lateinisch *equilibrium,* das zusammengesetzt ist aus *aequus* «gleich» und *libra* «Waage, Pfund». Das Wort meint also, dass an beiden Seiten des Waagbalkens das gleiche Gewicht hängt.

Das Wort *Äbewaag,* mittelhochdeutsch *ebenwâg,* ist hingegen bereits im hohen Mittelalter belegt. Es meint, dass der Waagbalken *eben* «waagrecht» steht und hat deshalb die Bedeutungen «Gleichgewicht» und «Horizontale». In einem «Allgemeinen Lexicon der Künste und Wissenschaften» von 1748 ist die Rede vom Meer, das sich «allzeit in der ebenwage oder horizontalen gleichheit zu halten» strebe. Auch Luther sagte bereits, «es ist eine ebenwage Abgötterei». In Daniel Sanders Wörterbuch von 1863 finden wir noch «die Ebenwag = Gleichgewicht».

Maria Lauber braucht den Ausdruck *in der Äbewaag ha* auch für «ausgleichen». Aus dem bernischen Habkern ist belegt *in der Äbewaag ligge* «waagrecht, horizontal sein» und im «Simmentaler Wörterbuch»: «Där Bundbalke ischt net ganz i der Äbewaag», eben in der Horizontale.

alefänzig

Vor kurzem fragte mich ein Bekannter, der im thurgauischen Rheinklingen aufgewachsen ist, ob ich das Wort *alefänzig* kenne. Sein Vater habe das oft gebraucht im Sinne von «widerborstig, störrisch» oder «eigensinnig, launisch». *To doch nid eso alefänzig,* habe er ihm, dem Kind, gesagt. Das Wort ist mit diesen beiden Bedeutungen im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» aufgeführt. Wir finden es auch im «Appenzellischen Sprachschatz» (1837) von Titus Tobler: *alafänzig* «verschmitzt, fantastisch», in der Sammlung «Mundart im Stammertal» von Arnold Peter: *alefänzig* «wunderlich, launisch, eigensinnig, mutwillig», im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *alefänzig* «wunderlich, launisch, eigensinnig, mutwillig», im «Alemannischen Wörterbuch» der süddeutschen Alemannen: *alefänzig* «verschlagen, eigensinnig», im «Kleinen seealemannischen Wortschatz gehoben auf Konstanzer Grund»: *aléfenzig* «widerspenstig, frech, bockig (besonders von Kindern)» und in der «Etymologie des Schwäbischen»: *alafänzig* «hinterrücks, durchtrieben, boshaft».

Das Wort ist abgeleitet von *Alafanz, Alefanz,* das bereits im Mittelalter belegt ist. Da hat es zwei Bedeutungen, nämlich «hergelaufener Schalk» und «Possen, Schalkheit, Betrug»; *den alevanz slahen* oder *trîben* meinte «Possen reissen, jemanden übervorteilen». Die Sprachwissenschaftler sind sich einig, dass *Alefanz* aus dem italienischen Ausdruck *all'avanzo* «zum Vorteil» ins Deutsche entlehnt worden ist. Wer jemanden betrügt und übervorteilt, macht etwas *all'avanzo*, d. h. zu seinem Vorteil, und ist deshalb ein *Alafanz* oder *Alefanz.* In einer Basler Rechtsquelle von 1417 heisst es, man dürfe keinen «alefanz oder wuchergesuche» treiben. Leonard Meister fragt in seiner «Geschichte von Zürich» von 1786 bei der Auslegung des Matthäuswortes, Gott habe sich den Einfältigen geöffnet:

«Was häisst aber hie einfaltig oder schlächt? Heisst es thorächtig vom Verstand? Oder einfaltig und gerecht von Herzen, nit alefenzig, nicht vorteylig, nit hinderlistig?»

Verbreitet hat sich die Wortsippe um *Alefanz* im Deutschen seit Luther, weil er seine konfessionellen Gegner wiederholt als «schampar alefenzig wölf» und «bös alefenzig wölf» brandmarkte und das Wort *Alfanzerei* «Gaukelei, Blendwerk, leichter Betrug» prägte, das er oft benutzte. Im Buch «Über die Mittel Diebstähle zu entdecken, besonders in den Städten» von 1785 lese ich:

«Du hältst die magische Kunst für keine Alfanzerei, und führst Gründe dafür an, und ereiferst dich höchlich darob. – Ich halte die magische Kunst für Alfanzerei und Fabelei, und führe keine Gründe für meinen Unglauben an, und ereifre mich nicht darob.»

Zwingli brauchte auch das Verb *alefanzen* «fälschlich vorbringen». Wir stellen fest: Die Wortsippe *Alafanz, Alefanz, alefanzen, Alefanzerei, alefanzig, alefanzisch* ist seit dem Mittelalter und dann vor allem seit Luther gut belegt. Sie ist aus dem Wortschatz der Theologen bis in die Mundarten vorgedrungen und war bei uns vor allem in den Mundarten der Nordostdeutschschweiz gebräuchlich.

allpott, aupott

«‹Es Outo! Es Outo! Heit dr's o scho ghört? Der Gammeter Gottlieb i der Obermatt heig es Outo gchouft!› – ‹Wär? Der Gammeter Liebeli? Was chunnt jetz afe däm i Chopf!› – ‹He wohl! Er syg i der letschte Zyt allpott i ds Dorf use.›»

Mit diesem Dialog beginnt Elisabeth Müllers Erzählung «Arturelis Toufi», die 1928 in der Zeitschrift «Die Ernte» erschienen war und 1940 in ihrem Erzählband «Fride i Huus und Härz». In diesem Dialog braucht sie den Ausdruck *allpott* «immer wieder, alle Augenblicke», der noch in meiner Kinderzeit in den 1950er-Jahren allgegenwärtig war. *Chumm nid aupott wäge jedem Bobooli cho gränne* sagte man mir, *gang nid aupott bi dr Madmoiselle i ds Lädeli übere gan es Täfeli höische* oder *einisch wosch daas, de dises, aupott öppis angersch.*

Man schrieb das Wort *all(i)pot(t), all(i)bot(t),* manchmal auch mit eingeschobenem r *allport,* oder als Ausdruck in zwei Wörtern *all Pott* bzw. *all Bott.* Kern des Ausdrucks ist das Wort *Bott*, das sowohl «Angebot», z. B. bei einer Steigerung, als auch «Aufgebot» und von diesem abgeleitet «(Zunft)versammlung», nämlich die Versammlung aller Aufgebotenen, meinen konnte. Die ursprüngliche Bedeutung von *all Bott* war also «bei jedem Aufgebot».

Den Ausdruck *Allpott* brauchte man in der älteren Sprache nicht nur in fast allen Mundarten vom Nieder- bis ins Oberdeutsche, man begegnete ihm auch in der Schriftsprache. In Franz Woestes «Wörterbuch der westfälischen Mundart» von 2010 lesen wir *oll bot* «jedesmal», in Christoph Friedrich Nicolais «Versuch eines schwäbischen Idioticon» von 1795 *all-Bot* «jedesmal, manchmal». In Gotthelfs Roman «Der Herr Esau», der erst 1922 aus dem Nachlass veröffentlicht wurde, sagt einer, die Post fahre nicht immer zur selben Zeit ab, «sie ändere all Bott». Und in Ludwig Ganghofers Novelle «Dschapei» von 1924 sagt Korbini zu Nannei, die eine Kuh treibt: «Die tut ja ganz verliebt zu dir. Allbot schauts um, ob d' noch da bist.»

Im Berndeutschen kann man den Ausdruck sogar verstärken, indem man verärgert sagen kann *au schisspott*: *chum nid au schisspott cho chlööne!*

Zu *allpott* gab es viele Alternativen wie *all Gäng, all Cheer, all Nase läng, all Rüng, all Pfitz* und in der Ostschweiz sogar den bildhaften Ausdruck *all Heneschiss.* Heute hört man *allpott* und viele seiner Verwandten leider immer seltener.

Amadiisli

Sehr oft fragt man mich nach der Herkunft des Wortes *Amadiisli*. Das ist erstaunlich, denn für den Pulswärmer gibt es viele andere Bezeichnungen wie *Ermeli, Handeli, Mittli, Schlipfer, Stoss* sowie *Aa-, Arm-* oder *Handstössel.* Vielleicht interessieren sich so viele für das Wort *Amadiisli*, weil es so hübsch ist. Es hat auch eine hübsche, d. h. höfische Geschichte.

Entlehnt ist *Amadiisli* aus französisch *amadis*, das seit Ende des 17. Jahrhunderts mit folgender Bedeutung belegt ist: „Ärmel an Hemd, Rock oder anderen Kleidungsstücken, der eng am Arm anliegt, auf dem Handgelenk geknöpft ist, sich nicht bauscht und keine Falten wirft."

Amadis heisst dieser Ärmel, weil er nach einem vom 16. bis ins 19. Jahrhundert fast europaweit bekannten Helden benannt ist, nach *Amadis de Gaule.* Den Ursprung der *Amadis*-Romane vermutet man in Potugal. Um 1370 soll Vasco de Lobeira von Porto den ersten *Amadis*-Roman geschrieben haben, der als Vorbild diente für den um 1490 vom Spanier Garcia Ordoñez de Montalvo verfassten *Amadis de Gaula*. Von Spanien aus trat dieser mehrbändige romantische Ritterroman seinen Siegeszug durch Europa an. Um 1504 wurde er von Nicolas d'Herberay Des Essarts ins Französische übersetzt. Und 1569 bis 1595 erschienen die 24 Bände der *Hystorien vom Amadis auss Franckreich* auch in deutscher Sprache. Die *Amadis*-Romane beeinflussten den Roman des Barock stark.

Das Nachahmen von Amadis galanter Sprache nannte man im Französischen *amadiser*; wer das tat, war ein *amadiseur.* Noch die Landstörzerin Courasche in Grimmelshausens gleichnamigem Roman von 1670 liest den Amadis, um „die Zeit darin zu vertreiben und Complimenten daraus zu ergreifen". Und Goethe schreibt 1805 an Schiller über den *Amadis*: „Es ist doch eine Schande, dass man so alt wird, ohne ein so vorzügliches Werk anders als aus dem Munde der Parodisten gekannt zu haben." Der berühmteste dieser Parodisten war ohne Zweifel Miguel de Cervantes mit seinem Roman *Der sinnreiche Junker Don Quichote von La Mancha*, der von 1605 bis 1615 erschien.

Doch zurück zum *Amadiisli.* Der Name des Ärmels kommt nicht direkt aus dem Roman, sondern von der Bühne. Im Jahr 1684 wurde die Oper *Amadis* von Philippe Quinault mit der Musik von Jean-Baptiste Lully an der Académie royale de musique uraufgeführt. In dieser Oper trug die Hauptfigur jene Ärmel, die der Zeichner, Maler, Radierer und Architekt Jean Bérain der Ältere entworfen und *amadis* genannt haben soll. Hauptzweck dieses Ärmels soll es gewesen sein, die zu mageren Arme von Schauspielerinnen zu verbergen. Geblieben ist beim *Amadiisli* nur der vorderste Teil des ursprünglichen *amadis,* der sich eng um das Handgelenk schmiegt. Wenn wir also *Amadiisli* sagen, weht uns aus weiter Ferne ein Hauch aus der galanten Welt des Amadis von Gallien an.

Am(e)lung

In einem Buch aus dem 18. Jahrhundert habe ich von einem Mehl gelesen, das *Amelung* heisst. *Amelung* oder *Amlung* ist in historischen Wörterbüchern nicht einfach zu finden. In den

Deutschschweizer Dialekten hiess dieses Produkt meistens *Ammelemääl* oder *Ammermääl.* Was es war, lese ich in den «Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde» von 1775:

«Das Ammelmehl, Amelung oder Amlung, *Amylum, Amulum Catonis* et *Amyleum,* wird […] sonst auch Kraftmehl, Stärk- und Steifemehl, auch sogar weisse Stärke genennet. […] Das Ammelmehl ist von jeher aus allerhand Weizenarten, vornämlich aber, wie in den Morgenländern, aus einer besonderen Gattung des Sommerweizens gemacht worden, welche ihres feinen weissen und häufigen Kernmehls halber, schon bey den Alten den Namen des Ammelkorns, Emmern oder Emmerkorns und Strärkekorns insbesondere erhalten.»

Amlung, eingedeutscht aus *amylum*, ist also nichts anderes als Emmermehl, das als Stärkemittel verwendet wurde.

Mehr über Wörter und Ausdrücke, die mit der Küche und dem Essen zu tun haben, lesen Sie in meinem Buch «Da hast du den Salat».

antere, verantere

Vor kurzem fragte mich ein Mann aus Riggisberg, ob ich das Wort *verantere* kenne. Da ich es noch nie gehört hatte, griff ich zum «Schweizerischen Idiotikon» und fand es im ersten Band von 1885: *verantere, frantere,* auch *uusfrantere* «verhöhnen, verspotten». Es ist eine Ableitung mit der Vorsilbe *ver-* des Verbs *antere, antre,* das «spöttisch nachmachen, nachäffen» meint. Ich fragte den Mann, ob er das Wort noch brauche, und er antwortete, als Kind habe er es gebraucht: *Mir hei aube dr Leerer veranteret.*

Das Wort ist alt, wir finden es bereits im Althochdeutschen des frühen Mittelalters als *antarōn* belegt. Im Mittelhochdeutschen des hohen und späten Mittelalters finden wir es z. B. im «Buch der Natur» (1350) von Konrad von Megenberg: «er äntert all ander vogel mit der stimm». In einem Text heisst es über die Gaffer am Leidensweg Christi: «dise spotteten sîn / die andern anterten in». In der frühen Neuzeit ist es in «Die Teutsch spraach» (1561) des Zürchers Josua Maaler: «Der leüten gebarden andteren / anmassen / nachthun» und «Ein redner anteren / Eim redner geleych thun». In der Schriftsprache scheint das Wort im 17. Jahrhundert zu verschwinden. In einigen Schweizer Mundarten hat es bis vor kurzem überlebt. In der Monatsschrift «Die Schweiz» von 1916 ist es belegt für die Saanenmundart: *verantere* «verspotten», die Frutigtaler Autorin Maria Lauber (1891–1973) braucht es: *verantere* «nachäffen», und der Berner Mundartautor Hans Rudolf Balmer schreibt 1961: «Du hesch mi i der Letschti geng öppe ghelkt u *veranteret*.»

Aprikoose und Barile

In den meisten Mundarten der Deutschschweiz sagen wir der *Aprikose Aprikoose* oder *Abrikoose.* Im Kanton Zürich und in Teilen des Kantons Thurgau ist die ältere Bezeichnung für die Frucht jedoch *Barile.* In Teilen der Innerschweiz nennt man sie traditionell *Baringel* oder *Baringeli.* Im Oberwallis heisst sie hingegen *Äämrich* oder *Äämrig* bzw. *Äämbrich* oder *Äämbrig.* Nur vereinzelt belegt ist im St. Gallischen und im Bündnerland *Marile, Ammarile* oder *Amrile.* Wer es ganz genau wissen will, findet die Bezeichnungen ortsgenau auf der Karte 162 im 6. Band des

«Sprachatlasses der deutschen Schweiz». Wir wissen, dass die Österreicher *Marille* sagen und dass sie gern *Marillenknödel* essen.

Die Bezeichnung *Aprikose,* ein Lehnwort, hat eine lange Geschichte. Ins Deutsche kam sie im 17. Jahrhundert aus frühniederländisch *aprikoos.* Bereits 1672 schreibt Johann Sigismund Elsholtz in seinem Buch «Vom Garten-Baw» von «Aprikosen». Ins Niederländische wurde das Wort aus französisch *abricot* entlehnt. Ins Französische kam es über spanisch *albaricoque* und *albricoque* aus arabisch *al-barqūq,* welches über das Griechische auf lateinisch *praecoquum* zurückgeht, welches von *praecox* «frühreif» abgeleitet ist. Die im 1. Jahrhundert aus China in Italien eingeführte Frucht war der einheimischen *Marille* überlegen und wurde als *persica praecocia* «frühreifer Pfirsich» bezeichnet. Aus der venezanischen Form *baricocolo* entstanden die Mundartformen *Barile* und *Baringel.* Bereits 1541 schreibt der Zürcher Lexikograf Johannes Frisius in seinem «Dictionarium Latinogermanicum»: «Ammarellen oder berilleli; sind kleine goldgäle früezeitige pfersichli.»

Die Bezeichnung *Marille* gelangt im 17. Jahrhundert aus dem Italienischen in die deutsche Sprache. Sie geht zurück auf Lateinisches *Armeniacum pomum* «armenischer Apfel» bzw. *Armeniacum prunum* «armenische Pflaume», das bereits im 17. Jahrhundert als italienisches *armellino* in Wörterbüchern gut belegt ist. *Marille* und verwandtes *Amarille* bzw. *Äämrich, Äämrig* ist also ursprünglich eine Herkunftsbezeichnung, welche andeutet, dass die Frucht aus Armenien stammen soll. In einer Quelle von 1639 lesen wir: «Die Frucht so wir Barillen heissen, die werden an anderen orten Teutschenlandts Marillen, Möllelein, S. Johannspfersich genent. Ist seit Mannsgedenken in einer L[öblichen] Eydtgnossschaft mächtig aufkommen.» Hieronymus Bock schreibt von den Möllelein in der «Teutschen Speisskammer» von 1550: «Die Möllelein seind meines erachtens / die besten und anmühtigsten unter […] allen» Pfirsichen.

bääie

Bääie meint "rösten". Das Wort *bähen* gab es im älteren Hochdeutschen auch, aber heute ist es aus der Schriftsprache verschwunden. Es ist ein altes Wort. Bereits in dem um 1200 entstandenen Roman «Parzival» von Wolfram von Eschenbach heisst es: «er bat in lange sniten bæn – er bat ihn, lange Schnitten zu rösten.» In einigen Deutschschweizer Mundarten sagen ältere Leute heute noch *bääie* oder *aabääie*. In der Bratpfanne hat meine Mutter früher Brotwürfelchen *aabbääit* für die Suppe oder Brotschnitze für das Vogelheu. Heute sagt man nur noch *rösten*, in der Mundart *röösche*.

«Dr Ball flach halte» und «s isch im grüene Beriich»

Vielen Redensarten, die erst vor kurzer Zeit aus dem Hochdeutschen in die Mundart übernommen worden sind, sieht man ihre Herkunft oft an der Sprachform an. In *dr Bau flach haute* ersetzen hochdeutsches *der Ball* und *halten* berndeutsches *d Bauue* und *häbe.* Bei *s isch im grüene Beriich* wird der ganze Ausdruck *im grünen Bereich sein* aus dem Hochdeutschen übernommen.

Der Ausdruck *den Ball flach halten* stammt aus der Fussballsprache und meint, dass man keine hohen Pässe schlagen und den Ball flach zuspielen soll. Hans-Georg Weigand schreibt im Buch «Fussball – eine Wissenschaft für sich» von 2006, die Redensart habe sich aus der entsprechenden Taktik im Fussball entwickelt, dass «flach gespielte Bälle […] meist einfacher in

den eigenen Reihen zu halten» seien. In Ror Wolfs «Die heisse Luft der Spiele» von 1980 ruft jemand: «Flach halten den Ball und stören Klaus stören und abziehen jetzt Kerl leg doch mal auf und gucken jawoll geh hin du, du Blumenkohl.» Neben dem Ausdruck *den Ball flach halten* gibt es in der Fussballsprache noch die Ausdrücke *den Ball flach spielen, schlagen, hauen* und *passen.*

Laut dem Buch «Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre» (2004) von Dieter Herberg und Mitarbeitern entwickelte sich der Ausdruck *den Ball flach halten* Mitte der 1990er-Jahre zur Redensart mit der Bedeutung «sich zurückhalten, kein Aufheben von etwas machen, unaufgeregt reagieren». Der früheste Beleg, den die Autoren angeben, stammt aus der «Süddeutschen Zeitung» vom 21. August 1996 und lautet: «Kleinteilige Analysen und Einblicke in der Stimmungslage stehen auf der Tagesordnung. Pfiffige Pointen fallen selten ab. Der Mann hält den Ball flach.» Die sehr junge Redensart ist bis heute beliebt: «Berset hält den Ball flach» setzt das «St. Galler Tagblatt» am 7. April 2016 über eine Meldung, welche sich mit dem Französischunterricht an Deutschschweizer Schulen befasst. Am 10.4.2018 titelt «euronews.com» «Handelskonflikt mit den USA: China hält den Ball flach». Ich kann sagen: *Blib kuul u tänk draa: Dr Bau flach haute.*

Der Ausdruck *grüner Bereich* wird erstmals von Gustav Pfarrius im Naturgedicht «Wie es den Sorgen ergieng» verwendet. Die zweite Strophe lautet: «Doch als wir kamen wohl in den Busch, / Begann ein Geflüster sogleich: / Die Vöglein riefen: ‹Ihr Sorgen, husch, / Hinaus aus dem grünen Bereich!›» In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird der Ausdruck *im grünen Bereich* am häufigsten in Texten gebraucht, die sich mit Licht befassen. Er meint dort den Bereich der Spektralfarbe Grün. In einem Jahrbuch von 1936 lesen wir: «Das Gras, das uns ja grün erscheint, hat den Höchstwert seines Reflexionsvermögens im grünen Bereich.» Die Redensart stammt jedoch aus der Anzeige- und Messtechnik. Bei vielen Messgeräten ist der Sollbereich der Anzeige in der Regel grün markiert.

Im grünen Bereich wurde zur Redensart mit der Bedeutung «ohne negative Abweichung, im zulässigen Rahmen, in Ordnung» ebenfalls in den 1990er-Jahren. «Nachdem seine Veranstaltung in Aachen am vergangenen Wochenende schon im ‹Grünen Bereich› war, hofft er jetzt auf eine mit 6800 Besuchern ausverkaufte Hamburger Sporthalle am 26. Juni», lesen wir in der «Tageszeitung» vom 28. Mai 1993. Und «Die Grüne» titelt am 4. Juli 2019 «Alles im grünen Bereich: Fendt will 2020 rund 20'000 Traktoren verkaufen». Anzumerken ist, dass die Farbe der Fendt-Traktoren grün ist. Auf die Frage: *Wi geits?* kann ich antworten: *Aus im grüene Beriich!*

barhemmig, bärhämmig, bärhämmisch

Nach einer Lesung in Marthalen kam eine Frau zu mir und fragte mich, ob ich das Wort *barhemmig* kenne. Ich verneinte, und die Frau sagte mir, es meine «steif», werde von Tieren gesagt, die zu lange in einem Barren eingesperrt gewesen seien, dann habe man es auch auf den Menschen übertragen.

Ich machte mich auf in die Bücher und lernte Folgendes: Das Wort *barhemmig, bärhämmig, bärhämmisch, barhängig* ist seit dem 16. Jahrhundert belegt und wohl ein oberdeutsches Wort, d. h. es kommt nur in der Südhälfte des deutschen Sprachraums vor. Es gehörte einst zum Fachwortschatz der Bauern und man brauchte es vor allem für Schweine. Das zeigt eine Quelle aus dem Jahr 1583, welche die Klosterfrauen im luzernischen Neuenkirch betrifft. Die Quelle berichtet, es «sye den Closterfrowen zuo Nüwenkilch ein schwyn bärhämmig worden»; man habe

es geschlachtet und seine kranken Füsse begraben. Der Schreiber hat das Wort *bärhämmig* nicht verstanden. Deshalb hat er nachgefragt und auf den Rand geschrieben: «bärhämmig: Alls ettwas prästens oder mangells an den beinen», das Wort bezeichne also eine Krankheit oder eine Fehlfunktion an den Beinen.

Das «Schweizerische Idiotikon» beschreibt die Grundbedeutung von *barhemmig* so: «schenkellahm, steifbeinig, von Tieren, besonders (Mast-)Schweinen, deren Füsse anschwellen, indem dabei die Sprunggelenke [] krank und steif sind». Wird das Wort auf den Menschen übertragen, meint es: «zu lange in unbequemer Stellung gestanden oder gesessen haben; gleichsam gelähmt, starr, abgespannt, ermattet infolge angestrengter, langer Arbeit, Kälte oder von Krampfanfällen». Auch dafür gibt es ein schönes Beispiel. In einer Erzählung von 1865, die im Schwarzwald spielt, heisst es: «Mit dem Zunachten hörte der fleissige Mann auf und sagte zu sich selbst: Jetzt ist's Feierabend, 's ist schon lang seit Morgens 5 Uhr und die Glieder sind mir ganz ‹barhemmig› geworden.»

Weil das Wort von der Schweinehaltung ausgeht, kann der erste Wortteil *bar-, bär-* nichts mit dem Barren zu tun haben, denn die Schweine fressen aus einem Trog, nicht aus einem Barren. Das «Schweizerische Idiotikon» bringt es in Zusammenhang mit dem frühmittelalterlichen Wort *parrēn* «starr emporstehen» und dem Mundartwort *barig* «steif (von Tuch)». Den zweiten Wortteil behandelt das «Schweizerische Idiotikon» als Ableitung vom alten Wort *hamme* «Oberschenkel». Die Berner brauchen *Hamme* heute noch für «Beinschinken». *Barhemmig* würde man heute demnach mit *steifschenklig* übersetzen. Mir scheint diese Interpretation sehr vernünftig; alle anderen, die sich anbieten würden, sind weniger elegant.

bchalle

Wenn Öl in der Kälte stockte, sagte meine Mutter: *Ds Ööu het bchauuet.* Das «Berndeutsche Wörterbuch» übersetzt das Verb *bchalle* mit «gerinnen, stocken». Es ist ein Wort mit der Vorsilbe *be-*; auch *gchalle* kommt vor. Die Grundform ist also *challe.* Im «Deutschen Wörterbuch» finden wir es unter *kallen* «gerinnen». Josua Maaler schreibt in seinem Wörterbuch von 1561 von *gekallet bluot.* Sogar das Adjektiv *kalig* «fest geworden, geronnen» ist im «Appenzellischen Sprachschatz» von Titus Tobler erwähnt mit dem Beispiel *d'Soppa n ist kalig.*

Laut «Schweizerischem Idiotikon» ist das Wort dem Deutsch des Mittelalters fremd. Hingewiesen wird aber auf altnordisch *kala* «frieren, kalt machen». «An Entstehung aus franz. *cailler* (lat. *coagulare*) ist nicht zu denken», behauptet es. Das überzeugt mich nicht. Lateinisches *coagulare* ist als *gequahlit* ins Altniederfriesische entlehnt worden und kommt als *gequalhit* in den Leipziger Glossen vor. Vielleicht ist *coagulare* doch über das Friesische und Niederdeutsche in unsere Mundarten gekommen.

Jemandem ein Bein stellen

Der damalige Bundesrat Johann Schneider-Ammann sagte in einem Interview im «Tages-Anzeiger» vom 2. September 2010: «Ich merke schon, wenn mir jemand das Bein stellen will» und meinte damit, er merke schon, wenn ihn jemand täuschen, hereinlegen oder ihm Schaden zufügen wolle. Die Redensart *jemandem ein Bein stellen – das Bein stellen* ist eher mundartlich – wird im Sport jedoch auch häufig gebraucht im Sinne von «einem Favoriten eine Niederlage

bereiten, ihn zum Straucheln bringen», wie im Titel einer Fussballmeldung auf «swissinfo.ch» vom 14. Dezember 2023: «Servette will Slavia Prag ein Bein stellen».

Die Redensart meint ursprünglich, was sie sagt, nämlich jemandem so in den Lauf grätschen, dass er über das hingestellte Bein stolpert und fällt, also «jemanden zu Fall bringen, jemanden über ein hingestelltes Bein niederwerfen». So begegnet sie uns in einem der ältesten Belege in Andreas Corvinus' «Fons latinitatis» von 1623 als Übersetzung von *supplantare*: «einem ein Bein stellen / und darüber fallen lassen». Eine fast gleichlautende Erläuterung von *supplantare* finden wir auf Lateinisch bereits im «Thesaurus linguae latinae» von 1573, wo sie dem spätrömischen Grammatiker und Lexikografen Nonius Marcellus (um 300) zugeschrieben wird: «Supplantare, ait Nonius, dictum est quasi pedem supponere», wobei *pedem supponere* «den Fuss, das Bein unterstellen» in der Regel mit «niederwerfen» übersetzt wird. Die Redensart ist seit der griechischen Antike überliefert, ist lehnübersetzt und gelangte aus der Schreibstube der Renaissancegelehrten auf die Strasse.

Ebenfalls aus dem Jahr 1623 liegt ein Beleg vor, in dem *ein Bein stellen* in übertragener Bedeutung verwendet wird. In einer Leichenpredigt des lutherischen Theologen Friedrich Balduin lesen wir: «An einsamen örtern hat der Satan sonderlich seine Kurtzweil / und wenn er einem Menschen ein Bein stellen wil / so siehet er nur / wie er ihn an einsam örter bringe.» Hier meint *ein Bein stellen* nicht «körperlich niederwerfen», sondern «vom rechten Glauben abbringen, überlisten». Bis heute lässt sich die Redensart auf beide Arten brauchen. Wenn im «Jus Potandi oder ZechRecht» von 1630, einer Übersetzung von Richard Brathwaites Buch von 1616, behauptet wird, das Trinken aus dem riesigen Humpen, genannt das Römische Reich, dürfte wohl dem «allerstärckesten Herculem oder SauffRitter […] ein Bein stellen / und wieder Gottsboden darnieder werffen», meint das wörtlich «umhauen, zu Boden werfen». Hingegen erläutert Johann Christoph Adelung in seinem «Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart» von 1774 *einem ein Bein stellen* mit «ihm hinterlistig zu schaden suchen». Im politischen Diskurs des 19. Jahrhunderts wird die Redensart oft verwendet im Sinne von «dem politischen Gegner schaden, ohne es offen zuzugeben». Das «Weilheimer Tagblatt» vom 18. April 1872 berichtet aus dem bayerischen Landtag und schreibt: «Er [Dr. Völk] und seine Freunde merken gut, dass man mit dem Freytag'schen Antrage dem Ministerium nur ein Bein stellen wolle.»

Das Duden-Buch «Die deutsche Sprache» von 2014 gibt unter *jemandem ein Bein stellen* beide Bedeutungen an: «jemanden durch Vorstellen eines Beines zum Stolpern bringen» und «jemandem durch eine bestimmte Handlung Schaden zufügen, jemanden hereinlegen».

In der Mundart begegnen wir der Form *eim ds Bei füürhaa.* Wir finden sie im «Berndeutschen Wörterbuch»: *eim ds Bei fürha* «jemanden zu Fall bringen»; im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *äim es Bäi füürhaa* «ihn zu Fall bringen», im «Schweizerischen Idiotikon»: *eim es Bei fürha* «in den Weg treten, ihn zu Falle zu bringen versuchen», und im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *epperem äs Bäi firha* «jemanden hindern». Doch bereits Rudolf von Tavel schreibt im Roman «Der Schtärn vo Buebebärg» von 1907: «[Ds Käthi] fasset ne mit em rächte-n-Arm über ds Gnick, stellt ihm ds Bei und – platsch! isch der ‹Undervogt› chopfvora i der Chiese.»

Bett und Beet

Ich sage in meiner mittelbernischen Landmundart dem Liegemöbel *Bett*. Ich sage aber auch *Bachbett* und *Gaartebett* oder *Gaartebettli.* Meine Frau, eine St. Gallerin, sagt auch *Bett* mit einem geschlosseneren e-Laut, und *Bachbett,* hingegen *Gaartebeet* und *Gaartebeetli.* Auch im Neuhochdeutschen sagt man heute *Gartenbeet*. Woher kommt dieses *Beet*?

Ursprünglich sagte man im ganzen deutschsprachigen Raum *Gartenbett.* In «Sieben Bücher von dem Feldbau», einer deutschen Übersetzung von Charles Estiennes Hausväterbuch aus dem Jahr 1579 heisst es, «die gartenbett soll man mit reisicht (Reisig) bedecken». Im «Erneuerten Pflantz-Garten» von 1669 schreibt Daniel Rhagor im Kapitel «Mancherley Namen der Garten-bett»: «Die Garten-bett werden in Teutsch auch Geländer geheissen.» Im «Ungarischen Magazin» von 1782 belehrt uns Karl Gottlieb Windisch: «Allein das Wort Gutsche, für ein Gartenbett genommen, hat gewiss nichts Gemeinschaftliches mit dem Begriffe einer Kutsche, sondern ist unstreitig von der falschen Aussprache des französischen Worts, Couche, das ein Gartenbett bedeutet, entstanden.» Noch im 19. Jahrhundert lesen wir vom *Gartenbett*.

Die Lautform *Beet* ist laut dem «Deutschen Wörterbuch» «erst eine erfindung des 17. 18. Jahrhunderts»; Adelung ist der Meinung sie komme aus der niedersächsischen Mundart ins Hochdeutsche. Das etymologische Wörterbuch von Kluge erklärt in der 24. Auflage von 2002, das Wort *Beet* sei ursprünglich identisch mit *Bett. Beet* dringe ab dem 16. Jahrhundert aus dem Mitteldeutschen in die hochdeutsche Spchriftsprache, denn im Mitteldeutschen habe der Nominativ und der Akkusativ einen langen Vokal *Beet*, der Genitiv hingegen einen kurzen Vokal *Bett.* Die mitteldeutsche Lautform *Beet* hat in der hochdeutschen Schriftsprache die Bedeutung «bepflanzter Abschnitt» übernommen und dort die alte Form *Bett* verdrängt. Diese Veränderung haben auch einige schweizerdeutsche Mundarten mitgemacht.

Von der Bildfläche verschwinden

Viele und vieles verschwindet im aktuellen Sprachbrauch von der Bildfläche. Die «Süddeutsche Zeitung» titelt am 26. April 2022 «Ramelow warnt: Eine Partei kann von der Bildfläche verschwinden». «Werden die Sussexes von der Bildfläche verschwinden?», fragt besorgt die «Schweizer Illustrierte» am 9. Juli 2023. Und in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 15. September 2023 lesen wir: «Nachdem Aussenminister Qin Gang abrupt von der Bildfläche verschwunden, wird jetzt der Verteidigungsminister Li Shangfu vermisst.» Bereits im Jahr 1952 lesen wir im Mundarthörspiel «Katharina von Wattenwyl» von Werner Juker: «Me muess chönne Mönch wärde, we me als proteschtantische Offizier vo dr Bildflächi verschwinde muess.» Die Redensart *von der Bildfläche verschwinden* hat laut dem Duden-Buch «Redewendungen» von 2020 zwei Bedeutungen: «sich ohne Umstände entfernen, verschwinden» und «aus der Öffentlichkeit verschwinden und in Vergessenheit geraten». Genauer lautete die erste Bedeutung meines Erachtens: «aus dem Gesichtskreis verschwinden», die zweite «aus dem Blickfeld, dem Wahrnehmungsraum der Öffentlichkeit verschwinden», denn sie beziehen sich auf den Gesichtssinn.

Redensartlich kann man erst seit dem späten 19. Jahrhundert von der Bildfläche verschwinden. In den «Christlich-socialen Blättern» von 1880 lesen wir: «Einen Moment war die ‹conservative Partei›, wie es schien, völlig von der Bildfläche verschwunden.» In der «Pfälzer Zeitung» vom 10. August 1882 wird in einem Artikel über das Kabinett von Gambetta die Hoffnung ausgesprochen, dass zwei illoyale Mitglieder «hoffentlich eine Zeit lang von der Bildfläche verschwinden» werden. Und im «Bericht über Handel und Industrie der Schweiz» von 1888

vernehmen wir in einem Abschnitt über die Textilindustrie: «Die Zephyrs sind fast ganz von der Bildfläche verschwunden und ebenso die Canevas.» In Siegmund Simonyis «Deutsche und ungarische Redensarten» von 1896 steht unter dem Stichwort «Bildfläche»: «Die Strossmayer-Partei ist von der Bildfläche verschwunden». Sehr oft brauchte man die Redensart wenn es um politische Sachverhalte ging.

Das Wort *Bildfläche* ist jedoch hundert Jahre älter als die Redensart. Johann Samuel Halle führt in «Magie, oder die Zauberkräfte der Natur» von 1784 zur Camera obscura aus, dass «die Länge des Focus vorne von dem Objektivglase an bis an die Bildfläche nicht gerade, sondern winklich berechnet werden muss». Und in der «Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste» von 1796 wird im Kapitel «Ueber die Luftperspektive» erklärt, dass Gebäude so gestellt werden sollten, «dass keine ihrer Flächen mit der Tafel oder Bildfläche parallel erscheine». Die *Bildfläche* ist also ursprünglich diejenige Fläche, auf die gemalt oder projiziert wird. In der Redensart meint sie denjenigen Raum, den eine Person oder die Öffentlichkeit wahrnimmt.

Birnenstiel

Im wunderbaren Buch «Kinderlieder der deutschen Schweiz» aus dem Jahr 1926 von Gertrud Züricher lautet der Spottvers 4320: «Z'Wattewil im Chuecheland / Si d'Meitschi alli türi, / Für ne halbe Birestil / Git's sibni, achti, nüni.» Bei diesem nicht frauenfreundlichen Vers, der in ähnlicher Form auch für Heimenschwand und Dagmersellen belegt ist, geht es mir um die Redensart *fürne (halbe) Birestiil* «um nichts». Wann wurde der Birnenstiel redensartlich zum Symbol für etwas Wertloses? Fündig werden wir im 16. Jahrhundert beim Reformator Martin Luther. Im Kommentar zu den Apostelbriefen von 1539 schreibt er über das Erlangen der Gnade Gottes: «S. Paulus handlet hie nicht umb ein thaubenfus und birnstiel / redet auch nicht umb brods willen / sondern handlet von dem grösten und fürnemsten Heubtartikel der gantzen Christlichen lere.» Auf Luther geht die Redensart jedoch nicht zurück, obwohl das oft behauptet wird. Sie ist bereits belegt in einem Dokument der preussischen Ständetage von 1453: «uff den briff und geczeugnisse gebe ich nicht eynen byrnensteel». Doch die Spur führt uns noch weiter zurück: Der Spruchdichter Heinrich der Teichner, der im 14. Jahrhundert lebte, brauchte die Redensart auch. In einem seiner Sprüche lesen wir: «so gicht (sagt) maniger, umb all schant (Schande) / gaeb er nicht ein pirn stil, / hiet (hätte) er nur phenning vil (viel Geld).»

Die Redensarten um den nichtigen Birnenstiel werden durch die Jahrhunderte bis in unsere Zeit gerne gebraucht in den Mundarten und in der Schriftsprache: «ich wolt kaynem münch nit ainen birnstengel vertrawen» (1524), «gilt derhalben auch die Sändung der Ketzer unserer Zeit nicht ein Birnstengel» (1596), «du solt wissen / das die erste proposition nicht der Birnstiel werth ist» (1611), «so ist ihr Gwalt / Bistumb / Stab und Inful (Mitra der Bischöfe) nit eines Birenstingels werth» (1636), «die Schlange hat dir nichts Guts gethan / hat dir / so zu reden nicht einen Birnstiel gegeben» (1696). Dann «um einen faulen Birnstiel lauffen» (1718), «ich gebe dir nicht einen Birnstiel darum» (1860), «für einen Birnenstiel Pfeffer kaufte und ihn […] zu Höchstpreisen absetzte» (1942), «öppis um en Bireschtiil überchoo» (2003), «wollt ihr dieses Nutzungsrecht für einen Birnenstiel verkaufen» (Protokoll des Grossen Gemeinderats von Zug vom 5. Juni 2018).

Im 16. Jahrhundert taucht auch der Kirschenstiel in der Funktion eines Nichts auf: «Wenn du umb in schon trurest vil, / so hilft s in (ihm) nit ein kriesystil», lesen wir in Georg Binders

«Acolastus» von 1535. Und im 18. Jahrhundert der Apfelstiel: In der «Lebensgeschichte Tobias Knauts» von 1776 erzählt Johann Carl Wezel von Eupator, der «durch alle seine Anstalten und Anordnungen nicht um einen Apfelstiel reicher geworden» ist. Doch im Vergleich zum Birnenstiel gibt es dafür sehr wenig Belege.

Isst man Birnen, Äpfel oder Kirschen werden die Stiele meistens als etwas Nutzloses weggeworfen. Darauf wies auch die ältere Form des Sprichworts *mit ihm/ihr ist nicht gut Kirschen essen;* sie hiess ursprünglich *mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen, denn sie werfen dir Stiele und Steine ins Gesicht*. Sie hatte eine ähnliche Bedeutung wie *Schuster bleib bei deinen Leisten.* Weshalb der Birnenstiel sich vor den anderen redensartlich auszeichnete, weiss ich nicht. In vielen Deutschschweizer Mundarten kennt man auch die Redensart *s git keni Bire* «es wird nichts draus, es kommt nicht in Frage». Sie ist im «Berndeutschen Wörterbuch»: *da git's keni Bire* «wird nichts draus»; im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *es git kä Bire* «kommt nicht in Frage»; im «Innerrhoder Dialekt»: *do gets etz e ke Bere* «keine Widerrede»; im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *da gid s käini Birä* «ich beharre darauf».

Angemerkt sei noch, dass *Birunstil, Bir(e)nstiel, Pirnstiel, Pirnstill, Bernstiel, Birnstengel* als Familienname seit dem Mittelalter belegt ist.

boghälsele

Wurde ich als Kind zurechtgewiesen und wollte die Zurechtweisung nicht annehmen, sondern trotzte und warf den Kopf auf, konnte man mir sagen: *Muesch nid no wölle boghälsele.* Das Verb *boghälsele* «trotzen, den Kopf aufwerfen» höre ich heute nicht mehr. Im «Idiotikon» finde ich es nicht; es müsste im zweiten Band von 1885 unter den von *Hals* abgeleiteten Wörtern stehen. Belegt ist es nur im «Berndeutschen Wörterbuch»: *boghäls(e)le* «den Nacken steif machen, sich wichtigmachen, trotzen» neben *boghälsig, boghälselig* «steifnackig, stolz, hochgemut, trotzig». Es fehlt in «Bödellitüütsch», im «Brienzerdeutschen Wörterbuch», im «Simmentaler Wortschatz» und in anderen regionalen Wörterbüchern. Im Hochdeutschen existiert kein vergleichbares Wort. Das Verb ist vielleicht jung und existierte nur in einem kleinen Gebiet des Mittelbernischen.

Der früheste literarische Beleg, den ich im Internet finde, betrifft nicht das Verb *boghälsele,* sondern das Adjektiv *boghälsig.* Der Emmentaler Autor Simon Gfeller braucht es im Roman «Heimisbach» von 1910. Dort sagt Annemareili zum Lehrer: «So, du Erzschlingel, isch das der Dank derfür, dass i der ha ghulfe 's Hüehndscheli ytue! Aber es wird jetz im Sädel sy, süsch tätisch minger boghälsige chräje.» *Boghälsige* meint hier «stolz». Gfeller benützt *boghälsig* in drei verschiedenen Texten. Auch der in Ittigen tätige Autor Hans Zulliger (1893-1965) verwendet das Adjektiv mehrmals. In seinem Tagebuch schreibt Gfeller: «Wo die Schriftsprache Unvorstellbares, Verallgemeinertes setzt, z. B. stolz, bleibt die Mundart beim vorstellbaren charakteristischen Einzelbeispiel: boghälsig.»

Der älteste Beleg für das Verb *boghälsele* steht im schweizerischen Jahrbuch «Die Ernte» von 1936. Das Wort richtet sich an Pferde, die nicht so wollen wie der Fuhrmann: «He da, Ludi, was söll das sy! I will der öppe de boghälsele! U du, Fanny, was hesch z'rangge?»

Der Emmentaler Hermann Hutmacher braucht das Wort im Roman «Peter, der Einschlagbauer» von 1940 in einer Mahnung an einen Jungen, der sich in einem Handel aufspielen will: «Drum tue nid z'gly afah boghälsele. Wart afen u lueg, wie alls en Ustrag wöll näh.»

Im Buch «Göttiwyl, vo mene Dörfli u sine Lüt» von 1941 schreibt der Emmentaler Mundartautor Karl Grunder: «Lueget, wi Mühli Gödu der Gring ufhet u boghälselet! Dä hagus Grossmelk meint allwäg scho, er heig is im Sack. Aber dä söll si de öppe nid z'fascht uufla, süsch wei mer ne de zuehebinge, dass er weiss, wo-n-er si Schnöigge ha söll.» Klar ist, dass sich Mühli Gödu hier spreizt. Und den metaphorisch gebrauchten Ausdruck «süsch wei mer ne de zuehebinge» braucht man normalerweise für ein widerspenstiges Zugtier. Grunder braucht das Wort in drei verschiedenen Texten.

In der «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» von 1950 lese ich über Pfarrer Desgouttes, der in der Würzbrunnenkirche als Chorrichter amtierte: «Wär sech vor Chorgricht duckt het und reumüetig gsi isch, dä het chönne mit ere milde Straf rächne. Wär aber boghälselet het, dä het de gly einisch z'merken übercho, dass der Desgouttes o ne guete Landvogt abgäh hätti.» *Boghälselet* meint hier «getrotzt, den Kopf aufgeworfen».

Der Bolliger Ernst Balzli (1902–1959) schrieb in einer Mundartgeschichte: «Am meischte het der Röbi boghälselet. Er wöll no nid i ds Bett, het er gsürmet; er wöll warte bis der Vatti hei chöm.» *Boghälselet* meint hier «sich widersetzt, gewehrt».

Paul Eggenberg aus Heiligenschwendi braucht das Wort im Sinn von «trotzen, sich widersetzen» in «Dür die anderi Brülle» von 1964: «Als junge Galööri het er das öppe no gmacht, het boghälselet, bis der Chlapf isch sicher gsi.»

Alle knapp zwanzig Belege, die mir aus den Jahren 1910 bis 1999 vorliegen, deuten darauf hin, dass *boghälsig* bzw. *boghälsele* vor allem im Emmental und etwas über seine Grenzen hinaus (Bolligen, Heiligenschwendi) verwendet wurde. Mehr lässt sich über das schöne, anschauliche Wort, das vielleicht ursprünglich störrischen Pferden galt, welche den Kopf aufwarfen, und von da auf den Menschen übertragen wurde, aufgrund meiner Belege nicht sagen. Nach mündlicher Auskunft der Emmentalerin Marianne Wittenbach (2017) straffte man früher die Zügel, damit die Pferde *boghälsele,* d. h. die Hälse schön krümmen.

Boone

Die Buschbohnenernte in meinem Garten ist zu Ende. Sie war reich in diesem Jahr und zwar so, wie man sie sich von guten Buschbohnen wünscht: nicht alles auf einmal, sondern nach und nach. Diejenigen, welche die Bauern auf dem Acker mit der Maschine ernten – verglichen mit richtigen Gartenbuschbohnen, nur jämmerliche Kümmerlinge –, müssen ja alle auf einmal reif sein. Und leider schlägt dieses «alles auf einmal» bereits auf schlechte Gartenbohnen durch. Deshalb achte ich stets auf gute alte Sorgen, die wissen, was sich gehört.

In meinem Landberndeutsch sind die Buschbohnen *Grüpli,* weil sie *grupe* «kauern», im Gegensatz zu den *Schtangeboone*, die stehen. Meine Frau, eine St. Gallerin, sagt ihnen *Höckerli*; bei ihr hocken sie. Im Aargauischen nennt man sie auch *Rütscherli,* weil sie sozusagen den Boden entlang rutschen. So bezeichnet sie auch ein Basler Kochbuch aus dem Jahr 1893: «Rütscherlen, weisse Böhnlein.»

Wissen muss man, dass in Europa bis in die frühe Neuzeit nur die Ackerbohne bekannt war. Man liess sie auf dem Acker dürr werden, mähte sie, drosch sie aus und lagerte die dürren Bohnensamen. Deshalb konnte man jemanden, der bei einer Tätigkeit ein Ziel verfehlte,

ausspötteln und sagen: *Du määisch näbe d Boone.* In den älteren Mundarten war das Wort *Boone* viel präsenter als heute. Kam jemand ungelegen, konnte man sagen: *Er chunt eim wi dr Hagu i d Boone.* Ein Zerstreuter oder Geistesabwesender war *i de Boone. Däm wiu i d Boone stecke,* meinte «dem will ich die Meinung sagen, ich will ihn zurechtweisen». Wer grosse Tränen weint, *grännet Trääne wi Boone. E Boone, e Boone grooss* war auch ein kleines Mass: *Nimm e chli Anke, öppe win e Boone.* Bereits 1554 lesen wir den Ausdruck «Saffran zweier bonen gross».

Sehr oft brauchte man den Ausdruck *e ke Boone* für «nichts»: Wer von einer Sache nichts versteht, *verschteit vo däm e ke Boone.* Jemand konnte *e ke Boone wärt* sein. In einer Quelle aus dem Jahr 1676 lesen wir: «Der alt Rüg und der Sohne sind nit wärt einer Bohne.» Im Wallis sagte man für «nichts» auch *kei blaawi Boone: Schi heint nit fer e blaawi Boonen im Huus* «sie sind blutarm». Wollte einem jemand etwas Wertloses andrehen, lehnte man ab mit der Bemerkung: *I gibe dr e ke Boone derfüür.* Vielleicht hängen diese Ausdrücke auch damit zusammen, dass Bauern, die auf dem Feld oder im Wald arbeiteten, als kleine Zwischenverpflegung oft eine Handvoll gekochte Bohnen in den Hosensack steckten. Wer arm war, hatte manchmal nicht mehr als das.

Von Tieren, die ihren Kot in bohnengrossen Kötteln fallen lassen, sagte man, *si tüe böönele;* Ziegenköttel sind *Geissebööneli.* In übertragener Bedeutung sagte man von jemandem, der eine unbedeutende Arbeit langsam und ohne Erfolg erledigt, *er böönelet.* Ein langsamer, behutsamer Mensch oder ein Knauser, der Geld nur in kleinen Münzen hervorzählte, war *e Bööneler.*

Brawänder und Züriböck

Der aus Winterthur stammende Carl Biedermann (1824–1894), der in Wil auf dem Rafzerfeld ein Spezereigeschäft betrieb sowie Strohhüte herstellte und exportierte, war einer der bedeutendsten und interessantesten Mundartschriftsteller des 19. Jahrhunderts. Seine Erzählungen «Us Stadt und Land», kräftige Schilderungen des damaligen Dorf- und Stadtlebens, füllen drei Bände von je über dreihundert Seiten. In diesen Geschichten spielt Geld, wie im wahren Leben auch, eine wichtige Rolle. So prahlt in der Erzählung «De Jokeb Rychli» der Schulmeister: «Was wettischt, i ha meh Brawänder im Sack, als du Züriböck.»

Der *Brawänder, Brawander, Brabänter* oder *Brabanter* war der Brabantertaler. So nannte man in der Schweiz den sogenannten Kronentaler, die 1755 eingeführte Talermünze der Österreichischen Niederlande mit vier, seit Joseph II. drei Kronen (die österreichische, ungarische und böhmische) in den Winkeln eines Andreaskreuzes. Diese Kronentaler waren auch in Deutschland und in der Schweiz bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ein beliebtes Zahlungsmittel. Das Gebiet der österreichischen Niederlande umfasste etwa das Gebiet der heutigen Staaten Belgien und Luxemburg. Knapp ein Viertel dieses Gebietes war das Herzogtum Brabant, daher der Name Brabantertaler. Man kann diese Münze mit dem heutigen Fünfliber vergleichen; sie wurde, wie dieser, oft auf einem Patenkuchen verschenkt. Joseph Joachim erzählt 1885: «Der Götti het ne prächtige Taufchueche mitbrocht und ne funkelneue Brabänter drin.»

Ein *Bock* war eine Silbermünze von vier Batzen oder zehn Schilling. Das entsprach einem Viertel Zürichgulden. Man nannte ihn auch *Vierbätzner*. Es gab *Züriböck, Gallerböck* und andere. Der Toggenburger Ulrich Brägger schrieb in seiner Lebensgeschichte: «Dass er um einen Galler Bock einem Esel nur kein gutes Wort geben mag.» In den «Frühlings-Blättern» von 1852 lesen wir:

«Die Züriböcke werden alle umgeschlagen (d. h. in neues Geld umgeprägt); doch ob man die Einen umschlage, die Andern erschlug – es gibt der Böcke in Zürich noch heutzutage genug.»

Brymelwer

Kürzlich las ich in einer Konstanzer Urkunde aus dem Jahr 1421 von einem Bürger dieser Stadt mit dem Namen Stoffel Brymelwer. Der Familienname *Brymelwer* stach mir in die Augen, denn *bry* ist «Brei» und *melw* «Mehl». In unsere Sprache übersetzt hiesse der Mann also «Breimehler». Das ist unverkennbar eine Berufsbezeichnung. Doch was ist Breimehl? Johann Georg Landau schaut in seinem Buch «Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und ihre Entwicklung» von 1854 bis ins früheste Mittelalter zurück und schreibt:

«Aus dem Hafer bereitete man ein Mehl, welches man als Brei genoss; dasselbe geschah noch bis in neuere Zeit; die aus Hafer (in den Gebirgsgegenden auch aus Haidekorn) bereitete Grütze nannte man im Mittelalter Brimehl, und der daraus bereitete Brei war so sehr allgemeines Nahrungsmittel, dass das Brimehl bei allen Feldzügen den Hauptbestandtheil des Proviants bildete.»

Dass das Breimehl aus Hafer gemacht wurde, bestätigt das Überlinger Stadtrecht aus dem 13. Jahrhundert, denn es schreibt vor, dass der *brimelwer* ein Immi (Hohlmass: der vierte Teil eines Viertels) Breimehl nicht teurer verkaufen soll, als er für den Viertel Hafer bezahlt hat. Und die «Donnerstags-Nachrichten von Zürich» vom 16. Mai 1765 teilen unter «Verschiedene Nachrichten» mit:

«Frisches von gutem Haber gemachtes pures Haber- oder Brymel-Mähl, das Mässli 2 gute Bazen. Ist allezeit zu haben bey Salomon Thommann, Glaser, neben dem Widder, im Rennweg.»

Das zusammengesetzte Wort «Brymel-Mähl» im Text macht deutlich, dass *Brymel,* das man in der Mundart auch *Briimel* oder *Brümel* nannte, nicht mehr als «Breimehl» verstanden wird. Das zum Verkauf angebotene Breimehl wurde streng kontrolliert, es durfte weder mit Hafer noch mit Spreuer vermischt sein und es wurde befohlen, «den stoub und das, so in das brimel nit gehört, mit dem windror zu steubern».

Brymelwer, Prymelber, Brimehler waren entweder Hersteller und Verkäufer von Breimehl oder nur Verkäufer. Auch die Müller durften Breimehl machen. Der Stadtrat von Überlingen bestimmte, dass das *brimelben* «Breimehlen» ein Gewerbe sei und nicht «ein gelert handwerk». «Müller und Prymelber» sind nach einer Schaffhauser Zunfturkunde von 1535 der Pfisterzunft zugeordnet.

Als Familiennamen gab und gibt es nicht nur *Brymelwer,* sondern auch *Brimel, Brymel, Prymel, Brimelwer, Brimelber, Brimeler* und *Brymeler.*

chäch, chech

Kürzlich fragte mich eine Frau aus dem Rheintal, woher das Wort *chech* bzw. *chäch* komme. Im Rheintal bezeichne man damit einen Menschen, der fest oder feiss sei, aber auch ein Schwein oder eine Kuh von gleicher Postur.

Chäch, chech ist die Mundartform des hochdeutschen Wortes *keck,* älter *queck* mit der Hauptbedeutung «lebendig, lebenskräftig, lebhaft». Es ist ein Erbwort, d. h. es ist aus dem Germanischen ins Deutsche gekommen, deshalb finden wir es auch in anderen germanischen Sprachen, z. B. englisch *quick* und schwedisch *kvick. Quecksilber* wurde so benannt, weil es wie Silber aussieht, aber lebendig ist, beim Aufschlag in kleine, sehr bewegliche Tröpfchen zerfällt. Es ist eine Lehnübersetzung aus lateinisch *argentum vīvum.*

Chäch, chech, das in vielen Mundarten vorkommt, war einst ein sehr beliebtes Wort. Es hat eine ganze Reihe von Bedeutungen. Oft meint es «lebenskräftig, lebensfrisch, rüstig». *Dä Maa isch o nümm grad dr Chächscht* meint, er sei nicht mehr der Rüstigste oder Kräftigste. Gotthelf schreibt von einem Bauern: «Auch getraute er sich nicht recht, Land zu kaufen, da er nicht just der Chächste war, für sich allein ein Bauerngeschäft in dieser Wildnis einzurichten.»

Die Bedeutung «lebenskräftig» verallgemeinerte sich zu «kräftig»: *chäch schaffe* «kräftig, angestrengt arbeiten», *chäch ässe* «kräftig, wacker essen», *we d nid ufhörsch, überchunsch e Chäche* «einen kräftigen Schlag».

Auf das Aussehen von Tieren und Menschen bezogen, meinte *chäch* «kräftig bzw. derb und stramm gebaut»: *e chäche Puursch* oder *es chächs, schööns Wibervouch* bzw. *es chächs Chalb.* Auf Material bezogen, meinte *chäch* «kräftig, fest, hart»: Im 16. Jahrhundert schreibt einer, «guet und kekh holz ze buwen», und ein anderer von einer Amme: «Es sollen der Säugammen brüst keck und voll sein.» Ein Dritter meinte: «Die Eichelmast macht einen kecken Speck, die Bücheln (Bucheckern) einen lucken Speck.» Auch ein plattgedrückter oder hartgewalzter Boden konnte *chäch* sein. Ein Bündner schreibt im Jahr 1781 über Magerwiesen, sie seien «lauter Schneelauinenzüge, von den darüber hinabfahrenden Schnee und Steinen so keck wie Blei geschlagen».

Schliesslich konnte *chäch* auch «straff oder knapp» meinen: *S Wöschsääli ischt chech gspannet,* sagt eine Appenzellerin, eine andere *s Gare ischt chech gwunde.*

Das Wort war so weit verbreitet und so allgemein im Gebrauch, dass es sogar die Familiennamen *Kech* und *Käch* gibt.

D Chatz im Sack chouffe

Bereits Titus Tobler schrieb in seinem «Appenzellischen Sprachschatz» von 1837 unter dem Stichwort *Chatz*: *ke Chatz im Sack chaufa* «nichts kaufen, das man nicht sieht». Auch im Buch «99 x Züritüütsch» von Jacques M. Bächtold lesen wir: Weer si wott in es Gschäft ylaa, überläit si d Sach, er chauft nüd geern *d Chatz im Sack*.» Bis heute ist die Redensart in vielen Mundarten, aber auch im Hochdeutschen bekannt. Das Duden-Buch «Redewendungen» von 2002 erklärt *die Katze im Sack kaufen* mit «etwas ungeprüft übernehmen, kaufen (und dabei übervorteilt werden)».

Die ältere, bereits im Mittelalter gebrauchte Form der Redensart lautet *etwas im Sack kaufen* «etwas ungeprüft kaufen». Der fahrende Dichter Freidank schrieb im 13. Jahrhundert, wer immer «in dem sacke kouffet», der habe oft Ursache, sich zu beklagen. Auch der Reformator Martin Luther brauchte diese alte Form wiederholt, so z. B. in der Schrift «Von der Winckelmesse und

Pfaffen Weyhe» von 1534: «So kann er dem Pfaffen ins Hertz nicht sehen / was da für ein Glaube sey / und mus also im sack keuffen.»

Im Jahr 1510 erschien in Strassburg die Schwanksammlung «Ein kurtzweilig lesen von Dil Ulenspiegel», in der ein Schwank erzählt, wie einer ein Kaninchen in einem Sack kauft, das sich dann, als er den Sack öffnet, als Katze entpuppt. Ob die im 17. Jahrhundert in der deutschen Sprache auftauchende Redensart *die Katze im Sack kaufen* direkt mit diesem Schwank zu tun hat, ist ungewiss, denn ein frühes Beispiel dieser Redensart steht im «Beutelschneider» von 1676, der deutschen Übersetzung der «Histoire generale des larrons» (1631) von François de Calvi. Dort lesen wir: «Der Weinschenck antwortet / er wäre nit gewohnet / die Katz im Sack zu kauffen / solten ihm derentwegen die Wahr (Ware) zeigen.» Im französischen Original steht für *die Katz im Sack* der Ausdruck *chat en poche.* Die Redensart *acheter chat en poche* «die Katze im Sack kaufen» bzw. *vendre chat en poche* «die Katze im Sack verkaufen» ist seit dem 16. Jahrhundert belegt, denn in der «Histoire de Nostre Temps» von 1552 braucht Guillaume Paradin «acheter chat en poche». Auch Michel de Montaigne schreibt in seinen «Essais» von 1580: «Vous n'achetez pas un chat en poche.» Aufgrund dieser Beleglage bin ich eher geneigt anzunehmen, dass deutsches *die Katze im Sack kaufen* aus französischem *acheter chat en poche* entlehnt ist.

Chifu

Heute, am 18. Mai, habe ich neue *Chifu* gesetzt. Eigentlich setzte ich die sonst nicht, sondern säe sie mit dem nötigen Abstand Samen für Samen. Aber dieses Jahr haben mir die Spatzen von den jungen Schösslingen alle Blätter abgepickt. Ich will ja nicht über die Spatzen klagen, lasse sie auch unter den Ziegeln brüten, denn man muss ja bald froh sein, wenn es noch welche hat. Aber dieses Jahr haben sie es arg getrieben. Dann *mudere* die abgefressenen Schösslinge, und man weiss nicht, kommen sie noch oder nicht mehr. Heute ging ich kurz entschlossen in die Landi, besorgte mir Setzlinge, riss die alten *Mudericheibe* aus und pflanzte die neuen.

In Schaffhausen versteht man mich nicht, wenn ich *Chifu* will. Hier sagt man *Chefe* oder *Schefe.* Überhaupt ist das so eine Sache mit der Bezeichnung dieses Gemüses. Die Basler und Baselbieter sagen *Mues* oder *Süessmues,* weil man das süsse Gemüse traditionell zu einem Mus verkochte (das Wort *Gemüse* ist ja eine Ableitung von *Mus*). Im Norden des Kantons Luzern sagt man *Allsguet* oder *Allsguetni(g),* weil man sowohl die Schote als auch die Kerne essen kann, im Deutschwallis *Mindsete* oder *Minsitot,* eine Eindeutschung von französisch *(pois) mange-tout,* im östlichen Berner Oberland *Fisel* oder *Süessfisel,* entlehnt aus lateinisch *pisum* oder *phaseolus,* vielerorts *Süess-* oder *Zuckeräärbs.*

Auch im Hochdeutschen ist die Bezeichnung nicht einheitlich. Laut dem «Variantenwörterbuch des Deutschen» sagt man in der Schweiz *Kefe,* in Deutschland und Österreich meistens *Zuckererbse,* in Nord- und Mittelwestdeutschland *Zuckerschote,* in Österreich auch noch *Kaiserschote.* Woher das Wort *Kefe* kommt, das im Deutschen des frühen Mittelalters schon als *keva* belegt ist, weiss man nicht. Ich brauche in meiner Berner Mundart das Wort *Chifu* sowohl für die Kefe als auch für den Kiefer. Ob das mit der Form zu tun hat? In der «Geschichte der Basler Gastronomie» (2005) von Mario Nanni lese ich: «Die meisten der heute gängigen Gemüse kamen erst nach 1500 in die Basler Küchen. Kefen werden erstmals 1516 erwähnt, und grüne Erbsen gar erst im 17. Jahrhundert.» In einer Quelle aus dem 17. Jahrhundert lese ich jedenfalls, dass der Garten eines Bauern von einem Unwetter arg in Mitleidenschaft gezogen wurde, «was

sie nur hatten, ganz niedergetrukt, den hanff und bonen angebrochen, Erbs, Kiffel, unnd dergleichen alligklich in Boden getrukt.»

Chiirschi, Chriesi

2018 soll ein gutes Kirschenjahr werden, hört man sagen. Das freut mich, denn Kirschen esse ich sehr gern. Als Knabe half ich auch gern bei der Kirschenernte und staunte, wie die Bauern die hohen Leitern *in Egi haa* konnten, wenn sie sie neu platzieren mussten.

Bereits 74 v. Chr. brachte der römische Feldherr Lucullus einige Exemplare der in der Hafenstadt Kerasos am Schwarzen Meer seit etwa 400 v. Chr. kultivierten Pflanze nach Italien. Sie waren die Vorgänger der heutigen Süsskirsche. Die Kirsche verdankt ihren Namen der Stadt Kerasos, welche heute türkisch ist und Giresun heisst. Das liest man bereits in Hieronymus Bocks «Kreüter-Buch» von 1539:

«Lucullus der edel Römer hat von ersten die Kirsen auss Ponto / vom flecken Cerasunte in Italiam bracht / davon sie noch iren namen Cerasa haben.»

Auf Lateinisch heisst die Kirsche in der Einzahl *cerasum,* ist also sächlich, nur der Kirschbaum *cerasus* ist weiblich. Der Baum muss also der Frucht bei uns das weibliche Geschlecht gegeben haben.

Im meiner Landberner Mundart sage ich der Frucht *Chiirschi,* die Basler sagen *Kiirsi* und meine aus St.Gallen stammende Frau sagt *Chriesi.* Die in den alemannischen Dialekten und im Schwäbischen verbreitete Form *Chriesi* ist wohl aus spätlateinischem *cerésia* mit Betonung auf der zweiten Silbe durch Wegfall des ersten Vokals entstanden.

Kirschen *pflückt* man im Hochdeutschen. In meiner Mundart sage ich *Chiirschi abläse,* die Zürcher *gönd go Chriesi güne,* die Schaffhauser sagen *Chriesi günne* oder *Chriesi abnee,* die Basler *Kiirsi ginne,* und im unteren Baselbiet sagte man traditionell *Chiirsse bräche.* Im einst bekannten Lied sangen wir: *Chum, mir wei ga Chrieseli günne, / weiss amen Ort gar grüüseli vil. / Rooti, schwarzi, gibeligääli, / zwöi bis drüü an einem Stiil.* Natürlich kann man *Chiirschi,* die ins Schnapsfass kommen, auch *strupfe.* Da braucht man die Stiele nicht und reisst die Früchte einfach ab.

Als ich noch ein Kind war, machte meine Mutter in der Kirschenzeit manchmal *Chirschsuppe.* Dazu röstete sie ein, zwei Esslöffel Mehl, löschte mit wenig Wasser ab, gab die entsteinten frischen Kirschen dazu und liess das Ganze kurze Zeit kochen. Selten süsste sie nach, wenn sie es für nötig befand, und richtete die dunkelrote Suppe auf geröstete Brotwürfel an. Das war ein herrliches Nachtessen.

Dr Chlään

In der Weihnachtszeit habe ich wieder einmal Simon Gfellers Geschichte «Wi der Zwölfischlegel Wienecht gfyret het» aus dem Erzählband «Em Hag no» von 1918 gelesen. Sie gefällt mir sehr, obwohl sie uns in eine Welt blicken lässt, die es längst nicht mehr gibt. Sie gefällt mir, obwohl sie für den Geschmack vieler Zeitgenossen wohl etwas zu sentimental sein dürfte und der

«volkserzieherische Zeigefinger», wie öfters bei Gfeller, zu sehr mahnend wackelt. Aber sie ist gut gebaut, hat *Schriis* und geht mir zu Herzen.

In dieser Geschichte heisst es an einer Stelle, die schildert, wie sich das jüngste Kind kosend an Zwölfischlegel schmiegt, um ihm *es Müntschi* zu geben: «Du schlot ihm das Chlynne ’s Ärmli ou um, hanget an ihm, wi-n-e Chlän ame Töri u seit: ‹Wart, i gibe der o grad eis!›»

Di wenigsten dürften heute noch verstehen, was *win e Chlään amene Tööri hange* meint. Der *Chlään* ist ein Vogel, und zwar eine Spechtmeise bzw. ein Kleiber. Dieser Vogel wurde in der frühen Neuzeit verbreitet *Klen, Klän* oder *Klähn* genannt. Wir lesen «von dem klänen» bereits in Gessners Vogelbuch von 1557, in den «Göttingischen gelehrten Anzeigen» von 1763 ist vom «Klän (oder kurzbeinichten Baumspecht)» die Rede und in Bechsteins «Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen» von 1820 vom «Klän, Baumklän».

Wie der Vogel zu seiner Bezeichnung kommt, ist leicht zu erklären. Schaut man einem Kleiber zu, wie er an einem Baumstamm herumklettert, hat man das Gefühl, er klebe am Holz. Deshalb ist seine Bezeichnung abgeleitet vom alten Wort *klenan, klenen* «kleben», von dem auch das Wort *Kleister* abgeleitet ist. *Chlään* meint also urprünglich «Kleber», im übertragenen Sinn auch «Kletterer», weil *chlääne* in der Mundart die übertragene Bedeutung «klettern» bekam. Derjenige, der am Berg klettert, scheint ja von weitem gesehen am Berg zu kleben. Auch die Bezeichnung *Kleiber* ist gut hörbar mit *kleben* verwandt.

Wir finden das Wort im «Berndeutschen Wörterbuch»: *Chlän* «Spechtmeise», in «Bödellitüütsch»: *Chlään* «Spechtmeise, Kleiber» und im «Baselbieter Wörterbuch»: *Chlään(e)bopp(l)er* «Kleiber, Spechtmeise». In Jakob Hunzikers «Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart» von 1877 lese ich: «De Chlän bopperet a der Tanne.» In Gertrud Zürichers «Kinderlieder der deutschen Schweiz» lautet der Vers 3603 aus Luzern: «Spir, Rapp, Choli, Mäusi, Chlän.»

Chluuf

In meiner Kindheit hörte ich von älteren Männern und Frauen noch ab und zu das Wort *Chluuf* «Blumenzwiebel». Meine Mutter kaufte *Tùupechlüüf* und nicht *Tùupezibele.* Auch Rudolf von Tavel schreibt in «Veteranezyt» (1927), der Herr Hauptmann habe die abgeblühten Hyazinthenstöcke ins Haus genommen, «d Chlüf hübscheli usgmacht, der Härd abgchlöpferlet, jede Chluf in e Bitz Papier gwigglet». Bereits im 17. Jahrhundert lese ich in einer Quelle: «Under den Gartengewächsen werden etliche gerümt wegen der Klüffen oder Zibelen, andere wegen der Häupteren.»

Das Wort *Chluuf* ist eine Ableitung des Verbs *chlioban, klieben* «spalten», das im Hochdeutschen heute verschwunden ist. Die Tulpenzwiebel ist also, wie die Knoblauchzwiebel, die Gespaltene. Der erste Wortteil *Knob-* von *Knoblauch,* altsächsisch *kluflōk,* ist auch verwandt mit *klieben.*

Chnupesaager

Frau Krummenacher, eine Entlebucherin, fragt mich, was ein *Chnupesaager* ist und woher das Wort kommt. Leider ist es nicht im «Idiotikon», aber im «Berndeutschen Wörterbuch». Ein *Chnupesaager,* heisst es dort, sei ein Langweiler, der endlos am gleichen herumnörgle und nie an

ein Ende komme. Also etwa dasselbe wie ein *Chniepi,* der endlos an etwas *desumechniepet.* Laut dem «Simmentaler Wortschatz» ist der *Chnupesaager,* laut dem «Bödellitüütsch»-Wörterbuch der *Chnuupesaager* ebenfalls ein Langweiler. Das «Obwaldner Mundartwörterbuch» behauptet hingegen, der *Chnuipesääger* sei 1. ein Geizhals und 2. ein Zauderer. Ein Knauser oder Geizkragen ist der *Chnuppesaager* auch für das «Baselbieter Wörterbuch». Wir sehen, das Wort kommt nicht nur im Berndeutschen vor, und bedeutet je nach Region «Langweiler, Zauderer» oder «Geizhals» oder beides.

Das Wort ist zusammengesetzt und ein bildlicher Ausdruck. Der zweite Wortteil *-saager* bzw. *-sääger* meint «einer, der sägt». Der erste Wortteil *Chnupe* bezeichnet einen Auswuchs oder eine rundliche Erhöhung; es ist verwandt mit dem hochdeutschen Wort *Knauf.* Im Wort *Chnupesaager* ist mit *Chnupe* ein Auswuchs an einem Baum oder an einem Stück Holz gemeint. Wer je mit einer Handsäge Holz gesägt hat, weiss, dass *Chnupe* sehr mühsam durchzusägen sind, weil das ausgewachsene Holz sehr hart ist. *Chnupesaager* kann einen Langweiler oder einen Zauderer bezeichnen, weil der endlos an etwas herummacht, herumplant oder herumstudiert. So wie der *Chnupesaager,* der angestrengt und lange an einem *Chnupe* herumsägt. Es kann aber auch einen Geizhals bezeichnen, weil der ohne Ende herumdruckst, bis er einen Batzen hervorklaubt.

In der Literatur begegnet man dem *Chnupesaager* zum Beispiel beim Solothurner Beat Jäggi, der in einer Geschichte aus dem Jahr 1963 schreibt: «Wenn üsen Ätti nit sone hinderhebige *Chnuppesager* und Gytzgnäpper gsi wär.» In einer Anekdote des Sigriswilers Adolf Schaer aus dem Jahr 1940 sagt einer: «Dir sit mir e schöne Chnuppesaager, dir!»

Chretzer

Chretzer ist ein weissgekelterter Rotwein. Laut dem Schweizerdeutschen Wörterbuch ist er entweder ein "süss ausgepresster und darum blassroter Wein von blauen Trauben" oder "neuer Wein, der noch nicht vergärt hat und der deshalb noch *chretzt*". Anderswo sagt man ihm auch *Chlepfer* oder *Rachebutzer*. Im 16. Jahrhundert schreibt der St. Galler Gelehrte Joachim Vadian: "1465 ward so sur wyn im Ryntal, den man kretzer nannt, dass man in nienenzuo bruchen konnd." *Chretzer* ist also ursprünglich ein rauer, saurer Wein, der im Hals *chretzt* «kratzt». Vom Verb *chretze* ist seine Bezeichnung auch abgeleitet.

Chretzer nennt man am Untersee sowohl auf der Schweizer als auch auf der deutschen Seite zudem den *Egli,* den Flussbarsch, der mit seinen dornigen Rückenflossen kratzt.

Chrammisvogel, Grammisvogel

Chrammisvogel oder *Grammisvogel* ist die Dialektform von *Krammetsvogel.* Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, bis zum Verbot der Vogeljagd, war der Krammetsvogel ein beliebter Speisevogel. Der erste Teil der zusammengesetzten Bezeichnung *Krammet-* ist eine assimilierte Form von *Kranewit.* So nennt man im Südosten des deutschsprachigen Raums den *Wacholder,* der im Norden *Machandel* heisst. *Kranewit*, bereits im Althochdeutschen des frühen Mittelalters als *kranawitu* belegt, ist zusammengesetzt aus *krana* «Kranich», verwandt mit englisch *crane,* und *witu* «Holz», verwandt mit englisch *wood*.

Die heute übliche Bezeichnung für den Krammetsvogel ist *Wacholderdrossel.* Im «Hannoverischen Kochbuch» von 1792 lautet das Rezept für «Krammetsvögel mit Wacholderbeersauce»:

«Wenn die Vögel rein gemacht und ausgenommen sind; so werden die Lebern mit Butter, einem Ei, Weissbrodt, Salz und Gewürze gehakt und wieder in die Vögel gefüllt, die darauf mit braunem Mehl, Citronensaft, Salz, gestossenen Wacholderbeeren und Zwiebeln gar gekocht werden.»

Chridebüchsler

Der *Chridebüchsler* ist eine alte Apfelsorte, die vor allem im Kanton Zürich sehr verbreitet war. Man nannte ihn meistens *Uschteröpfel*, seltener auch *Züriöpfel* oder *Pomme Citron.* In den in Ravensburg erschienenen «Monatsheften für Obst- und Weinbau» aus dem Jahr 1866 ist er beschrieben als goldgelb und spitz. Er sei «von Geschmack rein süss, aber sehr angenehm und fein gewürzt». Zur Verwendung sagt der Artikel, man brauche «in der Schweiz diese Aepfel meistens zum Dörren, zu 'Stückli', allein es würde derselbe auch ein vortreffliches Material zu Apfelkraut (süsser Brotaufstrich aus eingedicktem Apfel-und Birnensaft ohne Zuckerzusatz) abgeben und dass er eine bei Vielen sehr beliebte Speise, besonders der Kinder ist, versteht sich wohl nach dem über den süssen Geschmack Gesagten, von selbst.»

Zur Bezeichnung *Chridebüchsler* sagt das «Schweizerdeutsche Wörterbuch» nur ganz allgemein: «Nach Gestalt und Farbe so benannt». Eine Anekdote erzählt, die Sorte soll um 1760 von einem Herrn *Platter*, der in den Niederlanden gedient hat, auf der Burg in Uster eingeführt worden sein. Die Geschichte lässt sich jedoch nicht belegen.

Chriesilaachet

Vor einigen Tagen habe ich in Beringen im Schaffhauser Klettgau gelesen. Da fragte mich ein Mann aus dem Publikum, ob ich das Wort *Chriesilaachet* kenne, das so etwas wie «Kirschenernte» meinen müsse. Er wüsste gern, woher es komme. Mir war *Chriesilaachet* vollkommen unbekannt, auch wenn ich in meine Überlegungen einbezog, dass das lange a im Klettgau für ein ei steht und das Wort in der Normalform also *Chriesileichet* lauten würde. Zuhause nahm ich mich der Sache an:

Im Idiotikon findet man *Leichet* mit Belegregion Zürcher Weinland ohne Angaben, aber mit dem Hinweis, man solle unter *Leich* nachsehen. Unter *Leich* mit der Grundbedeutung «Reihe Turnus, gewohnter Gang» findet man die Angabe «in Zusammensetzungen wie *Eichleleich, Öpfelleich, Bireleich, Ströijileich, Märmelleich* die Jahreszeit, in welcher die betreffende Ernte, das betreffende Spiel an der Reihe ist, im Schwange geht, dem französischen *saison* entsprechend». Unter den Belegregionen ist Schaffhausen. Dann lese ich: «Der Name galt besonders von der Ernte an den Bäumen des Gemeindelandes (der Allmend), die besonders geregelt, vor allem auf einen bestimmten Tag anberaumt war, an dem sich die Bevölkerung an den Ausgängen des Dorfes sammelte, bereit, auf das gegebene Zeichen im Wettlauf sich auf das Feld zu stürzen und einen Baum in Besitz zu nehmen; diese Erntetage gestalteten sich gewöhnlich zu wahren Volksfesten.» Die Zusammensetzung *Chriesileich, Chriesileichet* (natürlich -*laachet* im Klettgau) ist mit «Kirschenernte» erklärt, mit Schaffhausen als Belegregion. Soweit das Idiotikon. Über das alte Wort *Leich,* das viele Bedeutungen hat und in vielen germanischen

Sprachen vorkommt, kann ich nicht mehr sagen, denn was in den Wörterbüchern erklärt wird, ist verwirrend.

Aber man findet auch Belege für das Wort in Texten. Im Fotoheft «Das Schaffhauser Bauernjahr» von 1959 lautet der Titel auf einer Seite: «Der Heuet geht zu Ende, der ‹Chriesilaachet› beginnt.» Doch das Wort ist damals bereits veraltet, denn das Schaffhauser Neujahrsblatt von 1954 erläutert: «Der frühere Name ‹Chriesilaachet› (Schleitheim, Beringen) für Kirschenernte ist erloschen, der Rüdlinger spricht nur noch von ‹Chrieset›.» Der älteste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus einem Schaffhauser Mundarttext von 1882: «Im Chriesilaachet bä i emoll mit ’s Schwediureche Haachel uf de Väämärkt ihe ggange.»

Chroosle

Der *Stachelbeere* sagt man auf Berndeutsch *Chroosle,* auf Senslerdeutsch *Chroosla,* auf Zürichdeutsch *Chruselbeeri* oder *Chrusle,* auf Baselbieterdeutsch *Chruusle* oder *Chruuselbeeri,* im süddeutschen Alemannischen *Krusele* oder *Kruuselbeer(i)* und auf Elsässerdeutsch *Krusel(s)beer* oder *Krüselsbeer.* Diese Bezeichnung zieht sich bis ins Oberösterreichische hinein. Weiter östlich heisst sie dann oft *Agrass, Agrasel* oder *Agrassbeere,* das wohl zu provenzalisch *agras* «sauer» gehört.

Die Bezeichnung *Krusel-* oder *Kreuselbeere* ist alt. Der Strassburger Apotheker Walther Hermann Ryff schreibt in seinem «Lustgarten der Gesundheit» von 1546 über das «Kreuselberlin», das man auch «Closterbeer» nennt:

«Ist ein schön gesteud / mit scharpffen dornen / das on (ohne) all pflantzung allenthalben in hecken / zeunen und gehäg / von im selber wechsst. Hat krause runde bletlin / doch zerkerffet (gekerbt) unnd zerschnitten / wie die bletlin eines Weinstocks / allein dass es viel kreuser ist / daher im on zweifel der namen / Kreuselber / kommen ist. […] Die Kreuselbeerlin braucht man unzeitig (wenn sie noch nicht reif sind) an das fleysch und andere kost / der lieblichen seure halben / den magen damit anzureytzen / und zu der speyss lustig (wie mundartlich gluschtig) zumachen. […] Die zeitig (reife) frucht / wirdt […] gelbfarb / ist aber nit also fast (sehr) in dem gebrauch / als wann sie noch unzeitig / grün / und saur ist / Denn so sie gezeitiget (reift) / wirt sie fast (sehr) süss / und mehr von den kindern und weibern abgelesen / wann zu der speiss gebraucht.»

Der Marburger Arzt und Botaniker Adam Lonitzer reiht in seinem «Kreuterbuch» von 1578 fünf Bezeichnungen aneinender: «Closterbeer / Kreuselbeer / Grosselbeer / Kraussbeer oder Stachdorn».

Viele Berner sind der Meinung, *Chroosle* sei entlehnt aus französisch *groseille.* Das ist nicht richtig, denn *groseille,* älter *grosele,* ist entlehnt aus fränkisch **krusil* «Stachelbeere», das zurückgeht auf das Eigenschaftswort *krus,* jünger *kraus.* Ryff glaubt, dass die krausen Pflanzenblätter der Frucht den Namen gegeben haben. Von Greyerz ist in seiner «Sprachpille» zu «Meertrübeli und Chroosle» anderer Meinung. Er schreibt:

«Nun heisst aber mittelhochdeutsches *krûse* als weibliches Dingwort sowohl Locke (Kraushaar) als irdener Krug, schweizerdeutsch Chruus, Chruusle, häufig mit gekürztem Vokal Chrusle. Kennzeichnend für die Chrusle ist die dickbäuchige, rundliche Form. Diese könnte sehr wohl zur

bildlichen Anwendung auf die Stachelbeere geführt haben. Völlig abgeklärt ist die Herkunft des Wortes nicht.»

Das «Schweizerische Idiotikon» stellt Ende des 19. Jahrhunderts *Chrusle* «Stachelbeere» zu *Chrusle* «Krug».

Den ältesten Beleg für die Bezeichnung *Stachelbeere* habe ich in Julius Bernhard von Rohrs «Vernunfft- und Schrifftmässigem Versuch, Wie aus dem Reiche der Gewächse die Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des grossen Schöpfers und Erhalters aller Dinge von den Menschen erkannt, Und sein allerheiligster Nahme hier gepriesen werden möge» von 1740 gefunden: «Stachel-Beeren».

Chrüüschmüder

In der Erzählung «Bürden – Nach Aufzeichnungen eines Alten Pfarrers», der ersten Erzählung aus dem Buch «Geschichten aus dem Emmental» von 1914, schreibt Simon Gfeller:

«Heutzutage kriegt ja jeder, sei er ein aufgestengelter Sprenzel oder ein dicker Krüschmüder, doch eine Frau, wenn er nur versteht, tüchtig das Maul aufzureissen und keck nach den Schürzen zu langen.»

Das klingt sehr nach Gotthelf, der im «Bauern-Spiegel» von 1837 den Erzähler sagen lässt:

«Ich weiss gar wohl, dass es Schnuderbuben gibt, die […] nicht über drei Mäss Krüsch wegsehen können, in allen Gaden herumschnausen, sich den Eingang erzwingen, durch wüstes Thun, das Mädchen mag sie wollen oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln.»

Das Wort *Chrüüschmüder*, das im Text von Gfeller «kleiner, gedrungener Mann» meint, kenne ich aus meiner Kinderzeit noch gut. Es bezeichnete einen eher kleinen, kräftig gebauten Knaben. So wird das Wort auch im «Berndeutschen Wörterbuch» erklärt: *Chrüüschmüder* «kleingewachsener Knabe». Allerdings konnte es auch «Lausbub» meinen, wenn jemand schalt: *Dir sit mer no Chrüüschmüdere, diir!* Im «Schweizerischen Archiv für Volkskunde» von 1908–1909 erklärt Hedwig Haldimann in ihrem Aufssatz «Schimpfwörter in der Emmentaler Mundart», welche ursprüngliche Bedeutung das Wort hat. Sie schreibt: «Dicke, unbewegliche Figuren, vergleicht man mit einem *mäusakch* (Mehlsack) oder einem *chrüschmüder* (Kleie-sack).» Diese Erklärung für den *Chrüüschmüder* finden wir auch im «Schweizerischen Idiotikon»: «kleiner Sack für Kleie», wobei im Idiotikon die Übertragung auf den Menschen fehlt.

Das Grundwort *Müder* ist im «Idiotikon» nur als Ziegenname ausgeführt, wobei ein Kalendertext aus dem Jahr 1851 zitiert ist: «Der Müder mit seiner hellen Glocke geht dem Zug [von Ziegen und Schafen] voran.» In verschiedenen deutschen Mundarten findet man *Müde* oder *Müdde* als Getreidemass, das ungefähr einen Scheffel mass. Das dürfte mit unserem *Müder* verwandt sein.

Das Bestimmungswort *Krüsch, Chrüüsch* «Kleie» ist im «Idiotikon» gut belegt. Im Althochdeutschen des frühen Mittelalters ist es bereits belegt als *crusc,* mittelhochdeutsches *grüsch* erscheint nur in späten oberdeutschen Quellen. Man findet es auch in der «Etymologie des

Schwäbischen» (2011) von Hermann Wax; es ist verwandt mit norditalienischem *crusca* und rätoromanischem *crisca.*

Chrutstile

Als Kind mochte ich *Chrutstile* nicht. Mutter kochte sie immer an einer weissen Sauce, wie Blumenkohl oder Lauch, weil das besser sättigte als das in Boullion gekochte Kraut. Soweit ich mich erinnere, schnitt sie die Blätter immer ab und kochte nur die weissen Blattrippen, von denen sie zuerst eine langfaserige, dünne Haut abschälte, bevor sie sie in Stücke schnitt und kochte. Heute liebe ich *Chrutstile,* und zwar nicht nur die weiss-, sondern auch die rot- und gelbstieligen. Allerdings mache ich sie ohne Sauce, koche die Stiele mit den Blättern in guter Kräuter- oder Hühnerboullion und schätze ihren kräftigen, erdigen Geschmack.

Der älteste mir vorliegende Beleg für dieses Gemüse stammt aus den «Briefen aus der Schweiz nach Hannover geschrieben in dem Jahre 1763» von Johann Gerhard Reinhard Andreae. Er schreibt, wenn die Mangoldpflanzen ganz gross seien, «geben die Rippen daraus und die Stiele für die Menschen noch eine gute Speise her, die man, wenigstens hier (in Zurzach), unter dem Namen Krautstiel ganz gerne geniesset». Obwohl der Mangold bereits mit den Römern zu uns kam, wurde er in der frühen Neuzeit vom Spinat verdrängt und erst seit dem 18. Jahrhundert wieder gezüchtet. Er heisst auch *Römischer Kohl, Römischer Spinat, Römische Beete, Beisskohl* und wegen Andreaes Briefen aus der Schweiz zudem *Schweizer Mangold.*

Die grossblättrigen und langstieligen *Chrutstile* nennt man heute meistens *Stielmangold* im Unterschied zum kleinblättrigen *Blattmangold* oder *Mangold*, den man wie Spinat zubereitet. Ein Rezept aus dem Jahr 1777 lautet:

«Die äusserlichen Schalen der Rippen werden mit einem Messer abgeschälet oder abgezogen, sodann (die Stiele) gekocht und abgebrühet, und hernach in einem Siebe abgetrocknet. Hierauf müssen sie in eine Schüssel gelegt, ein wenig Fleischbrühe, Salz, Muscatenblumen und Pfeffer dazu gethan und alles über einem Feuer gekocht werden. Zuletzt thut man ein gut Theil frische Butter hinzu, welche aber nicht kochen darf, sondern nur darin zergehen muss.»

Dauerbrenner

Beim Durchblättern einer Broschüre, welche die Baugeschichte einer Einfamilienhaus-Siedlung in Schaffhausen erzählt, las ich in der Legende zum Bild eines Zimmerofens, das sei ein *Dauerbrenner.* Als Bezeichnung für einen Ofentypen ist mir das Wort fremd; ich kenne es nur mit der Bedeutung «Gegenstand oder Thema von längerfristiger Bedeutung», wie im Titel «Wald-Wild, ein Dauerbrenner im Wildtier-management» der «Schweizerischen Zeitung für Forstwesen» vom 1. April 2017. Doch laut Dudens «Deutschem Universalwörterbuch» von 2023 hat das Wort drei Bedeutungen: «Ofen, der eine bestimmte Zeit ohne weitere Brennstoffzufuhr und ohne sonstige Bedienungsmassnahmen weiterbrennt», umgangssprachlich «Theaterstück, Film, Schlager oder Ähnliches mit besonders langanhaltendem Erfolg» und scherzhaft, veraltet «langer, leidenschaftlicher Kuss». Mich interessierte, seit wann das Wort gebräuchlich ist und was es zuerst bezeichnete.

Das Wort *Dauerbrenner*, seltener *Dauerbrandofen*, wohl die deutsche Entsprechung zu amerikanisch-englisch *slow-burning stove*, ist erst seit der Zeit um 1890 belegt, und zwar zuerst

als Bezeichnung für einen Metallofen der im Jahr 1870 gegründeten Firma Junker & Ruh in Karlsruhe. Am 1. Dezember 1891 wirbt die Firma in der Zeitschrift «Die Imkerschule» mit «die beliebtesten Dauerbrenner mit Mica-Fenstern und Wärme-Circulation, welche alle übrigen Öfen durch die exacteste Ausführung und die feinste Regulirbarkeit übertreffen» und am 7. Dezember 1893 im «Neuen Münchener Tagblatt» mit «die besten Dauerbrenner der Gegenwart», um nur zwei von vielen Beispielen zu nennen. Ein Bericht über eine Neubebauung in der «Täglichen Rundschau» vom 4. März 1894 erklärt: «Damit der Neubau im Frühjahr bezogen werden kann, sind dort mehrere sogenannte amerikanische Oefen, Dauerbrenner, aufgestellt, welche Tag und Nacht mit Anthracitkohlen geheizt werden.» Und in den «Briefen eines modernen Mädchens» aus der «Woche» vom 6. April 1907 freut sich die Autorin über den Frühlingsbeginn: «Der Augenblick, wo man zum erstenmal die Fenster weit aufmacht für Stunden und den schrecklichen Wintergenossen, den Dauerbrenner, definitiv abstellt, gehört zu jenen Momenten, um die sich's zu leben verlohnt.»

Doch bereits im Jahr 1894 erhält *Dauerbrenner* eine weitere Bedeutung: Die «Elektrotechnische Rundschau» meldet unter dem Titel «Dauerbrenner für Bogenlampen»: «Die Firma F. Hardtmuth & Co. in Wien hat um die Erteilung des Deutschen Reichspatentes auf einen ‹Dauerbrenner› nachgesucht, durch dessen Anwendung die Brenndauer der Kohlenstäbe in Bogenlampen wesentlich verlängert wird.» Während im Dauerbrenner-Ofen Tag und Nacht Heizmaterial verbrannt wird, verlängert die Dauerbrenner-Vorrichtung in der Bogenlampe die Lebensdauer der Kohlenstäbe, zwischen denen sich der Lichtbogen spannt. Diese Bezeichnung bleibt bis weit ins 20. Jahrhundert, und zwar bis Zentralheizungen den Dauerbrenner obsolet machen und die Bogenlampe durch neue Lampentypen ersetzt wird.

In übertragener Bedeutung wir das Wort *Dauerbrenner* seit den 1910er-Jahren verwendet. In der «Schaubühne» vom 24. März 1910 schreibt der Elsässer Schriftsteller René Schickele in einer Theaterkritik: «Manchmal hat die Puppe die Augen der Raserei, und aus der mathematischen Konversation bricht ein Schrei, aus dem regulierbaren Dauerbrenner der Handlung schlagen Flammen.» Die Handlung des Stücks, in der die Spannung erhalten werden soll, wird hier mit einem regulierbaren Dauerbrenner-Ofen verglichen. Und im «Literarischen Echo» vom 1. März 1920 ist von Büchern die Rede, die «förmliche Dauerbrenner an innerer Begeisterungsfähigkeit darstellen». Nicht die Bücher sind hier Dauerbrenner, sondern sie befeuern die innere Begeisterungsfähigkeit wie Dauerbrenner-Öfen. In beiden Beispielen ist der Vergleich mit dem Ofen noch greifbar. In der Zeitschrift «Teutonista» von 1958 ist *Dauerbrenner* mit der Bedeutung «langer Kuss» belegt, der auch *Fünfminutenbrenner* genannt wurde. Und schliesslich lesen wir im «Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte» von 1967: «Die Ausgestaltung der Entgeltfortzahlung im Krankheitsfall und ihre Wirkungen für Arbeitgeber und Arbeitnehmer waren in den letzten Jahren Dauerbrenner der arbeitsmarktpolitischen Diskussion in Deutschland.» Hier bezeichnet *Dauerbrenner* nur noch die langfristige Aktualität des Themas, ohne die Ofenmetapher näher zu bemühen. So brauchen wir das Wort heute, wenn wir lesen «Ein Dauerbrenner: Rechtsextremismus auf digitalen Plattformen», «Dauerbrenner oder Eintagsfliege», «Dauerbrenner in der Salzburger Landespolitik» und «Dauerbrenner Asylpolitik». Das einzige Ding, das aktuell noch unter der Bezeichnung *Dauerbrenner* angeboten wird, ist eine Grabkerze mit langer Brenndauer.

Der *Dauerbrenner* hat es sogar in unsere Mundarten geschafft. Renée Maria Bellafante schreibt in der «Bund»-Mundartkolumne vom 30. Dezember 2016 vom «Duurbrönner Chrankekasse» und

in der Mühli Wohlenschwil ist der «Duurbränner» Rindsfilet-Würfel an feinster Mühli's Stroganoff Sauce.

drifaare win e Muni in e Chrishuuffe

Die Redensart *drifaare* oder *drischiesse win e Muni in e Chrishuuffe* «mit blinder Hast etwas angehen» ist im Berndeutschen verbreitet und heute noch recht bekannt. Wir finden sie im «Berndeutschen Wörterbuch»: *dryschiesse wi ne Muni i ne Chrishuuffe* «sinnlos wütend drauflos», im «Simmentaler Wortschatz»: *driifaare wìn e Mùni ìn e Chrììshuuffe* «in blindem Eifer, Zorn dreinfahren», im «Brienzerdeutschen Wörterbuch»: *drischpringe wwien e Mmuni in e Chrishuuffen* «ohne Überlegung, überhastet etwas angehen», in «Bödellitüütsch»: *wie ne Muni in ä Chriishuuffe* «mit Gewalt, blindwütig erzwingen». Die bekanntesten historischen Belege stammen von Gotthelf. Im Roman «Geld und Geist» von 1844 sagt Christen: «Alles auf einmal machen könne man nicht, und so unbesinnt dreinfahren wie ein Muni in einen Krieshaufen, das möge er nicht.» Im Roman «Der Geldstag» von 1846 wird von jungen Lehrern behauptet, sie «fahren in die Schule hinein wie ein Muni in einen Krieshaufen». Noch in der «Bilanz» von 2003 lesen wir die nicht ganz verstandene Redensart: «Der Exportförderer hat sich selbst in eine ausweglose Lage manövriert, weil er auf die Probleme zusteuert wie ein Stier auf einen Kieshaufen.»

Ausserhalb des Berndeutschen ist die Redensart im «Schweizerischen Idiotikon» noch für Zürich belegt, doch im «Zürichdeutschen Wörterbuch» ist sie nicht erwähnt und es finden sich auch keine Belege in der zürichdeutschen Mundartliteratur. Der älteste Beleg im «Schweizerischen Idiotikon» stammt von dem in Magdeburg geborenen Aarauer Heinrich Zschokke; in «Meine Wallfahrt nach Paris» von 1797 schreibt er im Kapitel über die Sprache: «Dran ga wie e Dubel (Munni) an e Chrishufe.» Weiter verbreitet scheint die Redensart nicht gewesen zu sein.

Was heisst das überhaupt? *Chriis* ist Reisig, meistens Tannenreisig, denn Tannnadeln sind *Chrisnaadle. Chriis* ist eine seit dem Althochdeutschen des frühen Mittelalters belegte Bezeichnung, *hrīs,* für «Reis, Zweig, Rute» oder «Reisig, Gebüsch». Weil man in der frühen Neuzeit oft Reisig als Streue brauchte, konnte sich der leicht reizbare Stier durch einen Haufen neue Streue irritieren lassen und wütend auf ihn losgehen.

Es gibt verwandte Redensarten, die dasselbe ausdrücken: *drifaare win e Sou i d Eichle, drischiesse win e Hung i heisse Brei, zur Türe herein fahren wie eine Sau in einen Bohnenplätz* (Gotthelf), *dreinfahren wie der Teufel in die Schweine, dreinfahren wie die Katze in die Nüsse, dreinfahren wie Simson unter die Amalekiter, dreinfahren wie Blitz und Wetter.*

E Chutte cheuter

Nimm öppis Waarms mit, dert oben isch es den e Chutte cheuter weder hie oder *leg di waarm gnue aa, im Waud isch es e Chutte cheuter.* In solchen und ähnlichen Mahnungen hörte ich die Redensart *e Chutte cheuter* «spürbar kälter, einiges kälter» oft in meiner Jugend. Ich verortete sie in der bäuerlichen Welt. Dieser Meinung ist auch der als Bauernsohn aufgewachsene Mundartautor Adolf Schaer, denn er schreibt in seinem Lebensbericht «Jeder pfeift auf seinem Ast» (1963): «Das geistige Klima der Berner Universität, wohin ich übersiedelte, fand ich – wie der Bernerbauer sagt – ‹eine Kutte kälter› gegenüber demjenigen Genfs.» Für Ruth Bietenhard

gehört sie auch in die Stadt, denn sie führt im «Berndeutschen Wörterbuch» in eher städtischer Mundart auf: *Z Bärn isch es immer e Chutte chelter als z Thun.*

Der älteste Beleg, der mir zu dieser Redensart vorliegt, ist vom Obergerlafinger Landarzt Jakob Hofstätter. Im Beitrag «Der Bucheggberg. Eine Schilderung von Land und Leuten» von 1858 nennt er den «Volksausdruck […] sehr treffend: hier ist es schon ‹umene Chutte chälter›». Dann begegne ich ihr im Band «Twann» (1922) von Emanuel Friedlis monumentalem «Bärndütsch als Spiegel des bernischen Volkstums»: «Das abgeführte Wasser fliesst in der Regel so reich, dass es bi'm Bach um ene Chutte chelter isch als in den übrigen Teilen Twanns.» Und schliesslich berichtet Walter Studer in seinen «Untersuchungen über Arbeitswirtschaft und Arbeitstechnik in bernischen Bauernbetrieben» von 1946: «Vom ‹z'Märitfahren› weiss man, dass ‹es ga Bärn gäng um e Chutte chelter syg weder hie›.»

E Chutte weermer «spürbar wärmer» ist weniger gut belegt, aber es gibt auch diese Redensart, z. B.in Otto Flückigers «Die Schweiz aus der Vogelschau» von 1923: «da ussefür ischs aber umene Chute wermer» und in Simon Gfellers «Landbärner» von 1942: «Aber änenobe isch es fasch um ene Chutte wermer gsi.»

Bis jetzt scheint es so, als sprächen wir von einer Berner Redensart. Der Schein trügt, weil die Beispiele einseitig gewählt sind. Sie ist in der Deutschschweiz und darüber hinaus verbreitet. Im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» finden wir *en Schoope chelter wäärde* «spürbar kälter werden», im «Zürichdeutschen Wörterbuch» *muesch di en Schoope wèèrmer aalegge.* Im Schwarzwald und im Schwäbischen ist *ein Kittel kälter* gang und gäbe und wird oft im Zusammenhang mit der Schwäbischen Alb verwendet, z. B. in «Wie dr Schwob schwätzt» (1990) von Norbert Feinäugle und Hermann Fischer: *Oh, bei o's uf dr Alb isch es halt äwwel an Kittel kälter* «immer um einiges kälter». In «Mein Schwarzwald Magazin» lesen wir am 12. April 2023: «In den Höhenlagen kann es auch im Sommer mal gerne ‹einen Kittel kälter› sein. Sogar im «Rheinischen Wörterbuch» finden wir den Ausdruck *et es höck (heute) öm en ganze Ke(tt)el kaler (kälter).* Aus der Mundart ist die Redensart ins Hochdeutsche gerutscht: In der «Tageszeitung» vom 19. Februar 1997 titelt Philippe André: «Ulm: Deutschlands unwirtlichste Stadt im Winter – Immer einen Kittel kälter». Und der Vorarlberger Reinhold Bilgeri schreibt in seinem Roman «Der Atem des Himmels» von 2021: «In Ernas Zimmer war es inzwischen schon eine Joppe kälter als die Tage zuvor.»

Chuttlerugger

Jeremias Gotthelf braucht das Wort *Chuttlerugger* wiederholt. Im Roman «Geld und Geist» von 1843/44 rühmt man bei einem Essen den Wein, denn, wird angemerkt, «es war nicht Kuttlenrugger von Erlach oder Biel». Im Roman «Uli der Pächter» von 1849 ist Elisi vom Neuenburger angetan und sagt: «Der Vater müsse auch solchen anschaffen, […] er hätte immer nur so Kuttlenrugger, wo man im Weltschland damit den Mäusen vergebe; man sage ihm Taveller, er komme da von Biel her.»

Taveller war ein südfranzösischer Rotwein, der von Bieler Weinhändlern geliefert wurde. Offensichtlich trank Gotthelf ihn nicht gern; er zog Markgräfler aus dem Südbadischen vor. Als *Chuttlerugger* bezeichnete man einen minderwertigen Wein, der denjenigen, die ihn tranken, in die Gedärme fuhr. In G.A. Seilers Wörterbuch «Die Basler Mundart» von 1879 ist er auch aufgeführt. *Chuttle* ist eine abschätzige Bezeichnung für «Gedärme» und *Rugger* ist abgeleitet

vom Verb *rugge* «kollern, knarren, gurren, quarren», das in der älteren deutschen Sprache als *ruken* und *rucksen* belegt ist. Im Berndeutschen, das ich spreche, sagt man dem Gurren der Taube *rugge: d Tube rugge.* In einigen Mundarten heisst der Täuberich *Rugger.* Hartes Leder, das knarrt, *rugget: em Peter sini Schue rugge.* Geht man durch kalten, leicht verharsteten Schnee, *rugget* er: *hüt isch es chaut, dr Schnee rugget.* Und schliesslich nannte man im alten Baseldeutschen die Unke *Gillerugger,* weil sie aus dem Untergrund, wo die Jauchegrube lag, quarrte. Übertragen hat man die Bezeichnung *Gillerugger* auf die Maden in der Jauche und, spöttisch gemeint, auf diejenigen, die früher die Jauchegruben der Privathäuser leeren mussten, als es noch keine Kanalisation gab, und auf einen Schmutzfinken. In Basel gibt es heute noch die Waggisclique Gillerugger und in Liestal die Güllerugger-Zunft. Die Bewohner von Füllinsdorf im Baselbiet verspottete man gern als *Güllerugger.*

Doch zurück zum *Chuttlerugger,* dem man auch *Racheputzer, Rippechlemmer, Rippezwicker*, *Soodbrenner, Sockeflicker* und *Suuracher* sagen konnte. Literarisch wurde er nicht nur bei Gotthelf, sondern auch in der Mundartliteratur. Bereits in einem Weinlied aus dem 19. Jahrhundert ist vom «Chuttlerugger puur us ysne Räbe» die Rede. In Rudolf von Tavels «Gueti Gschpane» von 1913 setzt Gunthelm seinen Kumpanen einen Wein vor, mit dem er sie prüfen will:

«‹Probieret jitz numen es Bächerli vo disem, es git de nache no öppis anders.› Und derzue het er mit den Ouge blinzlet, wi wenn er wunder was für di Manne parat hätti. Dänkt het er, er well's la druuf abcho und luege, öb si na ihrem Waadtländer no merke, was me nen yschänki. Was er ne da beizt het, isch e Chuttlerugger gsi us em Altebärg. Er het nen agä, es sygi Burgunder. Der Harsädel het gfunde, er gräzi und het di nasse Schnouzhaar zwüsche d'Läfzgen yne zoge, für emel kei Tropf z'gschände.»

Und Adolf Schaer schreibt in seinem Lebensbericht «Ein jeder pfeift auf seinem Ast» (1963) vom Wein aus dem hinteren Fass: «Das sig de ke Chuttlerugger, aber eine mit Liedleni drinne.» Noch 2009 erwähnt Charles Ofaire den *Chuttlerugger* in seinem Buch «Berns verlorene Kindheit».

unter Dach und Fach

Die «Berner Zeitung» titelte am 12. September 2017: «Tourismusentwicklungsgesetz unter Dach und Fach» und das «Zofinger Tagblatt» am 5. November 2021: «Geld für attraktiven Ländiweg ist unter Dach und Fach». In beiden Titeln meint die Redensart *unter Dach und Fach sein* so viel wie «(nach Beratungen) beschlossen». Ursprünglich wendete man die Ausdrücke *unter Dach und Fach bringen* und *unter Dach und Fach sein* auf Gebäude an, die man fertig baut, um darin im Trockenen und in Sicherheit leben zu können. In den «Beiträgen zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache» von 1796 heisst es: «Unter Dach und Fach sein, heisst, ein Haus fertig gebaut haben, so dass man trocken darunter wohnen und sich wärmen kann. Einem Dach und Fach geben, heisst, einen beherbergen und erlauben, dass er für seinen Unterhalt sorgen kann.»

Dach und Fach ist eine verstärkende Doppelformel wie *Sinn und Zweck* oder *Fug und Recht.* Doppelformeln spielten in der traditionellen gesprochenen Sprache, vor allem auch in der Rechtssprache, eine wichtige Rolle. Man konnte sie als formelhafte Wendungen gut memorieren und sie hatten in gewisser Weise eine beschwörende Funktion. *Dach* bezeichnet den oberen Abschluss eines Gebäudes; das Wort ist verwandt mit dem Wort *decken* wie lateinisch *tectum*

«Dach, Decke» mit *tegere* «decken». Mit dem Wort *Fach* bezeichnen wir in der Regel ein Abteil oder einen Teil von etwas. Wir sprechen vom Bankfach, vom Fach in einer Schublade, vom Schulfach, vom Meister seines Fachs oder von der Fachhochschule. Das Wort beruht auf einer indogermanischen Wurzel mit der Bedeutung «binden, flechten» und bezog sich ursprünglich auf etwas, z. B. Gebäudeteile, mit geflochtenen Wänden. Im Deutsch des Mittelalters konnte *Dach* im übertragenen Sinn das ganze Haus bezeichnen und *Fach* einen Teil oder einen Raum eines Hauses. Vom 15. bis ins 16. Jahrhundert wird in Verordnungen oft die Formel *in Dach und Fach gehalten* bzw. *erhalten* verwendet, wenn gemeint ist, dass man ein Gebäude in gutem Zustand halten und nicht verlottern lassen soll. Dieser Formel ist in der «Jurisprudentia ecclesiastica» (1652) des Strafrechtlers Benedict von Carpzov, vor allem in Bezug auf Pfarrhäuser, ein ganzes Kapitel gewidmet. Eine Hamburger Feuerverordnung von 1685 schreibt vor, dass zur Brandbekämpfung in jedem Gebäude grosse Gefässe «mit Wasser angefüllet / unter Dach und Fach», d. h. im Haus, stehen müssten. In seinem «Dictionnaire des langues Française et Allemande» setzt Louis Henschel *unter Dach und Fach* gleich mit *in Sicherheit, gesichert, sicher, ausser Gefahr.* Fidel von Baurs «Handbuch für Offiziere des Generalstabs» von 1840 definiert *unter Dach und Fach* in militärischer Hinsicht so: «Bei Offizieren: angemessene Wohnung mit Bett, den erforderlichen Möbeln, Heizung, Licht und Stallung für ihre Pferde» und «Bei der Mannschaft: Platz in der Wohnstube des Quartierträgers, Beleuchtung, Kochholz und Geschirr zur Selbstbereitung der Speisen, Platz in der Küche und zum Schlafen.»

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts löst sich der Ausdruck *unter Dach und Fach* vom Haus und wird als Redensart freier verfügbar. Franz Tetzner schreibt in seinem «Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke» von 1896: «Unter Dach und Fach bringen = unter Schutz und in Ordnung bringen». Um 1900 wird *unter Dach und Fach bringen* in der Amtssprache gängig im Sinne von «beschliessen». In den «Stenographischen Berichten über die Verhandlungen des Deutschen Reichstags» von 1900 lesen wir, dass «die Stempelvorlage sicher unter Dach und Fach gebracht worden ist».

Dreck

Wortgrüblerisch im Dreck zu wühlen, ist nicht uninteressant und macht vor allem keine schmutzigen Hände. Das Wort *Dreck* hat indogermanische Wurzeln, auf die schon in früher Zeit Wörter verschiedener Sprachen zurückgehen, die Unreines, Mist meinen und mit Besudeln und Verwesen verbunden sind.

Dreck ist weich, feucht und haftet an Geräten, Schuhen und Kleidern, macht sie *dreckig*. Im Dreck kann man sogar steckenbleiben. Gärtner und Gärtnerinnen arbeiten mit Erde und Mist oder Dung, nicht mit Dreck. Im Gartencenter kaufen wir Blumen- oder Gartenerde, *Dreck* sucht man dort vergeblich. Das negativ konnotierte Wort *Dreck* kommt manchmal zum Zug, wenn Verunreinigungen gemeint sind. Der «Bundesverband Schimmelpilzsanierung» schreibt auf «bss-schimmelpilz.de» bei den Sofortmassnahmen nach Hochwasser: «Der Schmutz muss schnell raus. Nach dem Abpumpen ist nicht das Wasser, sondern sind Schlamm und Dreck das Hauptproblem.» Und das «Bundesamt für Bewässerungsschutz und Katastrophenhilfe» rät auf «bbk.bund.de» unter «Sonderlage: Hochwasser»: «Achten Sie auf einen ausreichenden Tetanusimpfschutz. Verletzungen können bei Arbeiten mit Dreck und Abfall sonst schnell zu gefährlichen Infektionen führen.» Während man heute in der geschriebenen Sprache die Wörter *Kot, Unrat, Afall, Schlamm, Mist, Dung* vorzieht, warfen Geistliche zur Zeit der Reformation gern verbal mit Dreck um sich, um drastische Sprachbilder zu malen. Ein Evangelienbuch von

1518 behauptet: «Du bist kot und dreck / und bist auss kott gemacht / Und wirst wider zu kott und zu dreck nach deinem tod.» Luther schreibt in der Auslegung der zehn Gebote von 1530: «Welche nu also lust haben an ander leute sünd / die sein wie die sew (Säue) / warten auff den dreck / lassen also das kat durch die zeen und maul lauffen / Denn sie fassen hin und her der andern sünde auff / das sie ihr maul damit spülen / wie die sew auff der gassen dreck auff raffeln.»

Weite Verbreitung fand *Dreck* als Bezeichnung für tierische und menschliche Exkremente. In unseren Mundarten spricht man heute noch von *Chüedräck, Rossdräck, Söidräck, Hundsdräck, Chatzedräck, Hüennerdräck, Tubedräck, Muusdräck, Flöigedräck, Bäredräck,* der auch die Lakritze bezeichnet. *Schissdräck*, älter auch *Mönschedräck,* nennt man den menschlichen Kot. Exkremente brauchte man in der Medizin des Mittelalters und der frühen Neuzeit oft als Heil- und Pflegemittel für Mensch und Tier. Ein Tierbuch von 1563 berichtet: «Hundsträck und menschenträck aufgelegt auff den halss denen, so die brüne (Angina) habend, sol ein bewärte artzney seyn.» In Johann Colers «Calendarium perpetuum» von 1616 wird gegen einen Wurm, der die Haut von Pferden befällt, empfohlen: «[Zerreibe] Katzendreck in Wasser und Baumöhl / machs ein wenig warm / und wasche den Wurm damit.» Ein «Zauber-Lexicon» von 1764 rät zum Entfernen von Haaren zu einer Salbe «aus ausgetrocknetem Katzendreck, mit Essig wohl abgerieben».

Weil Menschen Dreck in der Regel hassen und mit Dreck Verschmiertes nicht mögen, wird das Wort schon früh und bis in die heutige Zeit im übertragenen Sinn verwendet. Einerseits ist *Dreck* ein bildlicher Ausdruck für eine «missliche Lage». Wer bis zum Hals oder über die Ohren im Dreck steckt, ist in einer misslichen Lage. Wer jemanden aus dem Dreck zieht, hilft ihm aus einer misslichen Lage. Wer aus dem gröbsten Dreck heraus ist, hat das Schlimmste überstanden. In einem Brief des deutschen Nationalisten Ernst Moritz Arndt vom 7. Juli des Revolutionsjahres 1848 lesen wir: «Wie die ganze politische Entwicklung der jüngsten fünfunddreissig Jahre sich machte, hatten unsere Könige und Fürsten sich in den Dreck gelegt. Es gilt, sie langsam herauszuziehen.» Wer etwas schlechtmacht, *zieht es in den Dreck.* Die «Frankfurter Rundschau» titelt am 31. Oktober 2022: «Streit ums Bürgergeld: CDU ‹zieht Politik von Kanzlerin Merkel in den Dreck›».

Dreck bezeichnet im übertragenen Sinn aber auch Unbrauchbares, Unrecht, Ungerechtigkeit, Verschlagenheit oder Bosheit. Bereits in einem Ritterspiel aus dem 15. Jahrhundert wird eine Figur als «Sack voll Dreck» tituliert. Taugt etwas nicht, kann man sagen: *Diesen Dreck kann man nicht brauchen.* Und wenn Anna Maria Mozart in einem Brief an ihren Mann Leopold vom 2. Oktober 1777 schreibt: «die thresel lasse ich auch griessen, und ihr sagen, es ist alleweil ein Ding, ob ich den Dreck scheisse oder sie ihn frist», meint sie damit, es sei ein Ding, wenn sie etwas tue oder sage, ein anderes, wenn Therese es einfach schlucke. Das erinnert an Philipp Melanchthon (1497–1560), der schrieb, ein bäuerliches Sprichwort laute: *Friss Dreck und scheiss Gold, so werden dir die schönen Mägdlein hold,* wobei *Dreck fressen* «alles Unrecht ertragen» meine und *Gold scheissen* «tun, was einem aufgetragen, niemals handgreiflich werden, alle beglücken». Anmassendes kann ich mit *jä Dräck* bzw. *jä Schissdräck* brüsk abwehren. *Dräckele* meint «im Dreck wühlen», im übertragenen Sinn aber auch «übel handeln»: *Er tuet gäärn dräckelen u d Lüt pschiisse.*

Noch heute verstehen wir unter einem *Dreckskerl,* einem *Drecksack,* einer *Drecksau,* einem *Dreckschwein* und einem *Dreckstück* nicht jemanden, der schmutzig ist, sondern eine

«(moralisch) widerliche Person». Am 17. Juni 2017 betitelte die «Neue Zürcher Zeitung» einen Artikel über den amerikanischen Politiker Roger Stone mit «Er ist der grösste Drecksker in Washington». Kommt einer öffentlich als Saubermann daher, soll aber in Unlauteres verwickelt sein, hat er *Dräck am Stäcke.* Im «Freisinger Tagblatt» von 1892 lesen wir: «Unterschlagungen kommen bei den Sozialisten häufig vor, werden aber der Sache wegen, oder, weil stets mehrere gleichzeitig Dreck am Stecken haben, vertuscht.»

Seit dem Mittelalter hat *Dreck* aber auch die Bedeutung «gar nichts, kein bisschen, eine Nichtigkeit». Im 13. Jahrhundert dichtete der Spruchdichter Meister Stolle, sein Körper und seine Gesinnung sei «eines drekkes wert», und noch heute kann ich eine Aussage unfreundlich quittieren mit»: *Vo däm verschteisch du e Dräck* oder *i gloube dr e (ke) Dräck.* Von einer Sache lässt sich sagen: *Di isch e (ke) Dräck wärt,* und von einer Angelegenheit: *Wäge däm Dräckli muesch di nid no eergere* oder *muesch nid wäg jedem Dräckli cho jammere.* Fragt mich im Streit jemand etwas Ungebührliches, kann ich ihn anfahren: *Das geht dich einen Dreck an.* Im Vergleich mit etwas Grossem ist Kleineres *e Dräck dergäge,* und eine Person kann man sogar behandeln *wie den letzten Dreck,* d. h. wie ein Nichts, ohne die mindeste Achtung. Die Redensart *jemanden wie (den letzten) Dreck behandeln* ist erst seit der Zeit um 1920 belegt. Seit dem 16. Jahrhundert belegt sind *wie Dreck (und Kot) achten* oder *verachten.*

«Drill, Baby, Drill»

Donald Trump sagte in seiner Rede vor dem Kongress am 4. März 2025, ein Hauptanliegen zur Bekämpfung der Inflation sei es, die Energiekosten rasch zu senken. Die Biden-Administration habe, log er, die Erschliessung neuer Öl- und Gasvorkommen um 95 Prozent gekürzt und viele Kohlekraftwerke stillgelegt, die nun wieder in Betrieb genommen würden. Am ersten Tag im Amt habe er eine nationale Energie-Notlage erklärt. Um dieses Gold aus dem Boden zu holen, rief er in den Saal, habe er die talentierteste Mannschaft aufgestellt unter dem Slogan «drill, baby, drill», was mit einer Standing Ovation der republikanischen Abgeordneten beantwortet wurde.

«Drill, baby, drill» ist ein alter republikanischer Hut, der in der Wahlkampagne von 2008 zuerst vom damaligen Kampagnenleiter Michael Steele geäussert und dann im Wahlkampf von John McCain und Sarah Palin verwendet wurde. Steele ist heute, als Medienmann bei MSNBC, ein entschiedener Gegner Trumps und hält dessen Verwendung des Slogans für fehl am Platz, weil die USA genügend Öl und Gas förderten. Im Jahr 2008 waren, laut einer Gallup-Umfrage, 57 Prozent der Amerikaner und Amerikanerinnen für die Aufhebung der Förderrestriktionen im Golf von Mexiko. Mehr Zustimmung fand damals jedoch Obamas Energie-Initiative, 150 Milliarden Dollar zu investieren in die Biotreibstoff-Forschung und in saubere Energiequellen. 64 Prozent sprachen sich dafür aus. Nur wenig später, am 20. April 2010, führte die Explosion der Ölplattform «Deepwater Horizon» im Golf von Mexiko zur grössten Ölpest in US-Gewässern, für die der BP-Konzern 18,7 Milliarden Dollar Schadenersatz zahlen musste.

Trumps «drill, baby, drill», das den Umweltschäden durch die Öl- und Gasförderung keine Beachtung schenkt, hat drei Stossrichtungen. Erstens ist es ein öliger Freibrief an die Unternehmer der amerikanischen Öl- und Gasindustrie, die seinen Wahlkampf mit grossen Beträgen unterstützt haben. Zweitens richtet es sich gegen die moderate Umweltpolitik der Biden-Regierung. Obwohl Biden den Green-New-Deal-Plan der Klimakämpfer seiner Partei als Ganzes nie guthiess, versprach Trump wiederholt, den «Green New Scam (Betrug)», wie er ihn umbenannte, zu beenden. Drittens zielt er darauf, den von ihm in Golf von Amerika umbenannten

Golf von Mexiko rücksichtslos auszubeuten und die Erinnerung an die Ölkatastrophe auszulöschen.

Obwohl die Medien nicht müde werden zu betonen, zu welchem Behuf auch immer, dass Umweltthemen in den Hintergrund gerückt seien, ist die planetare Krise da, welche planetare Zeiträume mit der kleinen Menschheitsgeschichte verbindet. Auch wenn viele weiterhin so tun, als ginge das sie, selbsternannte Herren des Globus, nur ganz am Rande etwas an.

Duckmäuser

Brauchen Sie das Wort *Duckmäuser* noch? Wenn nicht, wissen Sie, was man damit bezeichnet? Das «Deutsche Universalwörterbuch» von Duden aus dem Jahr 2023 erläutert es so: «jemand, der seine Meinung nicht zu sagen wagt, sie nicht einer entgegengesetzten entgegenzustellen wagt», ein «Leisetreter». Das Wort ist nicht veraltet, wie der Kommentar «Diktatur der Duckmäuser» in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 24. Juni 2023 zeigt. Er bezieht sich auf die Tatsache, dass die Kulturchefin des Kantons Basel-Stadt vom Autor Claude Alain Sulzer, der ein Gesuch um finanzielle Unterstützung einreichte, eine Begründung für den Gebrauch des Worts «Zigeuner» in seinem neuen Roman forderte. Darauf warf Sulzer ihr «Zensur» vor. Obwohl beide Parteien sich aussprachen, schreibt der Autor des Kommentars, Peer Teuwsen: «Der Schaden ist schon lange angerichtet, eine Übervorsicht in die Köpfe eingesickert, die mutige und gute Kunst bedroht. Die Diktatur der Duckmäuser ist da.»

Woher kommt die Bezeichnung *Duckmäuser*? Der Germanist Hans-Friedrich Rosenfeld (1899–1993) behauptet, Sebastian Brant habe das Wort geprägt. Wir finden den ältesten Beleg im «Narrenschiff» von 1494 im Abschnitt «Hyndernys des gutten», wo wir lesen: «Wann man sicht eynen der do will / Recht důn / und syn in wisshyt styll / So spricht man / schow den duckelmuser – sieht man einen, der richtig handeln und weise still sein will, so sagt man: schau den Duckmäuser.» Der Zürcher Lexikograf Josua Maaler beschreibt in seinem Wörterbuch von 1561 den *Tukgenmüssler* als einen «der sein ding wol kann verbergen und heimlich halten».

Duckelmuser ist abgeleitet vom älteren Verb *tockelmûsen* «im Verborgenen, heimlich handeln, Unrecht tun», das bereits in einem Lied aus dem hohen oder späten Mittelalter belegt ist: «ir man daz wênec spuort, ir tockelmûsen des si pflac – ihr Mann nahm ihr heimliches Handeln nicht wahr». Auch in einer Antwort von 1558 auf einen Schmähbrief der elsässischen Reformatorin Katharina Zell (1497/98–1562) schreiben die Autoren, dass man ein solches Flick- und Teufelswerk wie Zells Brief nie vorher gelesen, «sonderlich (insbesondere) wann ein gůtter Mann nur das dockelmausen und die heimlichen dück (Hinterlisten) darin betracht».

Der erste Teil des zusammengesetzten Worts *tockel-, dockel-, tuckelmûsen* geht wohl auf das Verb *tuckeln, duckeln* zurück mit der Bedeutung «hinterlistig sein, jemanden betrügen», einer Ableitung von *Tuck, Duck* «Hinterlist, eigentlich: hinterlistiger Stoss». Vergleiche dazu *dem bin i uf dä Tuck cho* «dem bin ich auf die Schliche gekommen» im «Rheinwalder Mundartwörterbuch». Bereits Heinrich der Teichner schrieb im 14. Jahrhundert: «ân allen tuc – ohne alle Hinterlist». *Tuckel-, tockel-* ist also nicht abgeleitet von *ducken,* zu dem es erst später in Beziehung gesetzt wurde, als sich aus den alten Formen *Tuckelmäuser, Tockelmäuser, Duckelmäuser, Dockelmäuser* ab der Mitte des 17. Jahrhunderts die heutige Form *Duckmäuser* durchzusetzen begann, z. B. «nach Art der Paracelsischen Duckmäuser» (1616). Der zweite

Wortteil *mûsen,* neuer *mausen* hat neben der Bedeutung «Mäuse fangen» auch die Nebenbedeutung «heimlich handeln, Unrecht tun, stehlen»: *Er hat mir die Brieftasche gemaust*.

In unseren Mundarten ist das Wort *Duckmäuser* gut belegt: im «Berndeutschen Wörterbuch» *Tuggemüüsler, -müüseler* «ängstlicher Mensch», im «Zürichdeutschen Wörterbuch» *Tuggemüüsler,* im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» *Tuggilimuuser* «ängstliche, unehrliche Person», im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Suter *Duggemyyser, -myys(e)ler* «tückische Person, die sich harmlos gibt», im «Baselbieter Wörterbuch» *Dùggelimuuser, Dùggemüüseler* «hinterlistige, tückische Person, die sich harmlos gibt», in «Wallissertitschi Weerter» *Toggimüüsär, -muisär.* Auch im Schwäbischen ist der *Duggelmauser* belegt und im süddeutschen Alemannischen der *Duggelmuser, Duckelimuser* «unterwürfiger, verdruckter, verschlagener heuchlerischer Mensch».

eerber

Das Adverb *eerber* ist die Mundartform von hochdeutsch *ehrbar* «ehrenhaft, achtbar, achtenswert». Es ist eine Bildung zum Wort *Ehre* mit dem Suffix *-bar,* das seinerseits vom alten Wort *beran* «tragen» abgeleitet ist. Das Suffix *-bar* kommt in der deutschen Sprache oft vor von *fruchtbar* «Frucht tragend» über *ehrbar* «was Ehre verdient», *ersetzbar* «was ersetzt werden kann» bis zu *offenbar* «was offen zutage tritt» und *sonderbar* «was besonders, ausgezeichnet ist».

Ehrbar ist im Schweizerdeutschen seit dem Mittelalter belegt mit derselben Bedeutung, die es im Hochdeutschen hat. In einer Urkunde aus dem 15. Jahrhundert lesen wir von den «eltesten und erbesten», also von den «ältesten und ehrbarsten». In einer anderen aus dem 16. Jahrhundert ist von Menschen die Rede, die «züchtig und erbar» leben.

Wenn ein Appenzeller jedoch behauptet, *i han ems eebe gsäät*, braucht er *eerber* als Adverb mit der Bedeutung «recht ordentlich, ziemlich, deutlich». *I han ems eebe gsäät* meint «ich habe ihm deutlich die Meinung gesagt». Mit dieser Bedeutung ist *eerber* bereits in Titus Toblers «Appenzellischem Sprachschatz» von 1837 mit dem Beispiel *erber vil Lüt* «ziemlich viele Leute» aufgeführt. Im «Appenzeller Sprachbuch» (1999) von Stefan Sonderegger und Thomas Gadmer ist *ee(r)be(r), eebe* aufgeführt mit den Bedeutungen «ziemlich, recht, ordentlich» und dem Beispiel *ee(r)be(r) näbe* «ziemlich bald».

In den Mundarten der Nordostschweiz, im Appenzellischen und im St. Gallischen hat sich *eerber* also zu einem Adjektiv oder Adverb entwickelt mit der Bedeutung «ziemlich, recht, ordentlich». Das «Idiotikon» führt für das St. Galler Rheintal folgende Beispiele auf: *do goots nebe eerber kruutig zue* «hier geht es, dünkt mich, ziemlich bunt her», neben *eerber grooss, gnueg, vil, nass, rääss.*

Hermann Bauer schreibt im Buch «Schweizer Dialekte» von 1965 unter dem Titel «Wie den St. Gallern der Schnabel gewachsen ist»:

«Eerber früe ist seiner Meinung nach der Wecker abgegangen. Eerber hat den Sinn von ziemlich, dem es als ehemaliges ehrbar gleichbedeutend ist. Man hält in St. Gallen viel darauf, dass alles ehrbar ist.»

Im selben Buch erzählt Ida Niggli unter dem Titel «E bezli näbes vo öös obe n abe» von einem Pfarrer, er habe «alewile graad use gsääd, was er tenkt hed, ond tenkt hed er eerber vil.»

Nicht nur in den Mundarten der Nordostschweiz hat *ehrbar* die Bedeutung «ziemlich, recht, ordentlich», sondern auch jenseits der Grenze im Schwäbischen und in den Mundarten Vorarlbergs und des Allgäus.

Vielleicht ist diese Verwendungsweise von *ehrbar* aus dem Französischen übernommen worden, denn da kann *honorablement* die Bedeutung «d'une manière satisfaisante», also «anständig, ordentlich, recht» haben. Von einem Schüler kann man sagen *il se tenait honorablement* «er hielt sich recht gut».

Entelibeier

Jetzt gibt es sie schon im Laden zu kaufen, bald reifen sie im Garten: die roten, süssen *Entebeer, Entebeier* oder *Entelibeier,* wie die Appenzeller sagen. Den zweiten Teil des zusammengesetzten Wortes, also *-beer* oder *-beier*, muss ich nicht erklären. Es sind Lautformen von *Beere.*

Der erste Wortteil, *Ente-* oder *Enteli-,* steht für hochdeutsches *Him-,* denn *Entelibeier* sind «Himbeeren». *Him-* kann im Hochdeutschen nicht für sich stehen, es ergibt nur zusammen mit *-beere* einen Sinn. Es ist, historisch gesehen, eine lautlich veränderte Form von *hint-,* denn im Mittelalter hiess die Himbeere *hintperi* oder *hintber.* Mit *hint-* sei die *Hinde* «Hirschkuh» gemeint. Die Himbeere sei also ursprünglich die Hirschkuhbeere, weil das Tier die Beere gern fresse. So erklärt es zumindest Jakob Grimm in der «Deutschen Grammatik». Aber belegen lässt sich das nicht. Möglich wäre auch, dass *hint-* «der Stechende» meint und so verwandt wäre mit griechisch *kentéō* «steche». Das überzeugt, lässt sich aber ebenfalls kaum belegen.

Bei *hint-* kann das *h-* wegfallen. Es bleibt *int-,* das durch Verdumpfung von i vor n zu *ent-* werden kann, aus dem es dann die *Entbeer, Entebeer* oder eben *Entelibeier* gibt. Mit Enten hat diese Bezeichnung noch weniger zu tun als mit Hirschkühen.

An der Erinnerung Tatzen saugen

Vor kurzem erhielt ich von einer Bekannten in Schaffhausen eine Mail, die mich freute. Sie schrieb mir, sie habe eben in meinem Buch «Mir stinkts» die Geschichte «Öppis us de Finger suuge» gelesen mit der uralten Überlieferung vom Bären, der an seiner Tatze saugt. Das habe sie an ihre Mutter, eine in Deutschland aufgewachsene Auslandschweizerin, erinnert. Ihre Mundart sei stark durchsetzt gewesen von deutschen Ausdrücken aller Art: von Mundartlichem aus dem Ruhrgebiet, Bibelsprüchen und sonstigen Zitaten. In der Familie der Mutter habe man sehr viel gelesen. Und diese Mutter habe ab und zu gesagt: «Etz mönder halt denn an der Erinnerung Tatzen nagen!» Ob mir diese Redensart bei meinen Recherchen irgendwo begegnet sei, fragte sie mich. Ich musste leider verneinen, denn ich hätte sie sehr gerne in mein Buch aufgenommen.

Meine Recherchen zeigten, dass die Redensart *an der Erinnerung Tatzen saugen* seit der Mitte des 19. Jahrhunderts belegt ist. Leider fehlt sie in den grossen Nachschlagewerken. *An der Erinnerung Tatzen saugen* meint «sich mit der Erinnerung begnügen müssen» und sie gleicht den Redensarten *am leere Taape suuge* «Hunger leiden» und *öppis us em Taape suuge* «etwas frei

erfinden, erdichten», welche auf die alte Geschichte vom Bären zurückgehen, der während des Winterschlafs, so erzählte man, von Zeit zu Zeit an seiner Pfote sauge, weil er nichts zu essen habe. Einige meinten, er sauge dabei Fett aus seiner Tatze.

Der älteste Beleg von *an der Erinnerung Tatzen saugen,* der mir vorliegt, stammt aus dem Jahr 1871. In «Neue böse Zungen. Revue alles Interessanten» vom 7. Juli 1871 lesen wir in einer Geschichte über einen Stadtpark mit leeren Sesseln, durch den kalte Winde fegen: «Noch immer saugen die alten Sesselfrauen an der Erinnerung Tatzen.» In der Wochenrevue «Stamm's böse Zungen» von 1872 – offenbar war der Titel «böse Zungen» beliebt – weist mich ein Beleg auf eine wichtige Spur. Dort ist von einem Komponisten die Rede, der « – wie der geniale Victor Scheffel sich ausdrückt – ‹an der Erinnerung Tatzen saugt› und die Musik aller Novitäten aus seinen früheren Operetten zusammensetzt.» Dem Komponisten gelingt also nichts Neues mehr, er muss an der Erinnerung Tatzen saugen.

Geht die Redensart *an der Erinnerung Tatzen saugen* etwa auf ein Zitat des bekannten Karlsruher Schriftstellers Josef Viktor von Scheffel (1826–1886) zurück, der den ausserordentlich erfolgreichen Roman «Ekkehard» (1855) geschrieben hat? So scheint es zu sein. In Scheffels «Trompeter von Säckingen» von 1854 kommen die Lieder des Katers Hiddigeigei vor. In einem dieser Lieder lautet eine Strophe:

«Hiddigeigei spricht, der Alte: / Pflück' die Früchte, eh' sie platzen; / Wenn die magern Jahre kommen, / Saug an der Erinn'rung Tatzen.»

Meines Erachtens ist die Redensart *an der Erinnerung Tatzen saugen* ein Zitat aus Scheffels Hiddigeigei-Gedicht und hat indirekt mit dem an der Pfote saugenden Bären zu tun. Denn der älteste Beleg, der auf den Zusammenhang von Erinnerungen und Tatzen hinweist, ist ein Vergleich, der auf die Bärengeschichte zurückgeht. In einem Brief von 1775 schreibt der Schriftsteller und Gelehrte Wilhelm Heinse über sein langes Stillschweigen: «Ich saugte an den Erinnerungen der vorigen Zeiten, wie der Bär in Hungersnoth an seinen Tatzen saugen soll, und das Uebrige war Hypochondrie, Schwermuth, Krankheit, Fieberhitze.» Scheffel hat wohl den Vergleich verkürzt zu «saug' an der Erinn'rung Tatzen» und daraus ist die Redensart geworden.

Die Redensart-Belege setzen kurz nach Erscheinen von Scheffels «Trompeter von Säckingen» ein. Zudem muss man wissen, dass der Kater Hiddigeigei eine sehr populäre Figur wurde. Auf der Insel Capri gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar ein vor allem von Deutschen besuchtes Café «Zum Kater Hiddigeigei», in dem auch Walter Benjamin und seine Geliebte Asja Lacis verkehrten. Es gibt heute noch ein Hotel «Kater Hiddigeigei» in Bad Säckingen.

Errünne

Es ist Mitte März 2025 und ich sage, aus dem Garten kommend, meiner Frau Praxedis: *Dr Schnittsalaat isch errunne, aber vom Nüssler gseet me no gaar nüüt.* Was ich meine mit dem Ausdruck, er sei *errunne*, fragt sie mich, und ich sage ihr, *errünne* meine «auskeimen, zum Vorschein kommen». Ich kenne das Wort seit meiner Kinderzeit in den 1950er-Jahren, hörte es von den Eltern, Grosseltern und den bäuerlichen Verwandten im Bernbiet. Sie sagten *ds Choorn isch errunne* und witzelten bei wüchsigem Wetter *bi settigem Wätter errünnti ja Hosechnöpf* oder *sääiti me Hosechnöpf, si errünnti bi däm Wätter.*

Errünne, errunne, in der neueren hochdeutschen Lautung *errinnen, erronnen,* ist ein wunderbares Wort mit einer langen Geschichte. Seine Hauptbedeutung ist «zum Vorschein kommen, sich zeigen». Das wird schon im Lukasevangelium von Wulfila, einem in Konstantinopel gestorbenen Theologen aus dem 4. Jahrhundert deutlich. In gotischer Sprache steht geschrieben *hlauts imma urrann* «das Los errann ihm», d. h. «das Los traf ihn». Das Los war ursprünglich ein Zweig, den man zog, deshalb heisst das Los auf Lateinisch *sors* und auf Französisch *sort*, weil es herauskommt.

Der Benediktiner Notker Labeo, der in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Leiter der Klosterschule St. Gallen war, übersetzte lateinisches *ortus est sol* «die Sonne ist aufgegangen» auf Althochdeutsch mit *daranah irran diu sunna* «danach errann die Sonne, d. h. danach kam die Sonne zum Vorschein, ging die Sonne auf». Notker brauchte das Wort oft, auch im Sinn von «entstehen». In der Sprache der Theologen der frühen Neuzeit konnten auch die Sünde und das Böse *errinnen.* Samuel Huber schreibt 1592 von Abtrünnigen, die «die auss dem guten Saamen errunnen und aufgewachsen waren».

Im Hochdeutschen der Schweiz und in vielen Deutschschweizer Mundarten wird *errinnen* oft mit keimenden, sich zeigenden, spriessenden Pflanzen gebraucht. Bei Albrecht von Haller lesen wir in «Die Alpen» von 1729: «dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt». Heinrich Zschokke schrieb in «Die Alpenwälder» von 1804: «Der im Frühjahr ausgestreute Saame errinnt schon nach 6–8 Wochen.» Bei der Seeländer Mundartlyrikerin Gertrud Burkhalter lautet die vierte Strophe ihres Gedichts «Heligeland» von 1957: «Rüeft vo dobe d Sunne vüre / höch uuf s Gsööm, wo dung errünnt; / un uf Fälder voll vo Ähri: / Chorn, wo wyt desumezündt.» «Gäb der Haber rächt errunne syg», schreibt Hans Rudolf Balmer in einer Erzählung von 1958.

Das einst viel verwendete Wort geht heute leider mehr und mehr verloren. In Dudens «Deutschem Universalwörterbuch» von 2023 ist *errinnen* nicht mehr aufgeführt; es fehlt auch schon in Dudens dreibändigem Werk «Die deutsche Sprache» von 2014. In der zeitgenössischen Mundartliteratur errinnen weder Salate, noch Blumen oder Kräuter, weil, vermute ich, auch immer weniger Bauern sagen, ihre Saat sei *errunne.* Halt! Auf der Webseite «der-blumenwanderer.blogspot.com» lese ich auf einem Eintrag vom 28. Januar 2017 unter dem Bild eines Wiesen-Bocksbarts: «ganz von selbst erronnen ist dieses Blütenwunder». Und auf dem Infoblatt der Emmentaler Gemeinde Lauperswil vom Juni 2019 lese ich: «Ist die Saat erronnen, muss diese gepflegt werden.» Etwas Leben ist noch da!

e Falle mache

Das mues de e Fauue mache «das muss anständig aussehen», *das macht e ke Fauue* «das macht keinen guten Eindruck», *di macht e schlächti (gueti) Fauue* «die macht einen schlechten (guten) Eindruck», *tänk, was daas fürn e Fauue miech* «was die Leute sagen würden». Solche Ausdrücke brauchten meine Eltern, beide Berner aus dem Worblental und in der Zeit des 1. Weltkriegs geboren, oft.

Die Redensart *e Falle mache* ist kaum zu erklären, denn es gibt wenig historische Belege dafür. Den ältesten Beleg, den ich gefunden habe, ist aus «Die Basler Mundart» von 1879. Dort führt Gustav Adolf Seiler unter *Falle* auf: «betrübtes Gesicht: *Dä macht e Falle!»* Dieser Beleg wurde in den Artikel *Falle* im 1. Band des «Schweizerischen Idiotikons» von 1883 übernommen. Weitere Belege aus dem 19. Jahrhundert fehlen; zudem scheint die Redensart im Elsässischen

und in den süddeutschen Mundarten zu fehlen. Im «Variantenwörterbuch des Deutschen» (2004) von Ulrich Ammon und seinen Mitarbeitern wird *(k)eine schlechte Falle machen* «(nicht) schlecht dastehen» als Helvetismus bezeichnet.

In den regionalen Mundartwörterbüchern der Deutschschweiz kommt die Redensart oft vor. Rudolf Suter gibt in seinem «Baseldeutsch-Wörterbuch» von 1984 dem Wort *Falle* die übertragenen Bedeutungen «Gesicht, Miene» mit der Anmerkung «(pop. 20. Jh.). Dùmmi Falle, *dummes mürrisches Gesicht*» sowie «Aussehen» mit der Anmerkung «(pop. 20. Jh.). Das macht e schlächti Falle, *das sieht unansehnlich, ungut aus.*» Das «Baselbieter Wörterbuch» (2001) gibt: «Falle, *Eindruck, Aussehen, Anblick* (pop. 20. Jh.). Das hätt e schööni Falle gmacht, wemme nid gange weer. Er hed e ganz e schlächti Falle gmacht.» Das «Schaffhauser Mundartwörterbuch» (2003): «Fale, Falle, Anblick, Aussehen. *Da macht ka Falle,* sieht nicht gut aus.» Der «Innerrhoder Dialekt» (2001): «Falle, da macht e ke Falle *das sieht nicht gut aus,* machscht e-n-aadligi/leiigi Falle *erweckst einen komischen Eindruck*.» Das «Rheinwalder Mundartwörterbuch» (1987): «Fallä, Redensart: *ä schlächti Falle mache,* einen schlechten Eindruck erwecken.» Der «Simmentaler Wortschatz» (1991): «Fale, *Miene,* där rìiset fin en Fale!» Das «Obwaldner Mundart-Wörterbuch» (2000): «Fallä, Eindruck, Aussehen. Redensart: *Ä Fallä machä, ä Gattig und ä Fallä machä,* einen guten Eindruck machen; *ä chrummi Fallä mache,* ungünstig, dumm dastehen.» Das «Jaundeutsche Wörterbuch» (2014): «Fala, *unzufriedene Miene.*»

Die Schwierigkeit besteht nun darin zu erklären, wie es bei *Falle* «Fangvorrichtung, Hinterhalt» oder «Falltüre, Fallverschluss, Klinke» zur übertragenen Bedeutung «Gesicht, Miene, Aussehen, Eindruck» kommen kann. Die Grundbedeutung von *Falle* im ältesten Beleg und in den Belegen aus dem «Simmentaler Wortschatz» und dem «Jaundeutschen Wörterbuch» scheint «mürrisches Gesicht, unzufriedene Miene» zu sein. Von dieser Bedeutung geht Christoph Landolt bei seiner Deutung der Redensart auf «idiotikon.ch» aus und begibt sich damit auf sehr dünnes Eis. Er führt aus, *e Falle mache* habe dieselbe Bedeutung wie *e Lätsch mache. E Lätsch* sei «eine Schlinge, Schlaufe», beides spiele auf die heruntergezogenen Gesichtszüge an. *E (truurigi) Falle mache* dürfte also von den *fallenden* Zügen einer betrübten Miene herkommen. Seit dem 20. Jahrhundert werde die Wendung dann auch auf das Verhalten und auf Sachen übertragen: *du machsch e ke gueti Fauue* «du machst einen schlechten Eindruck» und *di dräckige Schue machen e schlächti Fauue.* Schliesslich könne sie dann ins Positive gewendet werden: *das mues e Fauue mache* «das muss gut daherkommen».

Ich habe keine bessere Interpretation, weise aber darauf hin, dass der Ausdruck *Falle machen* in «Rotwelsch» (1901) von Friedrich Kluge vorkommt: «Falle machen d. h. beim Spiel oder bei Betrug dem zu Betrügenden, dem Freier, scheinbar gut zureden, dass er auf das ihn verderbliche Spiel oder Geschäft eingeht.» Im «Wörterbuch des Rotwelschen» von Friedrich Wolf kommen auch die Ausdrücke *Falle reissen, Falle schieben, Falle bauen* und *Falle pflanzen* vor. Vielleicht kommt der Ausdruck *e Fauue mache* ganz einfach aus dem Rotwelschen wie eine ganze Reihe andere Mundartwörter und -ausdrücke auch (*Schmuus, Schmier, Tschugger, schinagle* usw.). Das Wort *Falle* «Fangvorrichtung, Hinterhalt» würde in diesem Fall mit der übertragenen Bedeutung «gute Miene zum Verdecken einer bösen Absicht» gebraucht und wäre nicht auf die fallenden Gesichtszüge zurückzuführen.

Faschtechuttle

Viele von uns wissen, was *Chuttle* sind, viele mögen sie nicht. Das Duden-Buch «Die deutsche Sprache» von 2014 beschreibt *Kuttel* als «essbares Stück vom Magen oder Darm des Rinds». Der Rindermagen muss zuerst vom übelriechenden Kuttelfett, dem *Chuttleschmutz*, gereinigt und vorgekocht werden. Das besorgten früher *Chuttler* in den nicht eben wohlriechenden *Chuttlereie.* Dann erst kann man sie in einer roten oder weissen Sauce, meistens mit Kümmel gewürzt, zubereiten und essen. Das Kuttelfleisch selbst hat wenig Geschmack, die Sauce macht das Gericht für Kuttelliebhaber zu einem Genuss. Das Wort *Kutteln* meint in der alten Sprache seit dem Mittelalter meist «Gedärm», auch das vom Menschen. Wo das kriegerische Hauen und Stechen beschrieben wurde, war der Schwerverletzte mit heraushängenden Kutteln, ein typisches Bild. Als Bezeichnung von essbarem Fleisch begegnet man *Kutteln* bereits im 16. Jahrhundert, z. B. in «Des Raths zu Dresden Fleischer Ordnung» von 1597, in dem vom «Kutler» die Rede ist, dem man «vom Rindviehe / Ochsen und Kühen/ gros und klein / die Kutteln» lassen soll.

Kutteln sind ein Fleischgericht, das man an Fasten nicht essen darf. Was also sind Fastenkutteln? Für das Wort *Faschtechuttle* steht der älteste Beleg in der «Sammlung deutsch-schweizerischer Mundartliteratur: Aus dem Kanton Aargau» von 1882: «Fastechuttle sind's, vo der Lise sälbst fabrizieret; / Ygweid sind's vo Eier und Mehl und abgnohner Nidle, / Gar e chreftigi stärkedi Spys für's Herzli, drum Karl, iss!» Im dritten Band von 1893 des «Schweizerischen Idiotikons» werden *Faschtechuttle* erläutert als «nach Art der Kutteln zerschnittener Eierpfannkuchen, eine Fastenspeise».

Belege für das hochdeutsche Wort *Fastenkutteln* finde ich erst nach 1950, z. B. 1962 in «Die Grüne: Schweizerische landwirtschaftliche Zeitung». Das Wort scheint schweizerischer Herkunft zu sein.

feiechli

Heute, am 6. März 2021, scheint die Sonne, aber es bläst eine unangenehme Bise. Ich komme zurück von einem einstündigen Lauf mit meinen Walkingstöcken. Es sei kalt, sagt meine Frau, und ich antworte: *Es geit, ds Tääli füren isch es feiechli waarm gsii.*

Die Konstruktion *feiechli, feiechlei, finechli* «ziemlich, ordentlich, recht, gehörig» kann man vor ein Adjektiv, vor oder hinter ein Verb oder, seltener, vor ein Substantiv stellen: *feiechli lut, feiechli pressiere, es rägnet feiechli, veiechlin e Plagieri*. Schreibt man den Ausdruck wie man ihn spricht, d. h. in einem Wort, ist er eine Zusammenrückung aus dem Wort *fei(n)* «ziemlich, recht; z. B. bei Goethe: war er fein hitzig der Bursch» und dem Ausdruck *e chli* «ein wenig». Viele schreiben die drei Wörter bis heute getrennt.

Neben *feiechli* war, eher in der älteren Mundart, *fei* oder *fi(n)* mit etwa derselben Bedeutung wie *feiechli* üblich: Maja Beutler schreibt in ihren Radiotexten «d Ching si fei guet usechoo» (1996) und «würd's nid no fei guet passe» (1991). Walter Gfeller im «Homer Bärndütsch» (1981): «luegt zuen ihm fei yfrig». Und Hanny Schenker-Brechbühl in einer Erzählung von 1974: «Fei eso hässig ertrünne der Frou Wägmüller di letschte Sätz.»

Sucht man Belege für *feiechli*, sind ältere Beispiele meistens *fei e chly* oder *fei echly* geschrieben, aber auch *veiechli* oder *vei echli,* z. B. bei Gottfried Hess: «hätt sech veiechli chönne meine» (1973) und «vei echly e bösi Sach» (1967).

E chli «ein wenig, ein bisschen» ist heute in den Deutschschweizer Mundarten noch allgegenwärtig; es unterscheidet die Alemannen von den Schwaben, die *e weng* sagen. Aber was soll dieses *fei, fi(n)* oder *vei,* bei dem wir an der geschriebenen Form gewahr werden, dass die Schreiber oder Schreiberinnen nicht recht wissen, wohin damit. Es ist eine Form des Wortes *fein,* das wir in der deutschen Sprache seit langer Zeit auf zwei Arten gebrauchen können. Heute üblich ist seine Verwendung als Adjektiv mit unterschiedlichen Bedeutungen. In *feine Seide* meint *fein* «von zarter Beschaffenheit», in *feines Gehör* «einfühlsam, feinsinnig», in *feines Gebäck* «von ausgezeichneter Qualität», in *feiner Mensch* «nett, anständig», in *feinere Pinkel* «vornehm, elegant, gut angezogen». Wenn wir aber sagen *schreibe mir das fein säuberlich auf* oder *dass du mir fein brav bist,* brauchen wir *fein* verstärkend im Sinn von «ordentlich, recht». Diese Verwendung von *fein* klingt heute etwas gehoben und ist wohl nicht mehr allgemein. Zu dieser Verwendung gehört unser *fei* oder *fi(n)* in *feiechli, finechli* und bairisches *fei* in *fei schee* und *fei schiach.* Das «schweizerische Idiotikon» schreibt, *fei* werde gebraucht, «um der ganzen Rede oder einem Teil derselben einen leisen Nachdruck zu geben» und es sei «kaum durch ein einzelnes anderes Wort zu übersetzen».

Mit dem Ausdruck *feiechli* können wir also, was wir behaupten, ganz subtil abtönen. Sage ich *es isch guet,* meine ich, dass etwas gut ist. Sage ich aber *es isch feiechli guet,* ist das Beurteilte zwar auf der guten Seite, könnte aber noch besser sein. *Es rägnet feiechli* meint «es regnet ziemlich stark». Behaupte ich nach dem Essen, jemand sei *veiechli ichegläge* oder habe *veiechli mögen ichelige,* meine ich freundlich «sie oder er hat ordentlich zugelangt».

Das älteste Beispiel für *feiechli* habe ich übrigens bei Carl Albert Loosli gefunden. Er schreibt in «Mys Dörfli» von 1910: «e Rung wär er no fei e chly hämu gsii» (*hämu* meint "wohlauf"). Der Ausdruck kam vor allem in der berndeutschen Mundartliteratur (von Tavel, Gfeller, Balzli, Zulliger usw.) vor und ist auch noch bei jüngeren Berner Mundartautorinnen anzutreffen, z. B. bei Stef Stauffer im Text «Fernseh» von 2017 «hie am schteile Hang u no feiechli wit ewägg vom Dörfli». Und bei Ernst Hunziker, der im Krimi «E leidi Gschicht» von 2018 schreibt: «Är mues dr Grunder feiechli drücke.»

Warum wir im Berndeutschen *fiin* sagen, was der älteren Lautform von *fein* entspricht, aber *feiechli* mit dem moderneren Zweilaut, weiss ich nicht.

Fersengeld geben

Der «Donaukurier» titelt am 20. Januar 2012 in einem Bericht über Fahrerflucht «Radler gaben Fersengeld» und «presseportal.de» am 3. Januar 2024 «Mit gestohlenen Schuhen Fersengeld gegeben». Laut Dudens «Deutschem Universalwörterbuch» von 2023 meint *Fersengeld geben* «fliehen, davonlaufen». Die Redensart ist seit dem 14. Jahrhundert gut belegt. Beim Spruchdichter Heinrich der Teichner lesen wir «so geit maniger versen gelt / und laet dw herren in noten stan – so gibt mancher Fersengeld und lässt die Herren in Bedrängnis stehn» und beim Berner Dominikaner Ulrich Boner: «sîn vînde muosten alle geben versengelt – seine Feinde mussten alle Fersengeld geben». Die weitaus häufigste Form der Redensart, die in allen frühen Belegen das Fliehen aus einem Kampf mit Waffen bezeichnet, ist *Fersengeld geben.* Doch es gibt auch abweichende Beispiele. Thomas Murner schreibt in «Von dem babstenthum» von 1520 «so würstu unss mit den versen bezalen» im Sinne von «aus einer verbalen Auseinandersetzung davonmachen, vor unseren Argumenten die Flucht ergreifen». Diese Form ist auch im Italienischen belegt. Im «Tyrocinium Gallicum, Italicum et Germanicum» von 1617 schreibt Juan

Angel de Zumaran: «Potria ben pagare co' calcagni – Er kundts wol mit der versen zalen». Da Zumaran lange in Österreich lebte, muss man wohl annehmen, dass *pagare co' calcagni* eine Lehnübersetzung aus dem Deutschen ist. In Sebastian Francks Sprichwörtersammlung von 1545 lesen wir sowohl «mit versengelt bezalen» als auch «er gibt versen gelt».

Man kann *Fersengeld* auf einfache Art und Weise erklären. Statt sich als Unterlegener im Kampf besiegen zu lassen, um sich dann freikaufen zu müssen, flieht man, zeigt dem Gegner die Fersen und bezahlt oder gibt somit Fersengeld. Diese Erklärung ist jedoch nirgends belegt. Erschwerend kommt hinzu, dass die Bezeichnung *Fersengeld,* ausser in der Redensart, nur ein einziges Mal als Rechtsterminus vorkommt, und zwar im «Sachsenspiegel» aus dem 13. Jahrhundert. Dort heisst es, dass eine Wendin (Slawin) ihrem Mann, wenn sie ihn verlässt, «versne gelt» bzw. «versne pfenninge geven (geben)» muss. In der «Zeitschrift für Preussisches Recht» behauptete nun ein Interpret dieses Sachsenspiegel-Paragrafen im 19. Jahrhundert, mit *versne* sei nicht die «Ferse» gemeint, sondern eine «Färse, junge Kuh», obwohl es dafür keinerlei Belege gibt. Dennoch schreibt Lutz Mackensen in «Ursprung der Wörter» von 2014: «Fersengeld s. zu *Färse* (Jungkuh), mnd. *versengelt* (Kuh als) wendische Ehescheidungsgabe; schon 13. Jh. volkset. zu *Ferse*: mhd. *Versengelt geben* fliehen.» Diese Kuh-Geschichte steht auf tönernen Füssen. Auch im «Sachsenspiegel» liesse sich *versne gelt* als «Fersengeld» interpretieren, weil die Frau den Mann verlässt und ihm deshalb die Fersen zeigt. Das «mittelalter-lexikon.de» formuliert, vom Sachsenspiegel-Paragrafen ausgehend, ohne die Kuh-Geschichte zu erwähnen: «Der Volkswitz gab der Redewendung noch im Hochmittelalter die Bedeutung von fliehen, weil man von einem Kampfesflüchtigen die aufgeworfenen Fersen statt des Strafgeldes (für Fahnenflucht) zu sehen bekam.» Weil Fersengeld nur einmal belegt ist ausserhalb der Redensart *Fersengeld geben* und der Sachsenspiegel-Beleg nicht älter ist als die Redensart, ist es meines Erachtens nicht zwingend, bei der Erklärung von *Fersengeld* vom Sachsenspiegel-Beleg auszugehen.

Fleischchääs

Nimmt man das Variantenwörterbuch des Deutschen zur Hand, sieht die Sache einfach aus: *Fleischkäse, Fleischkäs* bzw. *Fleischchääs* sagt man im Tirol, in der Schweiz und in Südwestdeutschland. Im Rest des deutschsprachigen Gebiets sagt man *Leberkäse* oder *Leberkas.*

Das ist jedoch eine grobe Vereinfachung metzgerhandwerklicher Namenvielfalt. Stuttgart liegt ohne Zweifel in Süddeutschland, also dort, wo man *Fleischkäs* sagen sollte. Dennoch gibt es *Stuttgarter Leberkäs.* Er heisst so, weil er mindestens zehn Prozent Leber enthält. Das unterscheidet ihn vom *Stuttgarter Fleischkäs*, der ohne Leber gemacht wird.

Wo liegt das Problem, ist man geneigt zu fragen, *Leberkäse* enthält eben Leber, *Fleischkäse* nicht. Man ahnt es, die Lösung wäre zu einfach: bairischer *Leberkas* enthält keine Leber. Im Wörterbuch Bairisches Deutsch definiert Ludwig Zehetner:

„In der Reine (d. h. Kasserole) herausgebackenes feingehacktes Schweins- oder Kalbsbrät, jedoch ohne Leber, mit brauner Kruste, das in Scheiben geschnitten wird."

Weil aufgrund der Bezeichnung also nicht klar ist, ob das Produkt *Leberkäse* Leber enthält oder nicht, muss die Sache amtlich geregelt werden. Nach Paragraf 2.222.2 der Leitsätze des Deutschen Lebensmittelbuches für Fleisch und Fleischererzeugnisse besteht *Fleischkäse* aus grob entsehntem oder sehnenreichem Rindfleisch, fettgewebereichem Schweinefleisch und

Fettgewebe. *Leberkäse*, schnittfeste Leberwurst und Leberrolle enthalten nach den Leitsätzen zusätzlich Leber. In Bayern hingegen enthält *Leberkäse* in der Regel keine Leber (2.222.2 LS). Leberkäse, der außerhalb Bayerns nach bayerischem Rezept ohne Leber hergestellt wird, wird nach der üblichen Verkehrsauffassung als *Bayerischer Leberkäse* bezeichnet.

Dass der *fränkische Leberkäs* Leber enthalten kann, obwohl er auf bairischem Hoheitsgebiet hergestellt wird, macht das alles nicht einfacher. Wie genau es sich mit dem *oberfränkischen Leberkäs,* dem *schwäbischen Fleischkäse,* dem *italienischen Leberkäse,* dem *Pariser Fleischkäse* und dem *holländischen Schweinskäse* verhält, kann hier nicht erörtert werden. Im Schweizer Fleischkäse hat es laut Schweizerischem Lebensmittelbuch keine Leber, denn Fleischkäse wird als „ungeräucherte Brühwurstware mit Pökelstoffen" bezeichnet.

Die sprachwissenschaftlich interessante Frage ist jedoch nicht diejenige nach dem Leberanteil, sondern weshalb für ein Fleischprodukt die Bezeichnung *Käse* verwendet wird. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch führt die Bezeichnung auf die Form zurück und sagt, es handle sich um Fleisch, das „in Form eines Käses gepresst" sei. Das Wörterbuch Bairisches Deutsch stimmt zu mit den Worten: „Das Grundwort nach der Ähnlichkeit des gebackenen Fleischlaibs mit einem Käse." Dieser Meinung ist auch der Kluge, das grosse Etymologische Wörterbuch des Deutschen.

Für den Wortteil *Leber-* des bairischen Leberkäses, der gar keine Leber enthält, sei übrigens nicht das Wort *Leber* verantwortlich, sondern das Wort *Laib.* Dazu gibt es eine hübsche Geschichte:

Als der pfälzische Kurfürst Karl Theodor 1778 den kinderlosen Kurfürsten Maximilian III. von Bayern beerbte, brachte er seinen eigenen Metzger aus Mannheim mit an die Isar. Dieser habe ein Gericht ersonnen aus fein gehacktem Schweine- und Rinderfleisch, das in Brotformen gebacken wurde. Wegen seiner Form und der käseähnlichen Konsistenz wurde das Produkt *Loabelkas* „Laibkäse" genannt, woraus im Lauf der Zeit *Leberkas* wurde. Aber weder die Entstehungsgeschichte des Fleischkäses noch die Behaubtung, dass der Wortteil *Leber-* aus dem Wort *Laib* entstanden sei, lassen sich erhärten.

Der Floh im Ohr

Der Floh im Ohr kommt heute noch in gängigen Redensarten vor, auch wenn er uns im Alltag kaum mehr plagt. «Setz' mir keinen Floh ins Ohr» titelte das «Hamburger Abendblatt» am 4. August 2024, «Kindern einen Floh ins Ohr setzen» die «Mittelbayerische Zeitung» am 11. Oktober 2024. «Floh im Ohr» titelte die «Neue Zürcher Zeitung» am 15. Juli 2009, «Arbeiten an Weihnachten: Der Floh im Ohr des Christkindes» das «St. Galler Tagblatt» am 23. Dezember 2018. «La puce à l'oreille» ist auch ein Theaterstück von Georges Feydau, das am 2. März 1907 in Paris uraufgeführt wurde. Wolfgang Schuch übersetzte es unter dem Titel «Der Floh im Ohr» ins Deutsche; es wurde 1972 in Plauen uraufgeführt und erfreut sich bis heute grosser Beliebtheit.

Das Duden-Buch «Redewendungen» von 2020 führt zwei Floh-und-Ohr-Redensarten auf, nämlich *einen Floh im Ohr haben* «nicht recht bei Verstand sein» und *jemandem einen Floh ins Ohr setzen* «jemandem einen Gedanken, Wunsch eingeben, der bei dem Betreffenden zur fixen Idee wird, ihn nicht zur Ruhe kommen lässt».

Der Floh, ein Plagegeist der Menschen im Mittelalter und der frühen Neuzeit, kommt nicht nur in vielen Redensarten vor, er hat auch literarisch Furore gemacht, wie Ulrich Stadler in seinem Buch «Der ewige Verschwinder. Eine Kulturgeschichte des Flohs» von 2024 zeigt. Die Floh-und-Ohr-Redensarten tauchen ab dem Ende des 15. Jahrhunderts nacheinander im Französischen, Italienischen, Spanischen, Deutschen und Englischen auf. Diese Sachlage verleitet den Redensarten-Grübler dazu zu vermuten, dass der Floh im Ohr aus dem Lateinischen lehnübersetzt worden ist. Das lässt sich jedoch nicht belegen, denn eine lateinische Version liegt mir nur als Übersetzung aus einer Volkssprache vor: Im Jahr 1549 erschien ein in Löwen gedruckter lateinischer Kommentar zur Komödie «Andria» von Terenz (um 195 v. Chr.–159), in welcher der Kommentator schreibt, für einen Sachverhalt sage unsere Volkssprache mit einer eleganten Redensart (nostrum vulgus dicit eleganti proverbio): *pulicem in aurem conjicere* «einen Floh ins Ohr setzen».

Der früheste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus dem Französischen. Im «Compost et calendrier des bergers» von 1499 lesen wir: *Je luy mez la puce en l'oreille / qui le fait penser en amour* «ich setze ihm den Floh ins Ohr / der ihn an die Liebe denken lässt». *Avoir la puce en l'oreille* hat in frühen französischen Beispielen oft die Bedeutung «amouröse Gedanken haben, verliebt sein», so auch in Rablais' «Gargantua et Pantagruel» von 1546, in dem Panurge sagt: «J'ai […] la puce en l'oreille; je me veux marier.» Im Italienischen begegnet mir die Redensart zuerst in Pierfrancesco Giambullaris Komödie «Il commodo» von 1539: *Anche volei mi misse dianzi* (vor kurzem) *una pulce nel orecchio*, und im Spanischen in einem Werk von 1549: *pulga en la oreja.*

Den frühesten deutschen Beleg finde ich im «Wend-Unmuth» von 1563 des Söldners Hans-Wilhelm Kirchhoff, wo der Floh im Ohr eindeutig als eine Plage aufgefasst wird und in einer Reihe von Redensarten auftaucht, die eine ähnliche Bedeutung haben: «Du bist so angenehm / als die Sau im Juden-Hauss / als ein Floh im Ohr / als ein Stein im Schuh / als der Rauch im Aug / als der Hund in der Küchen.» Auch bei Johann Fischart erscheint die Redensart in der «Geschichtklitterung» von 1575 im Verbund mit einer anderen; beide drücken Unangenehmes aus: «War gar kurtzweilig wie ein Floh im Ohr / lustig wie ein Nasser Sonntag.» In der Sprichwörtersammlung «Politischer Blumengarten» (1637) von Christoph Lehmann taucht der unangenehme Floh im Ohr wiederholt auf: «Mancher ist willkommen wie der Rauch in Augen / wie ein Floh im Ohr.» «Wer mit beschwernussen geplagt wird von dem wird gesagt / […] man hat ihm […] ein floh ins Ohr gesetzt. Er hat ein Floh im Ohr.» Und: «Wenn der Melancholey ein frewd in die achseln schiesst / so macht sie sich so wercklich wie ein Aff an der stang: oder wie ein Floh im Ohr / dass man wolt er were drauss.» In seiner «Ethica Complementoria» von 1646 schreibt der Dichter Georg Greflinger über die Kraft der Sprichwörter: «Sprüchwörter von wenig Worten / die aber viel nachdenckens geben / hafften und kleben lange / und proderen und rumpeln im Hertzen / als wenn man einem ein Floh ins Ohr setzet.»

Wo die Redensart in unseren Mundarten vorkommt, wird der Floh meist nicht ins, sondern hinter das Ohr gesetzt. Im «Zürichdeutschen Wörterbuch» finden wir *dèm hände en Floo hinders Oor gsetzt* «er ist auf etwas versessen»; im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *äim ä Floo hinder s Oor setzä* «jemandem eine Idee insinuieren». Nur das «Senslerdeutsche Wörterbuch» hat: *epperùm a Floo i ds Oor setze* «jemandem etwas sagen, was dem Betreffenden keine Ruhe mehr lässt».

Die Flöhe husten hören

Im Schwabe Verlag angekündigt ist das Buch «Der ewige Verschwinder. Eine Kulturgeschichte des Flohs», das ich mir sogleich bestellt habe. Geschrieben hat es der Literaturwissenschaftler Ulrich Stadler, dem ich vor Jahrzehnten an der Universität Basel begegnet bin. Beim Lesen der Ankündigung kamen mir Floh-Redensarten in den Sinn, und ich fragte mich, ob man noch von jemandem sagt, *er/sie höre die Flöhe husten*. Die Bedeutung für *die Flöhe husten/niesen hören* lautet im Duden-Universalwörterbuch von 2023 «schon aus den kleinsten Veränderungen etwas für die Zukunft erkennen wollen». Dazu merkt es an, die Redensart sei «umgangssprachlich spöttisch». Wahrigs «Deutsches Wörterbuch» von 2011 gibt die Bedeutung mit «spitzfindig sein» an und das «Zürichdeutsche Wörterbuch» von 2015 deutscht *daas isch äine, wo d Flöö ghöört wueschte und s Graas gseet wachse* aus mit «er ist überklug». Die «taz» titelt am 9. Juni 1997 «Hypochonder hören die Flöhe husten», was man mit «überempfindlich sein» deuten könnte. Und im «Berner Oberländer» vom 29. April 2022 sagt eine Auskunftsperson über eine Brandserie in Solothurn: «Das Thema Feuer ist omnipräsent. Man hört die Flöhe husten», was etwa heissen könnte «man hört es überall» oder «man ist überempfindlich darauf». Die Redensart wird also noch gebraucht, aber nicht immer im selben Sinn.

Den ältesten Beleg für *die Flöhe husten hören* finde ich in Sebastian Francks Sprichwörtersammlung von 1541: «Er hört die flöhe huosten. Das grass wachsen.» Mit dem Wort *niesen* finde ich die Redensart erstmals in Otto Philipp Zaunschliffers «Des galanten Frauenzimmers Curieuse Flöh-Jagt» von 1691: «dass er ein so subtiles organum auditus gehabt / dass er die Flöhe niesen und husten / ja auch / dass sie eine Concerte vor dem Bette seiner Geliebten abgesungen / einsmahl gehöret». Hier meint die Redensart einfach «ein ausserordentlich gutes Gehör haben». Der lutherische Theologe Abraham Scultetus braucht sie in seinem «Einfältigen Gespräch» von 1620 im Sinne von «überklug sein, eingebildet klug sein»: «Der Predicant will witzig seyn / gleich wie die jenige / welche ihrer mainung nach hören das grass wachsen / und sehen die Flöhe husten.» Auch Daniel Martin, französischer Sprachmeister zu Strassburg, braucht sie in den «Colloques François et Allemands» von 1627 in diesem Sinn, wenn er schreibt: «Es ist Meister N. der doch meint er sey ein aussbund von einem Schneider / hört das Grass wachsen unnd die flöhe husten.» Johann Christoph Adelung erläutert in seinem «Auszug aus dem grammatisch-kritischen Wörterbuche» von 1783: «Flöhe husten hören, figürlich, überklug seyn, viele eingebildete Klugheit besitzen.» Auch bei Theodor Heinsius lesen wir im «Vollständigen Wörterbuch der deutschen Sprache» von 1840: «er hört die Flöhe husten, er dünkt sich sehr weise». Das dürfte vom 17. bis ins 19. Jahrhundert die Hauptbedeutung gewesen sein, die laut «Zürichdeutschem Wörterbuch» (s. oben) noch heute gelten kann.

Zweierlei fällt auf: Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in verschiedenen Mundarten bis in die neuste Zeit, ist *die Flöhe husten/niesen hören* oft gepaart mit der älteren Redensart *das Gras wachsen hören* oder *sehen. Die Flöhe husten/niesen hören* scheint auf die deutsche Sprache beschränkt zu sein. Daniel Martin gibt in den «Colloques» keine französische Entsprechung dafür. Und Jean Georges Kastner schreibt in seiner «Parémiologie musicale» von 1866: «comme disent les Allemands, voir l'herbe croitre et entendre les puces tousser».

gäbig

Vor ein paar Tagen fragte mich ein Bekannter, wie ich für einen Deutschen das Wort *gäbig* übersetzen würde. Das Wort ist so vieldeutig und vielseitig anwendbar, dass die Antwort recht komplex ist. Otto von Greyerz schrieb in seinen «Sprachpillen» dazu:

«Es gibt nicht leicht ein *gäbigeres* Wort im Schweizerdeutschen als *gäbig.* Die Schriftsprache hat es verloren oder doch nur in Zusammensetzungen bewahrt wie: freigebig, ausgiebig, nachgiebig.»

Als Berner kann ich sagen *hüt isch gäbigs Wätter* und damit meinen, das Wetter sei angenehm. *Geschter isch es eso gäbig gsii, das mer no hei chönne dusse hocke, wos scho lang het iignachtet ghaa* meint, dass die Temperatur angenehm gewesen sei. Eine *gäbige* Wohnung ist angemessen und behaglich, ein *gäbiges* Gerät oder Werkzeug ist handlich und leicht zu handhaben. Eine *gäbige* Nachbarin ist umgänglich. *Gäbige* Pferde und Kühe sind freundlich und willig. Wem es *gäbig* geht, geht es weder gut noch schlecht. *Däm han i de gäbig ungeregfüüret* meint, dem habe ich gut bzw. tüchtig eingeheizt. Das «Berndeutsche Wörterbuch» übersetzt *gäbig* mit «gut, brauchbar, handlich, bequem, günstig (von Sachen), sympathisch, umgänglich (von Menschen)».

Ungäbig, ugäbig meint hingegen «unbequem, ungelegen, unpraktisch». *Er isch en ugäbige Hagu* meint also, er ist ein unbequemer Kerl.

Zum Wort *gäbig* gab es in den traditionellen Mundarten eine ganze Reihe von Zusammensetzungen. Sagte man *das isch en eergäbige Tonner u nid grad mit allem zfride,* sprach man von einem ehrgeizigen und eitlen Kerl. Wer hingegen *nid so gaar eergäbig isch mit sine Gschwüschterti,* ist ihnen gegenüber nicht freigebig. Dieselbe Bedeutung hatten auch die Wörter *friigääb* und *riichgääb;* «gegen die Armen war er frygeb», lese ich in einer Quelle aus dem 17. Jahrhundert.

Wenn in einer Zürcher Quelle aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts steht: «Ein viertel allweg gueten, erbers, fründgebs, wolgeschmacks und wol gesottens ankens», meint *fründgeb* «vollwertig», eine Erweiterung der ursprünglichen Bedeutung «unter Freunden annehmbar».

E gaschtgäbegi Pinte war ein Wirtshaus, in dem Gäste willkommen waren. *E handgäbegi Schufle* war handlich und lag einem gut in der Hand. Wer *wundergäb* oder *wundergäbig* war, war neugierig. Ein Zürcher Mandat aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts tadelt Menschen, die «so unbedacht und wundergeb werend, dass sy an heimbliche predigen giengend». Den Fürwitz nannte man *Wundergebigkeit.* An einem *übelgäbigen* Ort fühlt man sich nicht wohl. *E nüütgäbi Sach* ist unbequem.

Deutlich wird aus diesen Beispielen zweierlei: Erstens ist *gäbig* vom Verb *geben* abgeleitet und verwandt mit altem hochdeutschem *gäbe, gäbig, gebig* und *giebig,* die heute nur noch in Zusammensetzungen vorkommen. Zweitens sind *gääb* und *gäbig* verwandt. *Gääb* kennen wir heute nur noch in der Formel *gang u gääb* mit der Bedeutung «allgemein üblich, gebräuchlich, gewöhnlich». In Quellen aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit begegnet man der Doppelformel *guet und gääb* sehr oft im Zusammenhang mit Münzen, Edelmetallen und Getreidemassen im Sinne von «üblich» und «gebräuchlich»: «19 pfunt pfennig guoter und geber züricher müns» oder «ein viertel habern guots und gäbs Costenzer mess».

Vielleicht sind wir heute eher der Meinung, das Wort *gäbig* habe etwas Unentschiedenes an sich; es meint ja weder gut noch schlecht, so gerade recht. In älteren Zeiten könnte diese Unentschiedenheit eher für seine Popularität verantwortlich sein. Da man sich davor hüten musste, jemanden oder etwas allzu sehr zu rühmen, weil man sonst den bösen Blick darauf aufmerksam machte, war *gäbig* die wohltemperierte Art, seine Anerkennung auszudrücken. In

unserer Zeit, in der wir mit Superlativen in Bezug auf Warenfetische und Idole zugedeckt werden, viel zu vieles *giga, mega, henne, uhenne, geil* und *super* ist, klingt *gäbig* in meinen Ohren geradezu wohltuend.

ganggle u gänggele

In derjenigen Mundart, in die ich hineingewachsen bin, bezeichnen *ganggle* und *gänggele* zwei ganz unterschiedliche Sachverhalte. *Ganggle* meint «auf täppisch lustige Art spielen, den Narren machen (meist auf Kinder und Tiere bezogen)» und *gänggele* «Geld für unnötige oder unnütze Dinge ausgeben». Ich kann z. B. sagen, *er het geng wider probiert mit em Hung z ganggle,* und, *mit em Batze, won er het überchoo, isch er ga Täfeli gänggele.* Ein *Ganggeler, Ganggel* oder *Ganggli* ist deshalb ein Mensch, der nichts ernst nimmt, ein *Gänggeler* oder *Gänggeli* hingegen einer, der nicht Sorge trägt zum Geld.

Ganggle und *gänggele* haben, trotz ihrer unterschiedlichen Bedeutungen, denselben Ursprung; sie sind abgeleitet von *gangge* «schwanken, unsicher stehen oder gehen». Ein Tisch kann *gangge,* wenn er auf unebenem Boden steht, ein Mensch *gangget,* wenn er betrunken ist. Das Wort meint also ursprünglich, dass jemand unsicher auf den Beinen ist, schwankt und täppisch daherkommt. In der Ableitung *ganggle* erweitert sich die Bedeutung auf das täppische Spielen und in *gänggele* auf den täppischen Umgang mit Geld. So kann man die Bedeutungsentwicklung deuten.

Zur Herkunft des Wortes *gangge* meint das Idiotikon, es sei wohl von *gang* «gehen» abgeleitet. Das ist eine Behauptung, die kaum zu belegen ist. Auffallen muss die lautliche Nähe zu *gampe* «schaukeln, schwanken, hin und her bewegen»: *er het mit em Stuel gampet,* hochdeutsch *gampen* «hüpfen, springen, tänzeln», das seit dem späten Mittelalter belegt ist. Auch im Schwäbischen ist *gambe* «schwanken, schaukeln, hin und her bewegen» belegt: *mit ema volla Wambe isch it guat gambe* «mit vollem Bauch ist nicht gut springen».

Auch die Formen *gampieren* und *gampenieren* «springen, tänzeln» sind im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit belegt. Dies sind eindeutig Eindeutschungen aus französisch *gambader* «hüpfen, springen, aufspringen» oder italienisch *gambettare* «zappeln, strampeln». Das sind Ableitungen von italienisch und provenzalisch *gamba* «Bein». Vielleicht geht auch altes *gampen* und unser mundartliches *gampe* zurück auf *gamba* «Bein» und *gangge* ist nichts anderes als eine Nebenform von *gampe.*

Ds Gattung

Rudolf von Tavel schreibt in seinem ersten Roman «Jä gäll so geit's» von 1901: «Wie-n-es Windschpiel het ds Gattung sech g'chehrt und – flatsch – het er e Chlapf uf sym breite Muul gha», später «im Vestibule-n-usse schteit richtig ds Gattung und verfüehrt es schuderhafts Gheie-n-und hüület und briegget», und noch etwas später «itz het me du ds Gattung tröschtet». *Gattung* ist eindeutig ein Vorname, und zwar ein weiblicher, weil an einer Stelle der Artikel *ds* davorsteht. Frau Hasler aus Schaffhausen wollte von mir wissen, was für ein Name das sei. Ich konnte nicht spontan antworten und musste «über d Büecher».

Das «Berndeutsche Wörterbuch» erklärt, *Gattung* sei eine «Rufform für Katharina» und entlehnt aus französisch *Caton.* Angefügt ist, dass der nicht mehr gebräuchliche Name «patrizisch» gewesen sei, also einst von den Berner Patriziern verwendet wurde. Dasselbe sagt auch das

«Schweizerische Idiotikon» im zweiten Band von 1887 und es fügt an, Verkleinerungsformen seien *Gattungi, Gattüngi, Tüngi, Tüngeli* und der Name sei in Bern, Thun und Zürich belegt. Emil Steiner merkt in seinem Buch «Die französischen Lehnwörter in den alemannischen Mundarten der Schweiz» von 1921 an: «Dieser in der ganzen alemannischen Schweiz besonders in städtischen Kreisen gebräuchliche weibliche Vorname […] verdankt seine Übernahme einem ausgesprochenen Affektbedürfnis.»

Dass der Name bereits im 18. Jahrhundert bekannt ist, belegt ein Brief vom 12. September 1768. Der in Brugg geborene Arzt und Philosoph Johann Georg Zimmermann, der in Hannover als grossbritannischer Leibarzt wirkte, schickte ihn an den Ratsherrn Schmid nach Brugg. Er schrieb: «Meine Absicht wäre, wenn Gott will, so lange hier zu bleiben, bis meine Kinder auferzogen sind, das ist, bis mein Sohn Doctor ist, und mein Gattüngi eine wohlerzogene Tochter.» Von dieser Gattüngi Zimmermann berichtet Goethe in «Dichtung und Wahrheit», sie habe, als sie mit ihrem Vater in Frankfurt weilte und zu Goethes Mutter Zutrauen gefasst habe, diese gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, da ihr Vater ein Tyrann sei, der seinen Sohn in den Wahnsinn getrieben habe. Über den Wahrheitsgehalt dieser Geschichte stritten sich die Gelehrten.

Die französischen Namenformen *Catherine, Caton, Cataut* finde ich im «Vocabulaire des noms propres» im «Vollständigen Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache» von Brockhaus aus dem Jahr 1835.

Gäut u Geischt

Von Jeremias Gotthelf ist 1843/44 der Roman «Geld und Geist» erschienen. Er erzählt die Geschichte von Christen und Änneli in Liebiwil. Sie geraten hintereinander, weil sie sich über den Umgang mit Geld nicht einigen können: Änneli ist grosszügig, vor allem gegenüber denjenigen, die nicht viel haben; Christen gibt nicht mit leichter Hand. Der Streit eskaliert, beide reden nicht mehr miteinander, der gute Geist, der auf dem Hof geherrscht hat, macht sich davon. Änneli sucht Hilfe bei Gott, kommt gestärkt durch Gottes Wort, das sie in der Predigt vernommen, zurück und bringt Christen in einer Schlüsselszene des Buches dazu, dass sie miteinander beten, bevor sie einschlafen. Damit setzt die Wende ein. Änneli, vom Geist Gottes beseelt, wird zum personifizierten guten Geist, setzt den guten Geist wieder in sein Recht auf ihrem Hof und gibt ihn ihrer Schwiegertochter Anne-Mareili als Erbe und Verpflichtung weiter auf dem Totenbett.

Woher kommt der vor dem Erscheinen von Gotthelfs Roman eher seltene Ausdruck «Geld und Geist»? Hat Gotthelf die stabreimende Doppelformel geschaffen? Eher nicht! Beginnt man zu wühlen, fällt auf, dass im März und April 1835, also etwa acht Jahre vor Erscheinen des Romans, in einer österreichischen und zwei deutschen Zeitschriften, nämlich in der Wiener «Allgemeinen Theaterzeitung», in der Münchner «Neuen Flora» und im Münchner «Hofnarr» derselbe Artikel erscheint. Geschrieben hat ihn der damals bekannte österreichische Schriftsteller, Journalist und Satiriker Moritz Gottlieb Saphir und er heisst: «Sylvesterabend-Variationen auf der G-Saite des Lebens, über: Glaube, Glück, Geld und Geist». Er beginnt mit folgenden Worten:

«Jeder Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hat vier Verdauungswerkzeuge, das Leben und das Schicksal zu verdauen, sie heissen: Glaube, Glück, Geld und Geist.

Mit diesen vier Anklängen der G-Saite kann der Mensch durch's ganze Leben gehen und sich vor Sturm und Ungewitter bewahren. Glaube und Geist sind die Sonnenschirme, die ihn vor den Stürmen von oben, vom Himmel, schützen; Glück und Geld sind die Staubmäntel, die ihn vor den Stürmen der Erde und des Irdischen beschützen.»

Obwohl Saphir das Thema eher auf witzige Art und Weise abhandelt, enthält sein Text Überlegungen, die Gotthelf einige Jahre später in seinem Roman ausarbeitet. Ich kann mir gut vorstellen, dass Gotthelf, der ein gut informierter Leser war und der stets wusste, was im deutschen Blätterwald rauscht, in einer dieser Zeitschriften, vielleicht in der auch in der Schweiz beliebten «Neue Flora», auf Saphirs Variationen über «Glaube, Glück, Geld und Geist» stiess und sie las. Beweisen lässt sich das meines Erachtens nicht, aber ich glaubte gerne, es sei so gewesen.

Anzumerken bleibt noch, dass sowohl Gotthelf als auch Saphir in jüngeren Jahren eher politisch progressive Denker waren. Saphir wurde wegen seiner spitzen Feder 1825 aus Wien ausgewiesen. Er ging nach Berlin, machte sich auch dort unbeliebt und kam wegen «Unehrerbietigkeit» für kurze Zeit in Festungshaft. In München, seinem nächsten Aufenthaltsort, griff er das bayerische Königshaus satirisch an, wurde wegen Majestätsbeleidigung verurteilt, kurz eingesperrt und aus München ausgewiesen. Darauf lebte er einige Jahre in Paris, kam 1834 nach Wien zurück, distanzierte sich aber in den 1840er-Jahren vom Geist der Revolution und wurde auch in seinen Texten zurückhaltender. Das machte ihn für die junge Schriftstellergeneration «reaktionär». Auch Gotthelf wurde im Alter zunehmend politisch reaktionär.

geissegiechtig

Eine ältere Frau, die im Emmental aufgewachsen ist, schrieb mir kürzlich, sie erinnere sich in letzter Zeit häufig an Wörter und Ausdrücke, die sie lange Zeit vergessen gehabt habe. Kürzlich habe sie einer Person, die sie genervt habe, gesagt: *Du machsch mi ganz geissegiechtig* «du machst mich ganz gereizt, nervös»! Sie wollte wissen, woher das Wort *geissegiechtig* kommt.

Das Wort ist zusammengesetzt aus *geisse* und *giechtig. Giecht* bezeichnet im Mittelbernischen das Wundwasser, das eine entzündete Wunde vor dem Eitern absondert. Die Wunde, die *giechtig* «entzündet» ist, *giechtet* «sondert Wundwasser ab». Bereits früh konnte das Wort *giechtig* mit der übertragenen Bedeutung «gereizt, böse, erbittert» verwendet werden: *Du muesch im nid znaach choo, er isch giechtige hüt.* Auf diese Weise braucht der Elsässer Johann Fischart *gichtig* bereits in seiner «Geschichtsklitterung» von 1577: «Er war so gichtig, böss und kiebig, dass er vor Zorn ein Nuss mit dem Arss aufgebissen het (hätte).»

Wie *geisse-* vor das Wort *giechtig* kommt, kann ich nicht erklären, denn für *geissegiechtig* habe ich keinen einzigen Beleg gefunden. Interessant ist auch, dass *Geisse-* oft als erstes Glied von Substantiven vorkommt, aber nicht als erstes Glied von Adjektiven. *Geissegiechtig* «nervös» ist vielleicht sanfter als *giechtig* «böse, gereizt». Es scheint mir vergleichbar mit *gibelisinnig, schtifusinnig* oder *schtuurm*, wobei bei diesen Worten mehr das Verwirrtsein überwiegt, oder mit *zablig, tubetänzig*, wobei hier mehr das Unruhigsein überwiegt.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass es ein älteres Wort *gichtig* gibt, das abgeleitet ist von *(ge)jehen* «sagen, aussagen, sprechen, behaupten, bekennen». In diesem Sinn konnte man

jemanden durch Folter *gichtig* «zur Aussage bereit» machen oder jemand war vor Gericht *gichtig* «bereit auszusagen». Ob sich die Krankheit *Gicht* auch auf *(ge)jehen* zurückführen lässt, ist nicht hinreichend geklärt.

Gfeel, Gfeeu

In meiner Jugendzeit hörte ich in meiner Familie und bei meinen Bekannten, von denen einige Bauern waren, noch oft die Wörter *Gfeeu* «Glück» und *Ugfeeu* «Unglück». *Si het Gfeeu ghaa* «sie hatte Glück» oder *er het Ugfeeu ghaa mit em Vee* «er hatte Unglück oder Pech mit dem Vieh» waren noch alltägliche Ausdrücke. Ein Glückspilz war ein *Gfeeufüdle* oder, etwas gröber, ein *Gfeeuhung.* Heute höre ich diese Wörter kaum mehr.

Ich war lange der Meinung, *Gfeeu* und seine Verwandten seien charakteristisch für das ländliche Mittelbernische. Bei Gotthelf spricht Anne Bäbi Jowäger von «Gfellhüng», und Simon Gfeller erzählt in «Eichbüehlersch» von einem, er «heig Ungfell gha u müesse lo metzge». Auch der Berner Erzähler Alfred Beck erzählt in seinen Geschichten «Der Härzchäfer» (1983) von Bänz, der einen neuen Meister sucht: «Er het Gfeel gha. Scho uf em zwöite Hof, won er aaghoschet het, isch er ebhanget.»

Ich musste jedoch einsehen, dass *Gfeel* auch in anderen Mundarten vorkommt: Im «Senslerdeutschen Wörterbuch» finde ich *Gfeel* «Glück» und *Ùgfeel* «Unglück, Pech». Im «Zürichdeutschen Wörterbuch» *Gfell* «Glück» und *Ugfell, Ògfell* «Missgeschick, Unglück». Im «Innerrhoder Dialekt» *Gföll* «Glück», *gföllig* «Glück habend», *Oogföll* «Unglück» und *oogföllig* «vom Pech verfolgt». Sogar im «Alemannischen Wörterbuch» der süddeutschen Alemannen findet man *Gfäll* «Glück» und *Ugfäll* «Unglück».

Das Wort ist so weit verbreitet, weil es einst zum allgemeinen hochdeutschen Wortschatz gehörte. *Gefälle,* abgeleitet von *fallen,* meint zuerst einmal «das Fallen der Fall, Sturz, Einsturz, steiler Abfall im Gelände», aber auch «was jemandem (an Geld und Gut) zufällt», z. B. in den Rechtsausdrücken *Nutz und Gefell* bzw. *Zins und Gefell* oder *Zöll und Gefälle*. Dass das Wort die Bedeutung «Glück», aber auch «Zufall, Schicksal» annehmen konnte, erklärt das «Deutsche Wörterbuch» mit dem Fallen der Würfel beim Würfelspiel. Tatsächlich hat *gevelle* bereits im Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters die Bedeutung «Fall der Würfel, Chance des Spiels». Im Tristan-Roman Gottfrieds von Strassburg lesen wir: «daz spiel hât guot gevelle – das Spiel verspricht Erfolg»; in der Legendensammlung «Passional» heisst es: «wirf her dîn gût gevelle und teile mit mir den gewin – mach deinen guten Wurf und teile mit mir den Gewinn». In einer Quelle von 1421 ist von «gut gelucke und gefelle» die Rede; *gefelle* hat hier bereits die Bedeutung «Glück».

Ich bin mir nicht sicher, ob sich *Gefäll* mit der Bedeutung «Glück» so sicher auf das Würfelspiel zurückführen lässt. Wenn wir *Gefäll* ganz allgemein verstehen als dasjenige, was uns zufällt, dann ist *gutes Gefäll* eben «Glück» und *schlechtes Gefäll* oder *Ungefäll* «Unheil, Unglück». Dafür brauchen wir den Fall des Würfels im Spiel nicht zu bemühen.

Giggis gaggis Eiermues

Erinnern Sie sich noch an diesen Ausdruck? Er gehört zu einem Kindervers, den ich so lernte: *Giggis, gaggis, Eiermues, / D Gäns gange barfuess, / Barfuess gange si, / Hinger em Ofe stande si, / Hätte si Schue, si leite si aa, / Hei si keni, so müesse si haa.* In ihrer Sammlung «Kinderlieder der deutschen Schweiz» von 1926 führt Gertrud Züricher dreissig verschiedene Kinderverse auf, die mit *Giggis, gaggis, Eiermues* oder ähnlichen Ausdrücken und den barfuss gehenden Gänsen oder Enten beginnen. Meistens hat der Vers einen längeren zweiten Teil, dessen Wortlaut stark variiert. Hier ein Beispiel aus Bern: *D Frou isch Meischter u nid dr Maa. / Ds Chäubli ziet am Riemme, / Im Oberland isch niemmer. / Im Ungerland isch Vogusang, / Du aute Maa, warum läbsch eso lang? / Warum sött i nümme läbe? / Mi Vater isch e Wäber, / Mi Mueter isch e Chüechlifrou, / Si chüechlet nid vergäbe, / Si chüechlet umene haub Maass Wii, / Un es Bitzeli Broot dernäbe.*

Warum war der Vers so populär? Bereits im 19. Jahrhundert wurde behauptet, er sei aus der Zeit um 1520, verfasst habe ihn der Berner Dichter, Maler und Anhänger der Reformation Niklaus Manuel. Die barfuss gehenden Gänse seien ein Spott auf die Barfüssermönche. Erhärten lässt sich diese Behauptung nicht. Geht man dem Ausdruck *giggis gaggis* oder *giggis gäggis* nach, der eigentlich das Gackern der Hühner und das Schnattern der Enten und Gänse nachahmt, findet man ihn in alten Schriften als *Gickes Gackes* «Geschwätz, leere Rede» seit dem 15. Jahrhundert. In der Satire «Testament der Messe» von 1526 erwähnt Niklaus Manuel einen «Johannes Giggis Gäggis», womit nicht der später tätige Johannes Nas, ein streitbarer Franziskaner und Prediger der Gegenreformation, gemeint sein kann. In seiner Streitschrift «Das ander Hundert / der Evangelischen warheit» von 1560 zitiert Nas ein «Vaterunser», das Luther als Schmähtext gegen den Papst verfasst haben soll. Am Schluss dieses Texts fügt Nas in Klammern hinzu: «Gickes / Geckes Ofenloch / die Gänss gehn barfuess.» Bereits in Thomas Murners «Von dem grossen lutherischen Narren» von 1520 finden wir den Ausdruck «Gickus geckus» im Sinne von «unverständliches Geschwätz». Der katholische Geistliche Gregor Guetmayr braucht in einer seiner Predigten von 1592 zur Verteidigung des katholischen Glaubens den Ausdruck «gickes geckes blaufuss», der lautlich *giggis gaggis Eiermues* nahekommt. In Henischs Sprichwörtersammlung von 1616 ist *ich frag nicht nach den Gänsen, die barfuss gehen* aufgeführt. In seiner Widerlegung der lutherischen Reformation von 1664 schreibt Bruno Lindner zu Luthers Berufung auf die Bibel als Wort Gottes: «Wort Gottes! Wort Gottes! Schrifft! Schrifft! Gickes / gackes / tilum / talla!», was so viel heisst wie «bla bla bla». Und schliesslich spottet der Benediktiner Rupert Gansler in seinem «Lugenschmid» (1697–1700) über die Reformierten, die stundenlang «Gigges Gagges / und Hockes Bockes», also albernes Zeug, predigen. Aufgrund dieser Beispiele neige ich dazu, den Ausdruck *giggis gäggis Eiermues* als «wirres Geschnatter» zu interpretieren, denn der ganze Kindervers ist ja aus zusammenhanglosen Versatzstücken aufgebaut.

Eines stellen wir erstaunt fest: Was sich uns in unserer Kinderzeit als harmloser Kindervers einprägte, öffnet uns als Erwachsene ein weites Feld für unsere Neugier. Tief blicken wir Jahrhunderte zurück in die Welt der nachreformatorischen theologischen Polemik.

Das Gras wachsen hören

Bei der Erläuterung zur Redensart *die Flöhe husten hören,* die ab dem 16. Jahrhundert belegt und offenbar deutschen Ursprungs ist, habe ich erwähnt, dass sie oft mit *das Gras wachsen hören,* seltener *das Gras wachsen sehen* gepaart ist. Diese Redensart hat eine interessante Geschichte, die aufgrund der Belege nicht klar zu entschlüsseln ist. Der älteste Beleg ist aus dem

Altisländischen und stammt aus der «Edda» des Snorri Sturluson. Dort wird über die übermenschlichen Wahrnehmungsfähigkeiten von Heimdall, einem Gott aus dem Geschlecht der Asen, berichtet: «Er braucht weniger Schlaf als ein Vogel. Er kann nachts genauso gut sehen wie tagsüber – hundert Tagesreisen weit! Er kann sogar das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen hören, und somit auch alles, was einen stärkeren Laut von sich gibt.» Der zeitlich nächste Beleg ist deutsch. In der «Städtechronik von Nürnberg» von 1488 lesen wir: «Der was als witzig (war so klug), dass er sach das Gras wachsen und het geerbt von Salomon all seine Weisheit und von Aristoteles alle Subtiligkeit.» Der ausserordentlich Kluge in diesem Beleg hört nicht, sondern sieht das Gras wachsen. Kam die Redensart in abgewandelter Form über skandinavische Sprachen aus dem Altisländischen ins Deutsche? Die Fakten sprechen dagegen. Den ältesten schwedischen Beleg finde ich in Abraham Magni Sahlstedts «Svenska ordbok» von 1773: «Höra huru gräset wäxer / Acumen judicii subtilis affectare», den ältesten dänischen Beleg in Hans Jacob Willes «Udtog af den nordiske Mythologie» von 1787. Wille schreibt über Heimdall: Er «kan høre den mindste Lyd, hvorledes des Græsset groer». Beide Belege sind fast 300 Jahre jünger als der älteste deutsche Beleg. War das Lateinische die Sprache, in der die Redensart weiterwanderte? Nein! Den ältesten lateinischen Beleg finden wir in August Bebels Sprichwörtersammlung von 1509: «Ille audit gramina crescere, dicitur in eos qui sibi prudentissimi videntur.» Und die lateinische Form ist seit Bebel sehr selten belegt. Die Frage, weshalb *das Gras wachsen hören* um 1200 im Isländischen vorkommt, in den skandinavischen Sprachen erst im 18., im Englischen *to hear the grass growing* und im Französischen *entendre l'herbe pousser* erst im 19. Jahrhundert, aber im Deutschen bereits Ende des 15. Jahrhunderts, kann ich nicht beantworten.

Tatsache ist, dass *das Gras wachsen hören* (seltener *sehen*) im Deutschen seit dem 16. Jahrhundert gängig ist. Wir finden sie z. B. 1518 bei Geiler von Kaysersberg: «die also witzick seind in weltlichen sachen sie möchten hören das grass wachssen», 1608 im «Illustre examen»: «das Gras wachsen hören / und von ubermessiger Klugheit gleich bersten wollen», 1739 in den «Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache» von Christoph Martin Wieland: «Wer die Leidenschaften klingen hören, und finden kann, muss wohl auch das Gras wachsen hören», 1808 im «Wörterbuch der Deutschen Sprache» von Heinrich Campe: «*Das Gras wachsen hören,* d. h. sehr klug sein wollen», 1939 in den «Mitteilungen» der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei: «Herr Meyer gehört zu den Volksgenossen, die das Gras wachsen hören.» Sie ist auch heute, etwa achthundert Jahre nachdem sie erstmals belegt ist, noch gängig; in den «Finanz-Nachrichten» vom 23. Mai 2019 lesen wir: «Man muss nicht unbedingt das Gras wachsen hören, um zu erkennen, welche Rohstoffe und Themen gerade in aller Munde sind.»

Griggle

Das «Schweizerische Idiotikon» gibt einen einzigen Beleg für *Griggle* mit der Bedeutung «Löwenzahn», nämlich Dättlikon im Kanton Zürich. Die «Zürcher Volksbotanik» (1972) von Walter Höhn-Ochsner erwähnt noch die benachbarten Orte Embrach und Neftenbach. *Griggle* oder *Griggele* ist ein vieldeutiges Wort. Es bezeichnet vor allem etwas, das auseinandergeht, z. B. eine Astgabel oder der Winkel zwischen zwei gespreizten Fingern. *Griggele* ist wie *Grippele* eine Spielform zu *Grittele* oder *Gritte.* Stell dich mit gespreizten Beinen hin, heisst auf Berndeutsch: *Mach e Gritte.* Weshalb man dem Löwenzahn *Griggle* sagt, erklärt das «Idiotikon» so: «Der Name *Griggle* bezieht sich auf eine Spielerei der Kinder, welche die Stengel der Pflanze, an

jedem Ende gespalten, ins Wasser legen, worauf die so entstandenen Schenkel auseinandergehen und sich aufrollen.»

Höhn-Ochsner erklärt:

«Der blühende Löwenzahn gehört zu jenen Gewächsen, die den Kindern als vielgestaltige Spielzeuge dienen. Aus den Blütenschäften formen sie Ringe, Brillen, Ketten, Wasserleitungen, Musikinstrumente (Tuutele, Fùùrze). Die abgerissenen Schäfte werden durch Spaltung eines der Enden in doppelte Bischofsstäbe verwandelt. Halb getrocknete, welke Schäfte werden an einem Ende durch einen Knoten verschlossen, aufgeblasen und dann zwischen den Händen zerknallt. Mit dem vollen Fruchtstand in den Händen fragt man einen Partner: ‹Tag oder Nacht?›, worauf sich dieser entscheiden muss. Jetzt werden alle Früchte fortgeblasen. Erscheint nun der nackte Blütenboden in unversehrter heller Farbe, dann bedeutet dies Tag. Zeigt sich jedoch auf demselben ein dunkles Löchlein, so bedeutet dies Nacht. Die Beschädigung rührt von der Larve einer Bohrfliege her, die im Innern des Schaftes sich entwickelt. Die im Frühling zuerst erscheinenden Blätter werden als Salat zubereitet.»

Gröibschi

Gröibschi sagt man im bernischen Oberaargau, *Gröitschi* sagt man in einem Teil des bernischen Mittellandes, im Nordosten des Kantons Aargau *Güürbsi,* westlich davon *Üürbsi*. Das sind nur einige der vielen Bezeichnungen für den spindelförmigen Überrest eines Apfels mit Fliege, Kernhaus und Stiel. Übrigens sieht man das sehr schön auf der Seite 150 des «Kleinen Sprachatlasses der deutschen Schweiz» (6. verbesserte Auflage, Frauenfeld 2015).

Die aufgeführten Formen gehen zurück auf die mittelhochdeutsche Form *grobiz*, die man als Ableitung des Eigenschaftswortes *grob* deuten könnte. *Grobiz* "das Grobe" wäre das, was man nicht essen kann. Nur ist das alles sehr unklar, weil sich nicht alle Lautformen auf diese Art erklären lassen. Auf Hochdeutsch heisst dieser Rest übrigens *Griebs.* Man sagt auch dem Adamsapfel so, weil das eben der Griebs jenes Apfels sein soll, den Eva dem Adam zu essen gab und dessen Rest ihm im Hals stecken geblieben ist. Seiher haben die Menschen, laut dieser Geschichte, einen Griebs, einen Adamsapfel.

Mehr zur Sprache und Kultur der Küche in meinem Buch «Da hast du den Salat».

E guete Rutsch

E guete Rutsch meint «ein gutes neues Jahr», wobei der Wunsch in dieser Form nur vor Mitternacht in der Silvesternacht ausgesprochen wird. Ab dem Neujahrstag wünscht man sich *es guets Nöis.*

Weil wir den Neujahrswunsch in der Form *e guete Rutsch* nur vor dem Anbruch des Neujahrstags brauchen, ist offensichtlich, dass wir *Rutsch* als das Hinüberrutschen vom alten ins neue Jahr auffassen. Darauf weisen auch die Wunschformeln *rütsch guet übere* oder *rütschet guet übere.* Unterstützt wird diese Interpretation durch die Tatsache, dass *rütsche, rutsche* auch die Bedeutung «gehen» oder «reisen» haben kann: «*Der Edi, de Mordio-Dubel, isch richtig uf Winterthur g'rutscht*», heisst es in einer Geschichte zum Schützenfest in Winterthur von 1895. In

vielen Mundarten sind die Ausdrücke *non e Rutsch nää* «die nächste Wegstrecke gehen» und *es het wider e Rutsch ggää* «wir sind wieder ein Stück vorwärts gekommen» belegt.

Die Erklärung von *e guete Rutsch* scheint also einfach, nur wird sie in dieser Form von vielen vehement bestritten. Sie behaupten, der Neujahrswunsch gehe auf den jiddischen Ausdruck *Rosch ha-Schana* zurück. Jiddisches *Rosch ha-Schana* bedeutet soviel wie italienisches *capo d'anno,* nämlich «Kopf bzw. Anfang des Jahres». Der Zusammenhang von *guter Rutsch* und *Rosch ha-Schana* wird auch auf unzähligen Internetseiten behauptet, jedoch nirgends belegt.

Geht man der Sache nach, zeigt sich im «Wörterbuch des Rotwelschen» von Siegmund Wolf, dass jiddisches *rosch* «Haupt, Kopf» in der alten Gaunersprache in verschiedenen Zusammenhängen gebraucht wurde. *Roscheren* nannte man den Bürgermeister, *Roschfewwerer* den Barbier. Der Ausdruck *rosch abmacheyen* bezeichnete das Köpfen. Weil einige Wörter jiddischen Ursprungs aus dem Rotwelschen in die Umgangssprache gerutscht sind, wie z. B. *Tschugger* und *Schmier* für «Polizist, Polizei» und *Moos* für «Geld», wäre das auch für *rosch* in der Form von *Rutsch* möglich. Wolf behauptet denn auch, aus *Rosch ha-Schana* sei «das sonst sinnlose» *guten Rutsch* entstellt, jedoch ohne einen Beleg für die Entstellung von *rosch* zu *Rutsch* anführen zu können. Wolfs Behauptung ist deshalb mit schlagenden Argumenten längst widerlegt. Auch von jüdischer Seite ist mir brieflich bestätigt worden, dass zwischen *e guete Rutsch* und *Rosch ha-Schana* kein Zusammenhang bestehen kann. Siehe dazu die «Jüdische Allgemeine» vom 3. Januar 2022 (juedische-allgemeine.de/kultur/rutsch-rosch-und-rausch/).

Zieht man Mundartwörterbücher zu Rate, zeigt sich, dass *Rutsch* in vielen Mundarten die Bedeutung «Reise» haben kann. Das Elsässische Wörterbuch schreibt: «Wenn jemand eine Reise unternimmt, wünscht man ihm *ne glückligi Rutsch (un e Pflatschreege uf dr Buckl)*». Im Bairischen ist ein *Rutscher* «eine kurze Reise, ein Abstecher». Das Luxemburgische Wörterbuch erklärt, dass *glecklech Rutsch* ganz einfach «glückauf» meint. Beides ist also im *guten Rutsch* seit langem enthalten, der Wunsch und das Reisen, also auch das bildliche Reisen vom alten Jahr ins neue.

Bereits im 19. Jahrhundert ist der Ausdruck *guten Rutsch* belegt mit den Bedeutungen «viel Glück» und «gute Reise». In der Zeitschrift «Die Spatzen am Dach» von 1866 lese ich: «Ich wünsch den Fürsten guten Rutsch / Indem ich dieses schreibe», wobei mit *guten Rutsch* «viel Glück» gemeint ist. Und in der «Sächsischen Dorfzeitung» vom 16. Oktober 1857 brummt einer vor sich hin: «Guten Rutsch und kein Wiedersehen!» Das heisst so viel wie «gute Reise und kein Wiedersehen».

Guter Rutsch und *e guete Rutsch* ist in der Schriftsprache und in den Mundarten geläufig. Im Jahr 2011 schrieb die Belegschaft des Murtenbieters ihren Leserinnen und Lesern: «Wir wünschen einen guten Rutsch». In der Mundart ist die Redensart belegt z. B. im Baselbieter Wörterbuch *e guete Rùtsch,* im Innerrhoder Dialekt *en guete Rotsch* und im Wiener Dialektlexikon *guten Rutsch in s Neue Jahr!*

Gumpist

In den Landvogtrechungen von Thorberg von 1529/30 sind verrechnet: «300 und 1 fierling kabis zum gumbist auf s. Martinstag». Der Landvogt hat also dreihundert 325 Krautköpfe gekauft, denn ein Vierling ist der vierte Teil von 100. Er braucht sie, um *Gumbist* zu machen. *Gumbist*

oder *Gumpist* meint «Eingemachtes», auf Kraut bezogen «Sauerkraut». Es ist ein Lehnwort, das über italienisch *composto* zurückgeht auf lateinisch *compos(i)tum.* Im Mittelalter wurde das Kraut, entgegen der heutigen Praxis, vor dem Einmachen gesotten. Das ist aus vielen Quellen abzulesen, so aus einer Luzerner Quelle von 1300, in der angesprochen wird, «wer gumpost oder krut südet».

Das Wort *Gumpist* wurde auch im übertragenen Sinn gebraucht für «üble Sache, Unheil». Der reformierte Basler Dichter Pamphilius Gengenbach (1480–1525) schreibt in einem Text unter dem Titel «Ein frischer combist vom bapst und den seinen über Teutschland eingesalzen»: «Es ist ein gumbist ob dem für, da wirt manchem die brüe zu tür. Gar ordenlich ist er bereit, wol gesalzen und geleit, wer weiss, wer in ausessen will.»

Zu guter Letzt

Die Redensart *zu guter Letzt* «schliesslich, zum Schluss» habe ich gebraucht, ohne mir etwas dabei zu denken. Ich habe *Letzt* aufgefasst als Substantivierung des Adjektivs *letzt,* welches «am Ende einer Zeitspanne Geschehenes» meint oder «etwas gerade Vergangenes» bezeichnet und in Ausdrücken wie *sie tat die letzten Atemzüge, in den letzten Wochen* oder in Wörtern wie *letztlich, zuletzt* vorkommt. Es ist eigentlich der Superlativ des alten Adjektivs *lass* mit der Bedeutung «träge, matt, säumig». Man steigerte *lass, lasser, lessist,* das meist zu *lest* verkürzt ist und ab 1400 mit eingeschobenem t in der Form *letst,* dann *letzt* verwendet wird. In Otlohs Gebet, einem Text aus dem 11. Jahrhundert, lese ich *ze lezzist piviliho ih mih selben […] in dina gnâda* «zuletzt befehle (im Sinne von anvertrauen) ich mich selbst in deine Gnade».

Daher war ich überrascht, als ich in einem Text aus dem 16. Jahrhundert *zu guter Letze* las und im «Schweizerischen Idiotikon» dazu die Form *zu gueter Letzi* aus dem 17. und 18. Jahrhundert fand. Das Wort *Letze, Letzi* ist seit dem 12. Jahrhundert belegt und hat die Grundbedeutung «das Ende von etwas». Beim höfischen Dichter Wolfram von Eschenbach (um 1200) findet man die Ausdrücke *ir letze und ir beginnen* «ihr Ende und ihr Anfang» und *âne anegenge und âne letze* «ohne Anfang und ohne Ende». *Letze* ist eine Bildung zum bereits im Gotischen belegten Verb *letzen* mit der Bedeutung «aufhalten, hemmen, hindern, schädigen» und der übertragenen Bedeutung «(zum Abschied) laben, erquicken».

Letze, Letzi kann eine «Grenze, Grenzbefestigung» bezeichnen, wie im Flurnamen *Letzigrund,* ein «Abschiedsmahl, Abschiedsgeschenk», einen «bleibenden Schaden», wie in den Wörtern *verletzen, Verletzung*, oder «Das Letzte, der Abschluss, der Abschied».

Etymologen sind sich im Ganzen einig, dass *zu guter Letzt* entstanden ist aus *zu guter Letze*. Das scheint mir vernünftig, denn es heisst wohl *guter* und nicht *gutem Letzt*, weil älteres *Letze* weiblich war. Im Deutschen des Mittelalters meinte der Ausdruck *ze letz(e) geben* «etwas als (Abschieds)gabe überlassen». Eine «Hauszucht» aus dem Jahr 1554 belehrt uns: «So lassen wir dann hinder uns eine gute letze / ein fein Christlich exempel / und unsern kindern unnd freunden ehr / und preyss.» Der Geistliche und Historiker Christoph Entzelt braucht in der «Chronicon» von 1579 jedoch *zu guter Letze* bereits im Sinne von «zuletzt, am Schluss», wenn er eine Reihe von Kämpfen schildert und darauf schreibt «zu guter letze kam Widekind […] mit grossem volck». *Zu guter Letze* «zuletzt, schliesslich» hält sich bis ins 18. Jahrhundert, z. B. in der Spottschrift «Muggenthal» von 1746, in der ein Satz beginnt mit: «Wollen meine Hochansehliche Zuhörer zu guter letze vernehmen, wie …». Da *zu guter Letzt* bereits seit dem 16. Jahrhundert, z.

B. bei Luther, belegt ist, können wir sagen, dass *zu guter Letze* und *zu guter Letzt* etwa zweihundert Jahre nebeneinander vorgekommen sind.

Guurt

Einen Riemen zum Umbinden, Tragen oder Befestigen nenne ich in meiner Landberner Mundart *Guurt.* In einigen Deutschschweizer Mundarten, z. B. im Obwaldner- und Walliserdeutschen, braucht man hingegen die beiden Bezeichnungen *Gurt* und *Gürtel* oder entrundet *Girtel.* Auch im Duden-Wörterbuch «Die deutsche Sprache» von 2014 sind beide Bezeichnungen aufgeführt: *Gurt* als landschaftliche und fachsprachliche Bezeichnung, z. B. *Haltegurt(e), Sicherheitsgurt(e)*; *Gürtel* als allgemeine Bezeichnung.

Beide Bezeichnungen sind alt. *Gurtil* ist bereits im Althochdeutschen des 8. Jahrhunderts belegt; es ist eine Instrumentalbildung zum Verb *gürten* wie *Schlegel* zu *schlagen* und *Nadel* zu *nähen. Gurt* ist als Rückbildung zu *gürten* belegt seit dem Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters.

Die Redensart *den Gürtel enger schnallen* «sich einschränken» gibt es in verschiedenen Varianten. Im «Evangelienbuch» (1515) des Elsässers Geiler von Kaysersberg lesen wir «darumb so sollent ir euch eines lochss enger gürten». Matthäus Zell, ein elsässischer lutherischer Theologe, schrieb in der «Christelichen Verantwortung» von 1523 «so wil ichs eins lochs zweier oder dreyer enger gürten». Ein Völkerkundebuch von 1840 berichtet: «Wenn sich Hunger bei ihnen einstellt, ziehen sie den Gürtel enger.» Im Roman «Die von Hohenstein» (1872) von Friedrich Spielhagen lesen wir: «Unsere Weiber hungern, unsere Kinder hungern, wir selber ziehen uns den Gurt enger, wenn uns der Magen knurrt …» Im «Regensburger Conversations Blatt» von 1851 erzählt Wilhelm Walter: «Wenn er nach einer langen Reise bald verhungert sein sollte, so wird er gewöhnlich lieber den ‹Hungergürtel› enger schnallen …»; auch Heinrich Zschokke braucht «Hungergürtel» in seiner Novelle «Die Gesellschaft» von 1839: «Nun, so müssen wir den Hungergürtel enger schnallen, weil der Braten noch weit liegt.» Heute bezeichnen wir mit dem Wort *Hungergürtel* die Sahelzone in Afrika. Unter dem Titel «Bühler schnallt den Gurt enger» berichtet «appenzell24.ch» am 2. Juni 2021 über das Budget 2021 der Gemeinde Bühler.

Der Redensart *eis Gurts* «auf einen Schlag, sofort» bin ich wohl zuerst bei Gotthelf begegnet; er braucht sie wiederholt. In «Geld und Geist» (1843/44) lesen wir «die Sache wird ja nicht eis Gurts gehen» in «Michels Brautschau»: «Ich werfe meine Meitschi nicht dem ersten besten eis Gurts an Hals …». Simon Gfeller braucht die Redensart in «Heimisbach» (1910): «Eis Gurts geit's los», schreibt er vom Einsetzen der Musik an einem Tanzanlass. In Valentin Bühlers Buch über den Valserdialekt in Davos von 1879 ist *in aim Gurt* «in einem Lauf, auf einen Schlag, plötzlich, unversehens» aufgeführt. *Eis Gurts, in aim Gurt* «auf einen Schlag» geht ganz offensichtlich von der Vorstellung aus, dass man den Gürtel auch als Schlaginstrument verwenden kann. Und weil sich *auf einen Schlag* auch im Sinne von *auf ein Mal* brauchen lässt, erhielt *Gurt* die Bedeutung «Mal» im Ausdruck *all Gürt* «allemal, jedesmal», der in Gustav Adolf Seilers «Die Basler Mundart» von 1879 aufgeführt ist. Dazu gibt Seiler einen Beleg aus Zunzgen: «eine Familie daselbst sagt sogar: *der erst Gurt, der zweut Gurt* usw. für das 1., 2. Mal usw. Den Ersten der drei Brüder dieser Familie nennt man dort *der erst Gurt*.»

E Haagge haa

Traue ich einer Sache nicht, weil ich weiss, dass sie mit Unannehmlichkeiten oder Schwierigkeiten verbunden ist, kann ich sagen: *Di Sach het e Haagge.* Das heisst bildlich gesprochen, an der Sache ist etwas, woran ich Schaden nehmen könnte.

Die Redensart findet man nicht nur in vielen Mundartwörterbüchern, wie z. B. im «Berndeutschen Wörterbuch»: *di Sach het es Häägli, e Haagge* «eine Schwierigkeit», im «Simmentaler Wortschatz»: *es ischt den aber e Haagge derbii* «ein Hindernis» oder im «Jaundeutschen Wörterbuch»: *i wiis nit ob das nit a Haagge hät* «da ist vielleicht ein Problem». Auch im Duden-Buch «Redewendungen» ist die hochdeutsche Form *einen Haken haben* «eine verborgene, zunächst nicht erkannte Schwierigkeit haben» aufgeführt, wobei die Redensart als «umgangssprachlich» bezeichnet wird.

Die Redensart kommt bereits im Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters vor, denn bei Seifried Helbling, einem Dichter aus dem 13. Jahrhundert, der in der Nähe von Wien lebte, finden wir die Verse:

«Ich achte daz sie biderbe sî / und doch nicht arger liste vrî: / da si vil lihte ein hækel bî – ich vermute, dass sie rechtschaffen ist und doch nicht frei von Böswilligkeit: das ist vielleicht das Häklein daran.»

Mit dem Haken könnte der Angelhaken gemeint sein. Der Fisch sieht den Köder, aber nicht den Haken, an dem er baumelt und der ihm zum Verhängnis wird. Gestützt wird die Vermutung durch eine Stelle aus der «Geschichtsklitterung» des Elsässer Dichters Johann Fischart, die lautet: «Derhalben muss es ein ander häcklin haben, daran der fisch behang.» Johann Christoph Adelung nimmt die Redensart 1773 in seinen «Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches» auf: «Das Ding hat einen Haken, figürlich, im gemeinen Leben, es ist ein Hinderniss dabey, ein Aber, eine Bedenklichkeit.»

Auch heute ist die Redensart noch gang und gäbe. Der «Tages-Anzeiger» setzt am 22.11.2016 über eine Geschichte den Titel «Die Veggie-Wurst hat einen Haken» und die «Luzerner Zeitung» behauptet am 20.8.2017 «Der Erfolg der ‹Alpentöne› hat einen Haken».

Es isch zum Haaröol seiche

Wer sich über etwas ärgert, kann in verschiedenen Deutschschweizer Mundarten sagen, *es isch zum Haaröol seiche, es isch zum Haaröl brünzle* oder *es isch zum Haaröl bisle,* was etwa so viel heisst, wie «es ist zum aus der Haut fahren, zum Haare raufen».

Ich finde die Redensart im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *as isch zum Haaröol pyschle* «zum Haare raufen», im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *s isch zum Haaröol säiche* «um aus der Haut zu fahren», im «Innerrhoder Dialekt»: *ischt ebe zom Hooröol sääche* «das ist zum Verzweifeln» und im «Baseldeutsch Wörterbuch» von Suter: *s isch zuem Hooreel saiche und zuem Ryysneegel schysse* «es ist zum Davonlaufen». Sie ist auch heute noch gängig, sogar in hochdeutscher Übersetzung: «es ist manchmal schon zum Haaröl pissen», behauptet ein User auf «swissbikers.ch», und «mundmische.de» erklärt, *es ist zum Haaröl pissen* «wenn etwas nicht so läuft, wie man will, vor allem bei Mechanikern der älteren Generation zu hören».

Oft bin ich schon gefragt worden, woher diese Redensart kommt. Bis jetzt konnte ich die Frage nicht beantworten, deshalb will ich zusammentragen, was ich finde: Ein akademischer Sitzungsbericht von 1854 führt den Ausdruck *ich hau dich, dass du Baumöl sechst* auf. Das Buch «Volkssprache im Herzogtum Nassau» von 1862 erklärt: «*Baumöl seichen* vor Schmerz oder Ärger ist eine Redensart; in früherer Zeit steht in ähnlichem Sinne, aber auch mit der Bedeutung schlagen, abschmieren das Verbum *baumölen.*» In diesen Zusammenhang passt der Idiotikoneintrag, dass die Zollikoner Nachtbuben früher gedroht hätten, *ich schlaa di, bis d Ööl säichsch.* In einem enzyklopädischen französisch-deutschen Wörterbuch von 1871 steht der Ausdruck *Baumöl seichen* «in grosser Bedrängniss sein». Laut dem «Wörterbuch der elsässischen Mundarten» ist ein *Ölseicher* ein «jähzorniger junger Mensch». Im «Rheinischen Wörterbuch» lese ich: *mach, sos hauen ich dich, datsde Bomualig* (Baumöl) *sechs.* Der Elsässer Josef Stroebel schreibt in «Erinnerungen eines Kollaborateurs» von 1983, «sie sollten geschlagen werden, bis sie Öl seichen».

Wie lässt sich das Gefundene zusammenfassen? Weit verbreitet, von der Hochsprache bis in die Dialekte, von Deutschland bis in die Schweiz, sind seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Redensarten *jemanden schlagen* oder *hauen, bis er (Baum)öl seicht* «jemanden fest verprügeln» und *(Baum)öl seichen* «in grosser Bedrängnis sein, Angst haben». *Baumöl* ist die alte Bezeichnung für «Olivenöl». Diese Redensart ist vergleichbar mit der seit dem 18. Jahrhundert belegten französischen Redensart *faire pisser vinaigre à quelqu'un* «jemandem drohen, grosse Angst einjagen». Bei Rabeleis findet sich im 15. Jahrhundert bereits der Ausdruck *chier vinaigre, pisser vinaigre* für «aus Verzweiflung die Hosen voll machen».

Weshalb aus dem französischen Essig deutsches Baumöl wurde, lässt sich aus den Belegen nicht erklären. Vielleicht ist *Baumöl* eine Verhüllung von *Blut*, denn man kann ja jemanden schlagen, bis er Blut uriniert. Dass das Wort *Baumöl* ausser Gebrauch kam, könnte erklären helfen, weshalb *Baumöl* durch *Haaröl* ersetzt wurde. Ausserdem ist die Scham behaart, also könnte Urin als Haaröl bezeichnet werden. Doch dafür gibt es keine Belege. Zudem bleibt der Prozess der Umformulierung und der inhaltlichen Veränderung der Redensart von der Drohung *ich hau di, bis d Haaröol seichsch* zum Ausruf des Ärgers *es isch zum Haaröol seiche* im Dunkeln.

Häb di am Huet!

Kennen Sie das eindrückliche Gedicht «Weltende» von Jakob van Hoddis (1887–1942) mit der wunderbaren ersten Zeile «Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut»? Es ist das erste Gedicht in der Anthologie «Menschheitsdämmerung» von Kurt Pinthus. Obwohl der Bürger einen spitzen, also einen schlauen Kopf hat, fliegt ihm der Hut vom Kopf, denn die industrielle Revolution bläst seine Welt weg. Heute bläst uns die digitale Revolution auch wieder die Hüte von unseren spitzen Köpfen.

Wir Hutträger wissen, dass ihn uns ein starker Wind vom Kopf blasen kann. Nun kann ich den Wind als Kraft verstehen, die nicht auf den Hut, sondern auf mich oder uns wirkt. Ist diese Kraft widrig, kann ich sagen *es weht ein anderer Wind* «es geht unfreundlicher, rauer zu»*, es weht ein scharfer Wind* «die Zeiten sind rau, ungemütlich» oder *der Wind hat gedreht* «die Verhältnisse sind ungemütlicher». Verstehe ich den Wind als überraschende, positive Kraft, kann ich sagen *das bläst dir den Hut vom Kopf* «das gefällt dir, das haut dich um». Auf einer Website ist ein Leser von Brandon Sandersons Büchern derart begeistert, dass er rät: «Unbedingt lesen, die werden euch den Hut vom Kopf blasen und die Socken von den Füssen reissen.»

Wenn wir nicht wollen, dass uns der Wind den Hut vom Kopf weht oder bläst, müssen wir ihn festhalten. Deshalb kann man jemandem, der auf Widerstand oder Widrigkeiten stossen wird, sagen: *halte den Hut fest* «wappne dich, lass dich nicht unterkriegen». Bereits Wilhelm Raabe schrieb in «Die Leute aus dem Walde» (1863): «Halte den Hut fest, es wird mehr als einer seine Kraft daran setzen, ihn dir vom Kopfe zu pusten.»

Weil die Kraft, vor der gewarnt wird, ja auf den Hutträger wirken wird und nicht auf den Hut, kann man in der Mundart statt *häb dr Huet* eine auf witzige Weise ironisierte Form der Redensart brauchen und sagen *häb di am Huet* «pass auf, sei auf der Hut, mache dich auf etwas gefasst» oder *häbet nech am Huet.* Also: *Häb dr Huet,* damit es den Hut nicht fortweht, und *häb di am Huet,* damit es dich nicht fortweht. Ich kann z. B. sagen: *Du söusch sofort zu dr Scheffin, un i raate dr: häb di am Huet!* oder *Was da uf nech zuechunt, isch ke Zuckerschläcke, drum häbet nech am Huet!*

Seltsamerweise habe ich für die Redensart, die ich seit meiner Kinderzeit kenne, weder in einem meiner Wörterbücher, noch im Internet ein Beispiel gefunden.

Habermarch

Im wunderbaren Buch «Kinderlieder der deutschen Schweiz» von 1926, in dem Gertrud Züricher Tausende von Kinderversen gesammelt hat, ist ein Vers in sechs Varianten aufgezeichnet, der im Bernbiet, im Solothurnischen, Aargauischen und im Zürichbiet vorkam. Auch im Elsässischen ist der Vers bekannt. Sogar in Johann Peter Hebels "Alemannischen Gedichten" von 1803 finden wir schon einen Hinweis auf den Vers, denn im Gedicht "Der Schmelz-Ofen" lauten zwei Verszeilen: "Sug amme Störzli Habermark, / Habermark macht d'Buebe stark." Er lautet in der Zürcher Variante laut dem «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *Habermarch macht d Buebe starch, Suurumpäiss macht d Mäitli fäiss.* Das Wort *Suurumpäiss* oder *Suurebeiss* bezeichnet die Sauerampfer. Es ist gebildet aus den Wörtern *suur* und *enbeiss,* das aus dem alten Verb *enbiissen* «essen» abgeleitet ist. Es meint also «sauer zu essen».

Mit *Habermarch,* älter *Habermalch* ist der Wiesenbocksbart (Tragopogon pratensis) gemeint. *Habermarch* hat einen hohlen Stengel und schmale, spitze Blätter, die den ganzen Stengel umfassen. Die Blüte ist ein gelbes Körbchen. *Habermarch* kann man essen; der junge Pflanzentrieb ist spargelähnlich, aus den Blättern kann man Salat machen und die Wurzeln kochen. Weshalb der Wiesenbocksbart in vielen Mundarten *Habermarch* heisst, weiss man nicht.

Der schöne Kindervers weist also auf zwei Wildkräuter hin, die man früher sammelte und ass. Vor allem im Salat hatte es bis in die frühe Neuzeit neben gezüchteten Salatpflanzen auch immer Wildkräuter. Jetzt ist bald Bärlauchzeit und die Zeit des jungen Löwenzahnkrauts, das ich immer mit Leidenschaft sammle und das einen herrlichen, gesunden Salat gibt.

Hansdampf

Der *Hansdampf* ist heute noch allgegenwärtig. Am 7. August 2015 schrieb die «Appenzeller Zeitung» über den Volksmusiker Frowin Neff, der gerne musikalische Grenzen überschreitet, unter dem Titel «Der Hansdampf der Volksmusik». Weil sich SP-Ständerat Hans Stöckli für eine Schweizer Olympiakandidatur einsetzte, erschien im Berner «Bund» vom 24. April 2018 der Artikel «Hansdampf auf unmöglicher Mission». Gemeint ist mit *Hansdampf* eine «umtriebige

Person, die sich um viele Dinge kümmert». Eine Steigerung ist der *Hansdampf in allen Gassen.* Über den Tod des umtriebigen Unternehmers und Selfmademan Otto Ineichen berichtete die «Berner Zeitung» am 6. Juni 2012 unter dem Titel «Hans Dampf in allen Gassen» und die «Berner Zeitung» nennt die Thuner Narrenfigur Fulehung am 23. September 2019 «Geliebter Hansdampf in allen Gassen».

In *Hans Dampf in allen Gassen* sind zwei Bezeichnungen unterschiedlichen Alters verknüpft. *Hans in allen Gassen* finde ich bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts. In den lateinisch geschriebenen «Grammaticae Institutiones» von 1506 erzählt Jakob Henrichmann von einem, der sich in alles einmischt, gerne alles Mögliche anreisst und nichts vollendet. Dazu schreibt er: «hans in allen gassen teutonice dicitur – Hans in allen Gassen sagt man auf Deutsch». Das weist auf eine bekannte Redensart hin, deshalb muss *Hans in allen Gassen* bereits im 15. Jahrhundert gängig gewesen sein. Im 16. Jahrhundert kommt die Bezeichnung häufig vor; Johann Geiler von Kaysersberg schreibt im «Buoch Arbore humana» von 1521: «Der alle sachen will uss richten / Er will peterlin uff allen supen und hanss in allen gassen sein.» Und 1529 nimmt Johannes Agricola die redensart auf in seine «Drey hundert Gemeyner Sprichwörter»: «Wer vil handtwerck zuo gleich lernet / der lernet keins wol / Denn er ist Hanss ynn allen Gassen.» Darauf kommt sie in vielen weiteren Sprichwörtersammlungen vor. Und im Jahr 1587 schrieb Joachim Curaeus in seinem Buch über Breslau: «Aber der Bischoff zu Breslaw Conradus war Hans in allen Gassen / wolt uberall die hand im sode haben (mitmischen) / und hatte doch gar kein Glück / schürte an ein new Fewr nach dem andern / brachte darunter seine Städte in jammer und not.» *Hans in allen Gassen* hielt sich prominent bis ins 20. Jahrhundert. Aus dem Jahr 1897 ist die Posse «Hans in allen Gassen» von Alexander Hönig, von 1903 der Schwank «Hans in allen Gassen» von Carl Laufs, von 1930 der Spielfilm «Hans in allen Gassen» mit Hans Albers in der Hauptrolle. Bedeutungsgleich, aber weniger häufig ist der vom 18. bis ins 20. Jahrhundert belegte *Hans in allen Ecken.*

Viel jünger als *Hans in allen Gassen* ist *Hans Dampf.* Der erste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus dem Jahr 1691. In Otto Philipp Zaunschliffers «Des galanten Frauenzimmers Curieuse Flöh-Jagt» lesen wir: «Hans Dampff liess sich mit seines gleichen in curieuse Fragen ein.» Im Jahr 1701 begegnen wir ihm im Buch «Erlösung der Philosophen aus dem Fegfeuer der Chymisten», und zwar in einer Schimpftirade: «Phantast, Erb- und Ertz-Lügner / Narr / Hans Dampff / Anti-Vitzli putzli, Spitzbube / Hans Unvernunfft» usw. In einigen Wörterbüchern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird *Hans Dampf* mit *Hans Narr* gleichgesetzt. Der *Hans Dampf* ist ein Sinnbild der ruhelosen Eitelkeit.

Die Bezeichnung *Hans Dampf in allen Gassen* ist wohl eine Prägung von Heinrich Zschokke, denn er schrieb 1816 eine Erzählung mit diesem Titel, die von der Figur *Hans Dampf* handelt, der manchmal auch *Hans Dampf in allen Gassen* genannt wird. Die Bezeichnung hält sich bis heute; Helen Liebendörfer veröffentlichte 2016 einen historischen Roman über General Sutter unter dem Titel «Hansdampf in allen Gassen». Und am 13. Oktober 2023 bespricht die «Aargauer Zeitung» den Kinofilm «Z. wie Zschokke» unter dem Titel «‹Ein Hansdampf in allen Gassen›: Ein neuer Kinofilm bringt Heinrich Zschokkes Leben und Wirken auf die grosse Leinwand».

Da sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa

Vor kurzem erzählte ich in Zürich Wollishofen über Redensarten und ihre Geschichten. Unter den Zuhörern waren auch zwei Frauen, die in Deutschland aufgewachsen sind. Beide sagten mir,

dass sie die Redensart *das sieht ja aus wie bei Hempels unterm Sofa* «was für eine Unordnung» gut kennen. Es gibt sie auch in der Form *wie bei Hempels unterm Bett* bzw. *unterm Wohnwagen* oder *in der Küche* oder *wie bei Hämpels unterm Sofa.* Da sie mir völlig unbekannt ist, will ich im Folgenden darlegen, was ich über sie herausgefunden habe.

Das Duden-Buch «Redewendungen» führt auf *wie bei Hempels unterm Sofa* «von heilloser Unordnung zeugend, chaotisch» und erklärt: «Das Wort ‹Hempel› ist eine Nebenform zu ‹Hampel› und bezeichnet einen groben, einfältigen, unkultivierten Menschen.» Im «Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» von Lutz Röhrich ist sie nicht aufgeführt. Hartwig Lödige erzählt in seinem Buch «Tesa, Tuc und Teddybär» von 2002 folgende Geschichte, die von Lorenz Hagenbeck, dem Sohn von Carl Hagenbeck (1844–1913), stammen soll :

«Wie Sie wissen», so wird Lorenz Hagenbeck zitiert, «haben die Artisten in aller Welt eine besonders hohe Meinung von Moral, Ordnung und Sauberkeit. Überall, wo wir mit unserem Zirkus erschienen, fanden wir daher vorbildliche Verhältnisse einer Gemeinschaft von Varieté- und Zirkuskünstlern, von Schaustellern und anderen Vertretern des fahrenden Volks. Nur einmal tanzte um die Jahrhundertwende in einer süddeutschen Stadt ein Budenbesitzer namens Hempel aus der Reihe, der regelmässig Müll und andere Abfälle unter seinen Wohnwagen anstatt in die verordneten Behälter kehrte. Es gelang uns schnell, die Ordnung wiederherzustellen und ihn nach vergeblichen Ermahnungen mit Hilfe der Stadtverwaltung des Geländes zu verweisen. Was von ihm übrigblieb, war ein dunkler Fleck auf dem Rummelplatz und die Redensart.»

Ob die Geschichte stimmt oder nicht, weiss ich nicht. Mehr ist leider über die Herkunft der Redensart nicht herauszubekommen. Sie scheint jedenfalls sehr jung zu sein; eine gewisse Verbreitung zeigt sich erst seit den 1970er Jahren. Heute ist die Redensart beliebt. In der Wochenzeitung «Junge Freiheit» vom 19. März 2004 ist ein Artikel mit «Wie bei Hempels unterm Sofa» überschrieben. Die «Bergedorfer Zeitung» vom 14. April 2014 überschreibt einen Artikel, der erzählt, was eine Putzfrau unter dem Sofa so alles findet, mit «Wie bei ‹Hempels unterm Sofa›». Sogar die Schweizer «Jungfrau Zeitung» vom 14. September 2009 setzt über einen Artikel, der ein Konzert des Bläserquartetts Hempel bespricht, «‹Bei Hempels unterm Sofa›». Das Quartett spielte das Stück «Bei Hempels unterm Sofa», das Ulrich Nehls, ein Kirchenmusiker und Musiklehrer aus Husum, 2002 komponiert hatte.

hingerdrichoo wi di alti Fasnacht

In meiner Kinderzeit hörte ich die Redensart *hingerdrichoo wi di alti Fasnacht* «zu spät kommen» noch oft. Was ist die *alti Fasnacht* und woher kommt die Redensart? Es wird oft behauptet, das habe etwas mit der Reformation zu tun, aber das ist nicht richtig.

Im Jahr 325 legte man am Konzil von Nicäa fest, dass das Osterfest am ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond stattfinden soll. Der Ostertermin ist also beweglich und kann nach Frühlingsanfang am 21. März oder im April stattfinden. Vor Ostern war Fastenzeit. Deren Länge wurde auf 40 Tage und 40 Nächte festgelegt, weil nach Matthäus 4,2 Jesus in der Wüste so lange gefastet hatte, nachdem er vom Geist dorthin geführt worden war. Der Beginn der Fastenzeit fiel also auf den Mittwoch, den Aschermittwoch. Am Dienstag vor Aschermittwoch feierte man die *vasnacht* oder *vastnacht,* was eigentlich den «Vorabend der Fastenzeit» meint. Dieser Dienstag war der Dienstag nach dem 6. Sonntag vor Ostern, den nannte man *Invocavit.* Er heisst so, weil es

im Psalm 91,15 heisst *invocabit me, et ego exaudiam eum* «wenn er mich anruft, dann will ich ihn erhören».

Im Jahr 1091 war die Synode von Benevent, und da wurden die Sonntage als Gedächtnistage der Auferstehung Jesu vom Fasten ausgenommen. Das hatte zur Folge, dass man den Beginn der vierzigtägigen Fastenzeit um 6 Wochentage nach vorne rückte. Damit endet die Fasnachtszeit seither am Dienstag vor dem Mittwoch nach dem 7. Sonntag vor Ostern. Das war jetzt die neue Fasnacht.

Diese Regelung konnte sich am Hochrhein und südlich davon nicht durchsetzen. Deshalb kennt man im Schwäbischen, im Alemannischen und in der deutschsprachigen Schweiz zwei Fasnachten:

Die neue Fasnacht oder Herrenfasnacht findet nach der neuen Ordnung immer eine Woche vor der alten Fasnacht, der Bauernfasnacht oder der Allmannsfasnacht statt. *Alt(i) Fas(t)nacht* ist also ein alter Ausdruck, der vor der Reformation belegt ist. In einer Aargauer Urkunde von 1458 lesen wir, «mitwoch nach dem sonndag invocavit die alt vastnacht». Und der Winterthurer Chronist Laurentius Bosshard (1490–1532) berichtet in seiner Chronik:

«Im hornung 1531war es warm, dass man um Winterthur gehaberet (Hafer gesät) hat und jedermann die Reben geschnitten, an St. Mathistag kalt mit Schnee, der ging bald ab und wurde wieder warm, also dass man am Sonntag, war die alt fastnacht, ze Winterthur eine comedi spilt …»

Die alte Fasnacht kommt zeitlich eine Woche hintendrein, deshalb die Redensart *hingerdrichoo wi di alti Fasnacht* oder *derhäärchoo wie di alti Fasnacht,* die eben auch nördlich der Schweizer Grenze bekannt ist: *der kommt dr'her wie de alt Fasnet*. Im «Nouveau Dictionnaire Allemand-François» von 1782 heisst es: «trop tard, hintennach wie die alte Fastnacht».

Höörndligödu

In der Geschichte «Fegfeuer», die in der «Berner Woche» von 1944 erschienen ist, erzählt Marie Schär, wie Weber-Godi beim Holzsammeln Reiswellen stiehlt: «Doch als ein Ast unter seinen Füssen knackte», schreibt sie, «regte sich bereits das Gewissen des sonst unbescholtenen Mannes, dass er erschreckt in seinem Diebstahlshandwerk aufhorchte, als ob bereits der leibhaftige ‹Hörnli-Gödel›, der Teufel, ihm schon im Nacken sässe.»

Das scherzhafte Hüllwort *Hörnli-Gödel* für «Teufel» heimelte mich an, weil ich es als Kind oft gehört hatte. Wie alt ist es und woher kommt es, fragte ich mich und machte mich auf die Suche. *Godi, Gödi, Gödu,* die Rufformen für Gottfried oder Gottlieb, sind im «Berndeutschen Wörterbuch» aufgeführt, aber von einem *Höörn(d)ligödu* will es nichts wissen. Das «Schweizerische Idiotikon» kennt im vierten Band von 1901 nur den *Hörndlimaa* als scherzhafte Bezeichnung für den Teufel und das «Senslerdeutsche Wörterbuch» den *Höörnliköbl.* Aber im «Schweizerischen Archiv für Volkskunde» von 1907 lese ich in einem Beitrag: «Ich schliesse mit zwei Übernamen des Teufels: *Hörndligödeli* (Gottfried mit den Hörnern) und *Zinggefridu* (Fritz mit der Gabel)», eigentlich Fritz mit den Zinken.

In Laupen gibt es seit 1880 einen Silvesterbrauch, das *Abetringele* oder *Achetringele.* Das ist ein Lärmumzug, bei dem man *die Stadt hinunter schellt* oder *das ablaufende Jahr mit Schellen vertreibt.* Eine der Hauptfiguren ist ein *Tüüfu,* der seit 1924, als neue Masken in Brienz geschnitzt wurden, *Hörnligödu* heisst. Die beiden anderen sind der *Anführer* und der *Zibelegring.*

In der Erzählung «Chlips» in Simon Gfellers Erzählungsband «Ämmegrund» von 1927 sagt der Knecht Chlips: «Die verfluechte Sunndigsdraguner, we se nume der Hörndli-Gödel uf d'Gable nähm!» In Arthur Goetschis «Gschichte usem Murtebiet» von 1963 sagt eine Figur: «Ne nei, dr Hörnligödu chunt mi vorhär cho hole.» Sergius Golowin schreibt 1967 vom «leiden Hörnli-Godi», dem «boshaften Höllen-Beizer». In der von SRF produzierten Kurzhörspielserie «HouzbeiHousi & NasepöögenÄnni» wurde im Jahr 2000 die Folge «Hörnligödu» produziert.

Von den Belegen, die ich finden konnte, ist keiner älter als 1907, also muss die Bezeichnung *Höörn(d)ligödu* wohl in der Zeit um 1900 entstanden sein, und zwar, wie es den Anschein macht, im Bernbiet. Vielleicht hat es sich aus *Hörn(d)limaa* entwickelt, das seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in mehreren Mundarten gut belegt ist. *Hörnermann* «Teufel» ist bereits seit dem 18. Jahrhundert belegt. In Georg Ernst Waldaus «Beyträgen zur Geschichte der Stadt Nürnberg» von 1791 lesen wir: «Ob sie nicht mit dem teuffel oder Hörnermann ein aussdrückliches und förmliches pactum oder verbündnuss gemachet?»

Höri-Bülle

Die *Höri* ist eine Halbinsel zwischen den Städten Radolfzell und Stein am Rhein. *Bülle* sagt man auf der Höri der Zwiebel, so wie man in einigen Schweizer Dialekten *Böle* sagt. *Bülle* ist aber nicht, wie Wikipedia behauptet, «die im Alemannischen gebräuchliche Benennung für Zwiebel», denn ich bin als Berner auch Alemanne und sage *Zibele,* die Basler Alemannen sagen *Ziibele.* Beide Bezeichnungen gehen zurück auf spätlateinisches *cepulla.* Einmal wurde *cepulla* auf der ersten Silbe betont und das führte zu *Zibele*, einmal wurde es auf der zweiten Silbe betont, *ce-* fiel weg und es entstand *Böle* oder eben *Bülle.*

Die Website der Gemeinde Moos (www.moos.de) klärt uns über die Höri-Bülle auf:

«Diese rote Zwiebel darf nur auf der Höri angebaut werden. Im Vergleich zu anderen roten Zwiebeln ist ihre Farbe viel heller, geht eher in Richtung rotbraun. Von der Form her ist sie relativ flach und bauchig. Im Geschmack ist sie besonders aromatisch, mild und doch unaufdringlich scharf - bestens für den rohen Verzehr geeignet. Eine Besonderheit ist auch, dass die rote Farbe beim Schneiden der Bülle nicht abfärbt und man bei weitem nicht so viel dabei weinen muss. Doch das besondere Liliengewächs ist eine Diva. Druck mag sie gar nicht. Bei der Aufzucht und Pflege der anspruchsvollen zarten Höri-Bülle dominiert immer noch Handarbeit. Alle Produzenten verwenden nur selbsterzeugtes Saatgut. In den Gemüsebauernfamilien sind es meistens die Vertreter der älteren Generation, die sich übers Jahr der arbeitsintensiven Nachzucht und Pflege der Samen widmen.»

Hoffentlich gibt es die schöne und gute Höri-Bülle, die glücklicherweise noch nicht einem Saatgut-Grosskonzern gehört, noch lange. Das Büllefest in Bankholzen fand am 2.10.2016 statt; den Bericht darüber sehen Sie im SWR-Fernsehen am 9.10.2016 um 18.45 Uhr.

Husfüürer

Vor kurzem begegnete ich im «Deutschen Provinzialwörterbuch» von 1792, geschrieben von Anton Edler von Klein, dem seltsamen Wort *Hausfeurer*, das er mit «Schwarzbrodbäcker» übersetzt und dazu anmerkt, es sei «Strassburger Kanzleystil». Ulrich Crämer berichtet 1931 in seinem Buch über die Verfassung und Verwaltung Strassburgs 1521–1681 zur Bäckerzunft: «Zu ihr gehörten […] die Brotbäcker in der Hauptsache, einschliesslich der Hausfeurer (Husfürer).» Auch in Schlettstadt (Stadtrecht 1462), Freiburg im Breisgau, Aarau und Schaffhausen sind Hausfeurer urkundlich bezeugt. Weil mich das reizte und Strassburg in der Nähe von Basel liegt, schaute ich im «Idioticon Rauracum» (1768) des Baslers Jakob Spreng nach, das Heinrich Löffler herausgegeben hat, und las dort:

«*Hausfeurer,* nannte man ehedessen diejenigen Becker zu Basel, welche in der Stadt selbst wohnten, und den Bürgern ihr Hausbrot zu backen, dabey aber nur schwarzes Brot zu verkaufen pflegten: zum Unterschiede derjenigen Becker, welche in den Vorstädten oder in der kleinen Stadt (d. h. Kleinbasel) wohnten, und nur weisses Brot verkauften.»

War der Hausfeurer also ein Schwarzbrotbäcker und der Bäcker oder Pfister ein Weissbrotbäcker, fragte ich mich. Um mehr zu erfahren, gab ich unter ww.idiotikon.ch *Hausfeurer* ein und landete beim Artikel *Husfüürer,* der die Sache viel genauer erklärt. Er zitiert Spreng und erklärt darauf, im 14. Jahrhundert seien die Bäcker in Basel und Liestal in *Feilbäcker* und *Hausfeurer* geschieden gewesen. Das Liestaler Stadtrecht von 1411 unterscheidet zwischen «husfürer» und «weissbecken». Klar wird aus den Ausführungen, dass die *Hausfeurer* nur dasjenige Brot backen durften, das man ihnen zum Backen brachte. Sie durften also nicht selbst hergestelltes Brot verkaufen. Selbstverständlich hielten sie sich nicht an die Regel und gerieten mit den Bäckern in Streit.

In Zürich entwickelte sich eine ähnliche Aufteilung des Bäckergewerbes. Die *Husfüürer oder Husbecke* durften nur ihnen zugetragenen, gewirkten Teig verbacken. Weil die Bäcker ihnen das Handwerk legen wollten, legt die Zürcher Ratsverordnung von 1632 fest:

«Dieweil die gemeine Burgerschaft, rych und arm, sich bei den Hausbecken die Zyt her nit übel befunden, da sollen dieselben fürer beliben (d. h. weiterhin bestehen), also dass menklicher den Hausfeureren das Brot noch wyters ze bachen geben möge, von den Meister Pfisteren unverhindert. Welicher aber bei den Hausfeureren bachen lassen will, der solle das Mehl daheim knetten und den Teig zurüsten, und erst alsdann denselben den Husbecken bringen.»

Die Hausfeurer dürfen nicht Mehl entgegennehmen und das Brot selber Herstellen; sie sollen nur backen. Wirte dürfen nicht bei Hausfeurern backen lassen Sie müssen, das Brot, das sie den Gästen vorsetzen, bei den Pfistern kaufen. Das Brot der *Husfüürer* nannte man *Husbroot,* das Brot der Bäcker *Beckebroot.*

Ichelige win e Tröscher

Erwartete man an einem Tisch einen guten Esser, konnte man der Gastgeberin sagen: *Choch gnue, dä cha de ichelige.* Oder man konnte über jemanden, der tüchtig gegessen hatte, nach dem Essen sagen: *Woou Määu, dä isch de ichegläge.* Das Verb *ichelige* hatte in der Mittelberner Mundart, die ich als Kind erwarb, die Hauptbedeutung: «mit gutem Appetit, tüchtig essen». Man spöttelte: *Bim Trinke mues me hingerelige, bim Ässen icheligen u bim Schaffen uf d Site lige.* In Gertrud Zürichers «Kinderlieder aus der Schweiz» von 1926 lautet ein Vers aus Bern: *Müetti, hüt*

muess gchüechlet si, / Schla mer d'Eier alli dri; / Mach e rechti Burebige, / Dass der Chnecht cha ine lige. Nur selten hörte ich *ine-, ichelige* oder *drilige* mit der Bedeutung «sich beim Arbeiten tüchtig ins Zeug legen».

Mit der übertragenen Bedeutung «beim Essen tapfer zugreifen» finden wir das Verb *inelige* auch im «Idiotikon». Seine ursprüngliche Bedeutung war «(mit den Ellbogen) über den Tisch hinein liegen» oder «sich nicht aufrecht halten, sich mit dem Oberkörper über einen Tisch, eine Brüstung neigen». In einem Text von 1736 ruft ein Pfarrer in der Kirche zur Empore hinauf: «Sitzet aufrecht da über oben: der Pharisäer ist nit so innen g'legen; er ist aufrecht g'standen im Tempel.»

Mit *ine-, ichelige* bildeten sich einige Redensarten der Form *ichelige wi…* Weil man zum Dreschen mit dem Flegel gern starke junge Männer anheuerte, waren die Drescher bekannt für ihren guten Appetit. Weit verbreitet ist deshalb *ine-, ichelige win e Tröscher. Trösche* kann man in übertragener Bedeutung auch für «essen» sagen. Bereits im 16. Jahrhundert schreibt Ludwig Lavater, ein Enkel des Zürcher Reformators Heinrich Bullinger, in seiner Auslegung des Buchs Hiob: «Also ander Werckleüt / als tröscher / müssend geässen haben / dahar das sprüchwort kompt / Du issest wie ein tröscher.» Und Grimmelshausens Simplicissimus gesteht im 17. Jahrhundert: «Ich mochte damals fressen wie ein Drescher». Im «Europäischen Sprach-Schatz» von 1711 finden wir: «er frisst wie ein Trescher oder wie ein Scheunentrescher». Daneben konnte man in der Mundart auch sagen *iipacke win e Tröscher, ichebige win e Tröscher* und *drihoue* oder *drischlaa win e Tröscher*. Man spöttelte *e Tröscher, e Wöscher, e Rätscher un e Hung mögen au Stung.*

In Melchior Kirchhofers Sammlung schweizerischer Sprichwörter «Wahrheit und Dichtung» von 1824 ist «er liegt herein wie ein Schwab» aufgeführt. Sehr selten hörte ich in meiner Kinderzeit von meinen Eltern und von Verwandten: *ichelige wi Burkhauter i dr Chingeleer.* Wenn ich im Aare-, Emmen- oder Worblental über Redensarten und ihre Geschichten erzähle, frage ich meine Zuhörer und Zuhörerinnen immer, ob sie neben *ichelige win e Tröscher* noch eine andere Redensart kennen, die *ichelige wi Bu…* usw. laute. Meistens höre ich dann ein, zwei, drei sagen: *Aa jaa, ichelige wi Burkhauter i dr Chingeleer.* Bis jetzt ist mir diese Redensart ein Rätsel geblieben, denn ich verstehe nicht, wie sich ein Burkhalter in der Kinderlehre mit tüchtig essen verbinden soll. Hans Zulliger braucht sie in «Unghüürig. Gschichte us em Bantigerbiet» von 1924. In der Geschichte «Ds Unghüür im ‹Bode›» schreibt er über einen Burschen, der verköstigt wird: «Er het si das nid zwuri la heissen un isch yche gläge wie Burkhalter i der Chingelehr.» Im Jahr 1946 braucht er die Redensart hochdeutsch in den «Sieben Geschichten vom schlauen Balz»: *hineinliegen wie Burkhalter in der Kinderlehre*. Auch beim Bolliger Mundartautor Ernst Balzli finden wir sie in einer seiner Mundarterzählungen: *ynegläge wie Burkhalter i d'Chindelehr*. Ich könnte mir vorstellen, dass Zulliger, der gerne neue Wörter und Ausdrücke prägte, diese Redensart erfunden hat und dass sie durch das sehr populäre «Unghüürig» in der Region Worblen-, Emmen-, Aaretal verbreitet worden ist.

Ginge die Redensart von einer wirklichen Person aus, könnte damit meines Erachtens nur Joseph Burkhalter (1787–1866), der philosophierende Bauer und Weber aus dem Fluhacker bei Niederönz gemeint sein, der Amtsrichter und Grossrat wurde und lange Jahre ein enger Freund Gotthelfs war. Doch einen Beleg für seine Verbindung zur Redensart habe ich nicht.

Jäten

Es ist Anfang Mai, unsere Gartenbeete sind bepflanzt und ich habe eine Zeit intensiver Bodenbearbeitung hinter mir, in der das Jäten wahrlich nicht zu kurz gekommen ist. Auf Hochdeutsch *jätet man Unkraut*, im Berndeutschen, das ich spreche, *jättet me Gjätt.* Während des Jätens begann ich über die Wörter im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit nachzudenken.

Das nur im Deutschen vorkommende Verb *jäten* mit unbekannter Herkunft ist bereits im Althochdeutschen des frühen Mittelalters belegt als *getan* (9./10. Jh.) und *jetan* (11 Jh.). Im Mittelhochdeutschen begegnen wir ihm meistens in der Form *jeten.* Der «Willehalm» (um 1210) von Wolfram von Eschenbach erzählt von einem Herz, das ganz ausgejätet und deshalb ohne Falsch war: «erjetn daz man nie valsch dar inne vant». Auch Peter Suchenwirt schreibt im 14. Jahrhundert von einem durch Jäten und Reuten geläuterten Herz: «durchjeten und durchreutert sein herze was von missetât». Im elsässischen «Vocabularius ex quo» von 1482 ist lateinisches *evellere* übersetzt mit «repffen (rupfen) jetten oder wurtzeln». Und in Jakob Twinger von Königshofens «Chronik» von 1476 heisst es: «Man muoss unkraut auss dem garten jetten und ersuochen.» Wer es vermochte, stellte zum Jäten Jäter oder Jäterinnen ein. Der Sänger Oswald von Wolkenstein (um 1377–1445) sang: «Ain jeterin, junk, frisch, frei, fruet, / auff sticklem perg, in wilder höch, / die geit (gibt) mir freud und hohen muot».

Das zum Verb *jeten, jäten* gehörige Substantiv *Jett, Jätt, Gjätt* «Unkraut» ist erst viel später belegt, und zwar nur im südlichen Teil des deutschen Sprachraums. Der mir vorliegende früheste Beleg stammt aus der «Reimchronik des Appenzeller Krieges» von 1405: «Wa das bös Jett das Guet überkommen (überwältigt) het.» In einem Tagsatzungsabschied von 1614 ist die Rede von denjenigen, die «vor dem Lesen in den Reben jätten und unter dem Schein des Gejätts Trauben heimtragen». *Jätt* kommt zudem in den Mundarten der Elsässer, Lothringer, Rheinländer und Vorarlberger vor.

Die Bezeichnung *Unkraut,* die seit dem 9. Jahrhundert belegt ist, und die vielleicht unter dem Einfluss von lateinischem *mala herba* entstanden ist, hat eine weitere Verbreitung von *Gjätt* verhindert. Mit dem Wort *Unkraut*, das auch im theologischen Diskurs, auf Menschen übertragen, eine wichtige Rolle spielte, teilt man die Welt der Krautgewächse in gute, nützliche Kräuter und schlechte, schädliche Unkräuter. Aus dieser Zweiteilung erwuchs ein umfangreiches Unkrautbekämpfungsschrifttum und eine Unkrautvernichtungsindustrie, die völlig blind waren gegenüber der Tatsache, dass die Unterscheidung Kraut/Unkraut biologisch sinnlos ist. Bereits 1942 bemerkten die österreichischen Biologen Ludwig von Bertalanffy und Fritz Gessner in ihrem «Handbuch der Biologie»:

«Der Begriff Unkraut ist unbiologisch; er zerreisst die gegebenen Zusammenhänge in der Natur und stellt eine scheinbare, unechte Nützlichkeitsbetrachtung, eine mechanistisch-kapitalistische Haltung an die Stelle biologischer Möglichkeiten und gegenseitiger Beeinflussung. Keine Pflanze ist allein für sich in der Natur.»

Die Bezeichnungen *Jätt, Gjätt* sind in dieser Beziehung viel neutraler, denn sie bezeichnen lediglich dasjenige, das man durch Jäten entfernt.

kalfaktere

Vor kurzem las ich in einer Geschichte des Senslerdeutsch schreibenden Autors Alfons Jungo den Satz: «Dää würd schöö flegere ù frage was wier da kalfakteret u gfygeretlet hiigi.» *Flegere*

ist ein senslerdeutsches Wort und meint «schimpfen». Aber *kalfaktere* und *figureetle* klingelten in meinen Ohren, denn ich hatte sie als Kind oft gehört. Beide meinten «an etwas herumhantieren, etwas anstellen». *Was hesch ume kalfakteret,* konnte man mich fragen, wenn ich etwas unsachgemäss behandelt und dadurch in Unordnung gebracht hatte.

Kalfaktern ist ein Verb, das in vielen Dialekten der Schweiz und Deutschlands bis ins Rheinland hinunter bekannt war und heute leider verschwindet. In der «Etymologie des Schwäbischen» ist seine Bedeutung angegeben mit «verleumden, verraten, verschwätzen». Laut «Rheinischem Wörterbuch» meint es «emsig umherlaufen, viel Wesens machen» und «schmeicheln, scharwenzeln», laut «Schaffhauser Mundartwörterbuch» «ein unstetes Leben führen» oder «wirr reden, schwatzen über andere» und laut dem «Rheinwalder Mundartwörterbuch» «buhlen, den Mädchen nachstellen». Man sieht, das Wort hat viele Bedeutungen, meistens solche, die ein tadelnswertes Tun bezeichnen.

Kalfaktere ist entlehnt aus lateinisch *calefacere* bzw. *calefactāre,* was so viel heisst wie «warm machen, erhitzen», im übertragenen Sinn «erregen». Der Kal(e)faktor war im Kloster der Bruder, der für das Heizen zuständig war, oder ein Stubenheizer, der z. B. in Zunft- und Schulstuben für Wärme sorgte. Bis ins 19. Jahrhundert nannte man den Schulhausabwart oft Cal(e)factor.

Woher kommt denn die negative Bedeutung, die der Bezeichnung anhängt? Bereits Luther (1483–1546) schimpft in einem Text, die Adligen machten «aus irem Pfarrherr einen Calfactor und Stubenheisser / einen Bottenleuffer und Briefftreger». Aus dem Kalfakter, der ursprünglich eine klar definierte Arbeit verrichtete, wurde also mit der Zeit die dienstbare Seele, ein Aus- und Zuträger, einer, der sich für niedrige Dienste zur Verfügung stellt, der sich geschäftig gibt und auch bereit ist, für seine Herrschaft andere auszuspionieren. Im Buch «Eidgenössische Nachrichten» von 1798 ist ein Brief des Basler Oberstzunftmeisters Peter Ochs zitiert, in dem es heisst:

«Man sammelte sich statt guter fremder Zöglinge, einen Schwarm von Taugenichtsen, Sklavendienern, von Calfaktern und Landesverheerern.»

Im Karacho

Obwohl ich es nicht mehr genau weiss, glaube ich, dass ich das Kraftwort *Caracho,* das mir einige Kinderjahre lang sehr gefiel, in Romanen von Friedrich Gerstäcker kennengelernt habe. Der 1816 in Hamburg geborene Gerstäcker, als Junge ein begeisterter Leser von Defoes «Robinson» und den Romanen von James Fenimore Cooper, durchwanderte in den Jahren um 1840 Nordamerika. Nach Deutschland zurückgekehrt, liess er sich in Dresden nieder und wurde ein erfolgreicher Schriftsteller. «Die Regulatoren in Arkansas», mit dem ihm 1843 der Durchbruch gelang, und «Die Flusspiraten des Mississippi» habe ich mit heissen Ohren und feuchten Fingern verschlungen. Gerstäcker war so erfolgreich, dass Karl May später ganze Passagen von ihm für seine Romane «ausborgte».

Carajo ist ein derber spanischer Fluch, zudem eine Bezeichnung für den Penis und der Ausdruck *al carajo contigo* meint «zum Teufel mit dir, hau ab». *Carajo* ist bereits 1805 in Ernst August Schmids «Diccionario aleman y español» als Bezeichnung für das männliche Glied aufgeführt, und 1809 berichtet Heinrich Zschokke in den «Miszellen für die Neueste Weltkunde» aus Barcelona: «Ich ergriff endlich die Partie, mich schlafend zu stellen, und sie ihre ‹Carajos› und

Verwünschungen nach Belieben ausstossen zu lassen.» Darunter steht: «Anmerkung des Uebersetzers: Carajo, die Quintessenz spanischer Pöbelausdrücke.»

Um 1850 ist der Kraftausdruck *Caracho* in deutschen Texten bereits gang und gäbe. In der Erzählung «Die böse Frau von Fürstenberg» im «Sammler» von 1851 benutzt ihn die Figur Bandemer am Laufmeter: «‹Ich wette, Ihr habt wieder einen Extrastreich auszuführen! Caracho!› – diesen spanischen Fluch hatte er sich so angewöhnt, dass er ihn fast bei jedem Athemzuge hervorbrachte und den Gaumenlaut schnarrte, wie ein Andalusier.» In Gutzkows «Unterhaltungen am häuslichen Herd» von 1853 erzählt Jegor von Sivers «Eine Novelle aus Centralamerika» und wir lesen gebannt: «‹Caracho!› wiederholte er zum dritten male und ein erkünsteltes Lächeln zuckte auf seiner Lippe. Der Caracho-Fluch heisst im Spanischen Alles. Schmerz, Wuth, Freude, Wollust, Hass, Spott, Verzweiflung – es kommt nur auf den Ton an, in dem er gesprochen wird.» Verdeutschtes *Karacho* lesen wir bereits in Georg Freiherr von Omptedas «Unser Regiment: Ein Reiterbild» von 1899: «Dann reitet er ab und kommt im ‹Karacho›, wie wir sagen, wie ein Donnerwetter angebraust.» Da neigt sich das Wort *Karacho* schon zum Ausdruck *im Karacho* hin.

Frühe Beispiele für *im Caracho* «mit grosser Geschwindigkeit» stammen aus der Zeit vor dem und im Ersten Weltkrieg. Bei Wolf Graf von Baudissin lesen wir in «Ein Adjudantenritt und andere Militärhumoresken» von 1905, «und im caracho jagen sie ihren Adjudanten entgegen». Und in «Deutsche Feldpost-Briefe» von 1914, «mit dem Parabellum ist er im Caracho durch das Dorf gerast». *In vollem Caracho* finden wir früh in Büchern von Erhard Wittek. In «Durchbruch anno achtzehn» von 1933 sieht der Erzähler «einen Menschen heranlaufen, einen Menschen mit genagelten Stiefeln, er bückt sich, sieht durch die Hecke hindurch, und da sieht er einen Schangel in vollem Caracho heranrasen». In «Schneller Fuss und Pfeilmädchen» von 1935 lesen wir, «das Pferd sprengte in vollem Caracho den Fluss entlang». Der Ausdruck hat es bis in unsere Mundarten geschafft. Im «Zürichdeutschen Wörterbuch» lesen wir *im Garacho* «in Windeseile», in Suters «Baseldeutsch-Wörterbuch» *im Garachoo* «in grosser Geschwindigkeit».

klipp und klar

Die Redensart *klipp und klar* «unmissverständlich, klar und deutlich» scheint in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche entlehnt worden zu sein. Frühe niederdeutsche Belege finden wir einmal im «Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs» von 1767 unter dem Stichwort *klapp* mit der Bedeutung «rasch, fertig mit dem Munde»: *klapp un klaar* «ganz fertig». Dazu die Bemerkung:

«Und so käme damit überein das englische *clap,* welches nicht nur schlagen bedeutet, sondern auch, eine Sache fertig zu Ende bringen. Sonst kann man diese Redensart auch bequem vom Handschlage beym Kaufe erklären; da sie vornehmlich von einem geschlossenen Contract, Kauf und Eheverlöbniss gebrauchet wird. Daher ist *Klapp-snute,* ein Klappermaul, ein Maulfechter, der seine Antwort schuldig bleibt.»

Den frühesten Beleg mit dem uns bekannteren *klipp* finde ich in Johann Carl Dähnerts «Platt-Deutschem Wörterbuch» von 1781: *dat is klipp un klaar* «das ist ganz fertig» unter dem Stichwort *klipp* mit der Bedeutung «rasch, hurtig, flink mit dem Munde, fertig. Een klipp Mädken. Die sich bei allem hurtig zu nehmen weiss». Und schliesslich dichtet Diederich Georg Babst in seinen «Uhterlesene Pladdütsche Gedichte» von 1812: «Ehn trü Bedeenter möht nich

leegen, / Un sienen Herrn ook nich bedreegen, / He seed em alles klipp un klar – ein treuer Bedienter wird nicht lügen, und seinen Herrn auch nicht betrügen, er sagt ihm alles klipp und klar». Hier meint *klipp un klar* «ganz, bis ins letzte Detail».

Die beiden Wörterbücher geben also der niederdeutschen Redensart *klapp un klaar* bzw. *klipp un klaar* die Bedeutung «ganz fertig». Sie hat, was auch in anderen Belegen deutlich wird, vorab mit Abmachungen zu tun. Das Adjektiv *klipp* bezieht sich offenbar vor allem auf das Mundwerk und meint «schlagfertig».

Die frühesten hochdeutschen Belege, die ich gefunden habe, sind aus den 1840er-Jahren. Im «Neuen Pitaval» von 1844, einer Sammlung von Kriminalgeschichten, geht es um eine Abmachung, bei der gesagt wird: «Seid nur auf eurer Hut und Ihr sollt dann Alle klipp und klar sein.», d. h. «fertig mit der Sache, ganz aus der Sache sein». Und im «Ansbacher Tagblatt für Stadt und Land», ebenfalls von 1844, lesen wir von einer Verliebten, die blind vor Liebe ist: «Mit Bertha war Alles, was man zu sagen pflegt, klipp und klar, sie sass fest, wie das Vöglein an der Leimrute.» Hier hat *klipp und klar* eher die Bedeutung «völlig klar, ganz offensichtlich».

Wir stellen fest. Unsere Redensart *klipp und klar* stammt aus dem Niederdeutschen und ist bis in unsere Mundarten eingedrungen: *i ha drsch klipp u klaar gseit.* Sie hatte ursprünglich eine andere Bedeutung als diejenige, mit der wir sie heute gebrauchen. Am 15. Dezember 2019 betitelte «suedostschweiz.ch» eine Umfrage mit: «Brauchts Tiere im Zirkus? Eure Meinung ist klipp und klar», also «unmissverständlich, klar und deutlich». Auf «seniorweb.ch» lese ich am 26. Dezember 2019: «Meine Agentin sagte mir klipp und klar», auch hier mit der Bedeutung «unmissverständlich, klar und deutlich».

Komissioone mache, poschte

Wenn wir den täglichen oder wöchentlichen Einkauf machen, sagen wir heute meistens: *I ga ga iichouffe.* Diesen Ausdruck haben wir aus dem hochdeutschen *einkaufen gehen* entlehnt. Früher sagten wir im Berndeutschen, in dem ich aufgewachsen bin, *i ga ga Komissioone mache* oder, sozusagen als Koseform, *i ga ga Komere mache* bzw. *i ga ga kömerle.* Diesen Ausdruck haben wir aus dem französischen *faire les commissions* entlehnt. Französisches *commission* mit der Bedeutung «Auftrag, Besorgung» geht auf lateinisches *commissio* zurück.

In vielen Dialekten sagt man jedoch *ich gang go poschte.* Um *poschte* zu erklären, müssen wir bei *Poscht* beginnen; *poschte* ist von *Poscht* abgeleitet. Bei *Poscht, Post* kommen Bezeichnung und Sache aus dem Italienischen, wie viele andere Bezeichnungen, die mit dem Verkehrs- und Postwesen zu tun haben, z. B. *Porto, franko* und *Kurier.* Auf den Postrouten baute man einst Stationen, um Boten und Pferde auszuwechseln und nannte sie *posta,* entlehnt über das Italienische aus lateinisch *posita statio* oder *posita mansio.* Später übertrug man die Bezeichnung *Post* auf die ganze Beförderungseinrichtung, und so kam es im 15. Jahrhundert ins Französische sowie ins Deutsche. Da nannte man die ganze Beförderungseinrichtung, das Amt und das, was man versandte, einfach *Post.* Im älteren Deutsch der Schweiz meinte *in posten wys* befördern, mit einem berittenen Eilboten befördern. Ab dem 17. Jahrhundert nannte man Kinder, die Botengänge besorgten, *Poschtbuebe* und *Poschtmeitli.* Und es entwickelte sich das Verb *poschte* für «Botendienste besorgen». Ursprünglich meint also *poschte* «einen Botengang machen», erst im übertragenen Sinn erhielt es die Bedeutung «Einkäufe besorgen».

Heute gibt es noch ein gleichlautendes Verb *poschte*, das von englisch *to post* entlehnt ist. Es meint "sich mit Fragen, Antworten, Kommentaren an Newsgroups beteiligen" oder "bei Gruppenarbeiten einen Zettel an einer Flipchart anbringen".

Krähane

In einem Buch las ich den Satz: «Der *Wümmet* dauerte eine ganze Woche; er wurde mit dem geräuschvollsten Fest des Jahres, dem *Krähahnen,* abgeschlossen.»

Der *Krähane, Chrähane,* oder *Endchrähane* war ein Festessen, das «der Bauer nach Schluss der Ernte seinen Werkleuten» gab, schreibt das «Schweizerdeutsche Wörterbuch», z. B. nach Schluss der Heu- und Getreideernte, insbesondere der Weinlese. Es ergänzt, dass dabei «die Nacht mit allerlei Ergötzlichkeiten, derben Spielen, Vexieraufgaben, neckischen Mummereien mit Umzügen von Haus zu Haus zugebracht» wurde.

Eine Quelle von 1582 berichtet: «Wie bei uns der bruch ist, das man nach der ernd den schnitteren und anderen die sichellege oder wie man's anderschwo nennt, den krey- oder schnitthanen gibt, wenn der herbst hinüber ist.»

Zur Bedeutung des Namens lesen wir im Wörterbuch: «Die Benennung wird entweder von dem unmittelbar nach beendigter Weinlese oder Ernte stattfindenden fröhlichen Jauchzen (gleichsam Krähen) der Arbeiter oder noch häufiger von der Dauer des Festschmauses bis zum Krähen des Hahns gedeutet. Sache und Benennung gehen aber in das germanische Altertum zurück. Der Hahn war ursprünglich ein dem Gott Donar gebrachtes Opfer, welches gemeinschaftlich verspeist wurde. Der Hahn musste ein gewisses Alter haben, musste bereits krähen, also ein Kräh-Hahn sein."

Zu ergänzen bleibt nur noch, dass *Krähahn, Kraehahn, Krehan* ein Familienname ist, wie auch ein Haus- und Flurname.

Du bisch mer non e Kundi!

Hatte ich als Bub etwas *bboosget*, d. h. etwas angestellt, das Mutter weder erschreckte noch sehr ärgerte, sagte sie manchmal: *Du bisch mer non e Kundi!* Das Wort finde ich im «Schweizerischen Idiotikon» nicht, aber im «Berndeutschen Wörterbuch», wo die Bedeutung von *Kundi* mit «Landstreicher, Kauz» angegeben wird mit dem Beispiel *das isch mer e heitere Kundi* «ein sonderbarer Kerl». In Simon Gfellers «Eichbüehlersch» von 1941 lesen wir: «‹Du bisch mir e Loudibänz, herrjeren abenangere!› het Änni brösmet. ‹Du wirscht alben e Kundi gsi sy i dyr lidige Zyt!›» und im berndeutschen Lustspiel «E Gschaui» des Laupeners Emil Balmer (1890–1966) sagt Änni zu Brächt:

«Sooo! Un i ha's de sölle schmöcke, dass de nid emal es subers Hemmli hesch für e Sunndig, gäll! Du bisch mer no ne Kundi du!»

Kundi war also im ländlichen Mittelbernischen in der Mitte des 20. Jahrhunderts noch gut bekannt. Ich kam auf das Wort, weil ich daran bin, Martin Puchners spannendes Buch «Die Sprache der Vagabunden. Eine Geschichte des Rotwelsch und das Geheimnis meiner Familie» von 2021 zu lesen. Im fünften Kapitel erzählt Puchner von der Vagabunden-Zeitschrift «Der

Kunde», die 1927 erstmals erschien und 1931 in «Der Vagabund» umbenannt wurde. Gustav Brügel begründete sie, dann wurde Gregor Gog ihr Herausgeber, worauf sie bis Ende 1929 von der «Bruderschaft der Vagabunden» herausgegeben und vom «Verlag der Vagabunden» im deutschen Sonnenberg gedruckt wurde. Sie kostete 30 Pfennig, Landstreicher «unterwegs» zahlten nichts. «Der Syndikalist», die Zeitschrift der «Freien Arbeiter-Union», nannte «Der Kunde» eine der «originellsten Zeitschriften, die je erschienen sind». Für «Der Kunde» schrieb übrigens auch die Schriftstellerin und Tänzerin Jo Mihaly, die in den 1920er-Jahren einige Zeit mit Nichtsesshaften auf der Landstrasse verbrachte. Von 1933 bis 1945 lebte sie in der Schweiz.

Kunde ist ein rotwelsches Wort mit der Bedeutung «wandernder Handwerksbursche, Bettler, Landstreicher». Im Jenischen wurde es zu *Kundi* mit der Bedeutung «Landstreicher, Vagabund, Bettler». *Kunde* ist wohl eine Verschmelzung aus deutschem *Kunde* «Bekannter, Kerl, Kumpan, Bruder», das auf *kennen* zurückgeht, mit jiddisch *kun* «Richtiger, Rechter». *Du bisch mer non e Kundi* meint ja etwa «du bist mir grad der Richtige».

Auf die Grussfrage eines Landstreichers «Kunde?», antwortete der andere «känn Matthes» oder «ken Mathilde», wobei *Matthes* oder *Mathilde* wohl auf rotwelsch *Mettine* «Landstrasse» bzw. *Märtine* «Land» oder jiddisch *Medíne* «Land, Staat» zurückgehen. Zu *Kunde* gibt es viele zusammengesetzte Wörter wie *Kundenfahrt* «Reise, Wanderung», *Kundenquetsche* «Betrieb, Fabrik», *Kundenschall* «Kundensprache», *Kundenschnalle* «dünne Suppe» und *Kundenschaft* «Landstreichertum».

Kürbis

Wir geniessen ihn gern in Suppen, im Risotto und auf Flammkuchen, als Püree oder Salat – es gibt eine ganze Kürbis-Küche. Der Kürbis ist ja unübersehbar. Ganze Wagenladungen stehen im Herbst an Strassenrändern, auf Märkten und in Kaufhäusern ist er ein begehrtes Gemüse. Als Kind habe ich in den 1950er und 1960er Jahren nie Kürbis vorgesetzt bekommen. Niemand verkaufte ihn, man sah und ass ihn nicht. Mancherorts verfütterte man ihn den Schweinen.

In der deutschen Sprache kommt der Kürbis bereits ab dem 9. Jahrhundert vor als *kurbiz*, der im *kurbiz-garto* «Kürbisgarten» wuchs. Das Wort ist entlehnt aus mittellateinisch *curbita* oder *cucurbita* «Flaschenkürbis». Also war diese ganze orange, rote, gelbe und dunkelgrüne Herrlichkeit schon damals vor den Augen der Menschen ausgebreitet?

Nein! Die Kürbisse waren damals grün und hatten weisses Fleisch. Es waren Flaschenkürbisse der Gattung *Lagenaria*, die ursprünglich wohl aus Afrika stammten. Die meisten Kürbisse, die wir heute essen, die orangen, roten, gelben und grünen mit dem meist orangen oder gelben Fleisch, gehören zur Gattung der *Cucurbitaceae* und kommen aus Amerika. Sie gelangten also erst nach der Entdeckung der neuen Welt zu uns, d. h. im 16. Jahrhundert. Und es dauerte einige Zeit, bis sie bei uns in den Gärten wuchsen.

In Martin Luthers «Gantzer Heiligen Schrifft Deudsch» von 1545 lesen wir im 4. Buch Moses 11.5: «Wir gedencken der Fissche / die wir in Egypten umb sonst assen / und der körbis /pfeben / lauch / zwibel und knoblauch.» Was Luther 1545 *körbis* und *pfeben* nennt, heisst auf Hebräisch *kuschijim* und *abattichim,* und das sind *Gurken* und *Melonen.* Bei den *Gurken* muss man sich nicht unsere Gartengurke vorstellen, sondern die sogenannte *arabische Gurke* (cucumis Chate L.)*,* die behaart ist, und sowohl roh als auch gekocht gegessen werden kann. *Abattichim* sind

nicht etwa süsse Charentais- oder Cavaillon-Melonen, sondern *Wassermelonen*, die in Ägypten heute noch *al batich* genannt werden.

Hinter Wörtern steht manchmal nicht das, was man sich gemeinhin vorstellt.

lafere

Vor kurzem las ich im Netz eine in Mundart geschriebene Stellenausschreibung «Schofföre gsuecht» für «Schofföre wo Mundart rede» der Firma Schöni Transport AG in Rothrist. Der Text beginnt mit der Frage «Wosch häufe liefere statt nume lavere?» Wer die Firma sprachlich beraten hat, weiss ich nicht. Zu beanstanden ist, dass *liefere* wie im Hochdeutschen mit *ie* geschrieben ist, obwohl diese Lautkombination in den Deutschschweizer Mundarten in der Regel als Zweilaut gesprochen wird wie in *Mieti, hie, biete.* In den meisten Mundarten ist dieser Vokal kurz *lifere,* in einigen, z. B. im Baseldeutschen, lang *liifere.* Wie man darauf kommen kann, *lavere* mit *v* zu schreiben, ist mir schleierhaft. Seit Hunderten von Jahren wird das Wort *lafere* geschrieben.

Lafere «schwatzen, viel reden» ist seit dem 16. Jahrhundert belegt: 1550 in Schoeppers «Synonyma»: «Schwätzer loquebar kläpperer jecher schwatzmaul laferer villreder lafermann»; 1561 in Maalers «Die Teütsch spraach»: «Laferen / Yemerdar schwätzen. Loquitari» und 1596 in Hulsius' «Dictionarium»: «Lafermann / klapperer / laseur / Garreleur». Dem Verb *lafere* begegnen wir in Texten von 1528 «Klapperen und lafferen in der kilchen» und von 1606 «Glych wie die wolbeschwetzten Lüt mit irem Laferen Merli und Fablen köndend zieren».

Auf die Herkunft des Wortes weist eine Bibelübersetzung aus der Zeit um 1473. Der Ausdruck in Richter 7.7, der in der lateinischen «Vulgata» mit *lambuerunt aquas* «das Wasser aufgeleckt haben» lautet, wird mit «laferen die wasser» übersetzt. *Laferen* wird hier gleich verwendet wie mittelhochdeutsches *laffen* «lecken», das noch heute in einigen Deutschschweizer Mundarten als *laffe* «lecken, schlürfen, besonders von Tieren» verwendet wird neben *lappe, läpple.* Auch im «Schweizerischen Idiotikon» ist als Bedeutung von *lafere* neben verächtlich gemeintem «schwatzen, reden» noch angegeben «leckend trinken, schlürfen, saufen». Verwandt mit *lafere* und seiner Nebenform *lafele* ist auch hochdeutsches *labern* «überflüssige Worte machen». Alle diese Wörter gehen zurück auf die indogermanische Silbe **lab-* «lecken», zu der auch lateinisch *labrum* «Lippe», italienisch *labbro* «Lippe» und französisch *lèvre* «Lippe» gehören.

Von *lafere* sind in den Deutschschweizer Mundarten abgeleitet: *Laferer, Laferi, Lafericheib, Laferihung* «(dummer) Schwätzer», *Lafermuu(l)* «Plappermaul», *Lafertäsche* «Schwatzbase, Plaudertasche», *us(b)lafere* «ausplaudern», *verlafere* «verschwatzen». Die Redensart *lifere statt lafere*, die es auch in den Formen *lifere nid lafere* und *lifere und nüd lafere* gibt, ist erst seit den 1970er-Jahren belegt. Zu ihrer Verbreitung dürfte auch die Schallplatte «Lifere statt lafere» des Trios Eugster beigetragen haben. Die Firma Schöni hätte nur auf das Plattencover schauen müssen, um zu sehen, wie man das schreibt.

Landjäger

Den *Landjäger* oder *Landjeger,* älter auch *Landeger* oder *Lanteger,* essen wir in der deutschsprachigen Schweiz. So bezeichnen wir eine etwa 15 cm lange flach gepresste, geräucherte Wurst, eine umgerötete Rohwurst; bei der Herstellung geschieht das Umröten, das eine Verfärbung ins Graubraune verhindert, mit Nitritpökelsalz. In der französischsprachigen

Schweiz heisst diese Wurst *gendarme.* Sowohl *Landjäger* als auch *gendarme* «Polizist» sind übertragene Bezeichnungen.

Noch zu meiner Kinderzeit in den 1950er-Jahren konnte man einen Ortspolizisten auf dem Land *Landjäger* nennen. In Ernst Stampflis Volksstück «Füür im Dorf» von 1960 sagt Landjäger Hungerbühler: «Jo jo, so ne arme Landjeger isch doch nes plogets Wäse. Nid emol ame Sunntig lö si eim i Rueh.» Und in Gotthelfs «Uli der Pächter» von 1849 klagt Joggeli: «Mit dem Uli ists nicht mehr auszuhalten, er ist ganz kolderig und so brutal wie ein junger Landjäger.»

Aber war ein Landjäger zu Gotthelfs Zeit dasselbe wie ein Ortspolizist im 20. Jahrhundert? Im «Staatsrecht des Königreichs Württemberg» von 1840 lese ich, der ordentliche Dienst des Landjägers sei «das Streifen, die Gefangenen-Transporte und die Postwagen-Begleitung», der ausserordentliche Dienst «die Arretirungen, Haussuchungen, Unterstützung bei Zahlungs-Executionen, Begleitung der Landfolge, Gefängnisswachen, Aufsicht bei Hinrichtungen, ferner die Anwesenheit bei Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen usw., endlich die Handhabung der Ordnung bei Märschen fremder Truppen.» Als *Landfolge* bezeichnete man ein bewaffnetes Aufgebot von Zivilpersonen zur Verteidigung des Landes, sozusagen die letzte Reserve.

Im 16. und 17. Jahrhundert war der *Landjäger* ein Jäger eines Untertanengebiets im Gegensatz zum *Hofjäger*, der am Hof angestellt war. Der *Landjägermeister* war der Vorgesetzte über das Jagdwesen eines ganzen Landes. Laut einer oft erzählten Geschichte soll Kaiser Maximilian I. auf der Gemsjagd seinen von einem Stein getroffenen, ohnmächtigen Landjägermeister aus steiler Wand gerettet haben. Im 18. Jahrhundert wurde die Bedeutung von *Jäger*, vielleicht unter Einfluss von französisch *chasseur,* übertragen auf leichtbewaffnete Soldaten und von da auf bewaffnete Polizeisoldaten, eben die *Landjäger* oder *Grenzjäger.* Die *Landjäger* hatten im 17. und 18. Jahrhundert in der alten Eidgenossenschaft mit Helfern *Landjäginen* durchzuführen, das heisst Steifzüge gegen Fahrende und herumstreifende Nichtsesshafte. Ein Zürcher Mandat von 1648 lautet:

«Wir haben ein hohe Notdurft syn erachtet, ein Land- oder Betteljägi anzustellen, damit unser Land von beschwerlichem G'sind gesübert [werde].»

Wie aber kam die Bezeichnung *Landjäger* auf die Wurst? Das mittels Salzen und Räuchern haltbar gemachte Fleisch nannte man in unseren Mundarten *tige* bzw. *tege* «gediegen». Das entspricht altem weit verbreitetem Sprachbrauch. Bereits 1579 schreibt der Schweizer Arzt Bartholomäus Carrichter von «gediegen fleisch» und Paracelsus in einer Schrift von1590 von «eingesaltzen oder gediegen Fleisch oder Fisch». So konnte im Appenzellerland aus dem *lang tege Schöblig* der *Lanteger* werden und aus diesem durch scherzhafte Entstellung der *Landjäger*, den das «Schweizerische Idiotikon» im 3. Band von 1895 als «sog. lange Appenzellerwurst» beschreibt und dazu bemerkt: «Das steife Aussehen der Wurst mochte mit der militärischen Steifheit eines Polizeimanns verglichen werden.»

Latwäri

Im Internet stolperte ich vor kurzem über ein Rezept für Honig aus Tannenschösslingen, den die Rezeptschreiberin, eine Appenzellerin, in ihrem Dialekt *Latwäri* nennt. Andere nennen eingekochten Saft von Früchten, z. B. Holunderbeeren, Birnen oder Kirschen, *Latwäri.*

Eine *Latwäri, Latwäre*, hochdeutsch *Latwerge,* war in der Medizin des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit ein medizinischer Brei oder Dicksaft. Man verschrieb Pulver, Tränke und Latwergen zum Einnehmen. In seinem «New Artzney Buch» von 1592 zählt der Arzt Christoph Wirsung 56 Latwergen auf, von der «Latwergen das kalt und feuchte Haupt zu erwermen» über die «Latwerg beyder fruchtbarkeit / der Mann und Weiber zu fürdern» bis zur «Latwerg das Hertz in der Pestilentz zu stercken». Noch in der «Heilsamen Dreck-Apotheke, wie nemlich mit Koth und Urin die meisten Krankheiten und Schäden glücklich geheilet worden» (1847) von Franz Christian Paullini und Johann Heinrich Meibom werden Latwergen verschrieben.

Das Wort *Latwerge*, das bereits im 12. Jahrhundert als *latwārje* ins Deutsche kam, ist entlehnt aus lateinisch *ēlect(u)ārium* «Heilsaft», das seinerseits aus griechisch *ekleiktón* «(flüssige) Arznei», abgeleitet von *ekleíchein* «auslecken», abgeleitet wurde.

lederne Gesinnung

Vor kurzem erzählte ich in Basadingen in einem kleinen Kreis über Redensarten und ihre Geschichten. Bei der anschliessenden Fragerunde sagte mir eine Zuhörerin, Hugo Lötscher habe in seiner Geschichtensammlung «Der Buckel» einer Erzählung den Titel «Die lederne Gesinnung» gegeben. Sie fragte mich, ob Lötscher diesen Ausdruck erfunden habe oder ob er gebräuchlich sei. Ich konnte die Frage nicht beantworten.

Weil Fragen nach einer Antwort verlangen, machte ich mich auf die Suche. Den ältesten mir bekannten Beleg für den Ausdruck *lederne Gesinnung* finde ich im Buch «Phantasiegemälde» von 1840 des deutschen Dichters Ludwig Storch. Wir lesen dort in einer Antwort auf einen Brief, dass der Briefschreiber, dessen Herz «in Liebeslust und -schmerz erglüht» ist und das im Arm der Poesie gelegen, in die Vaterstadt zurückgekehrt, nicht «den langen Philisterrock an[zieht] und mit ihm die philisterhafte, lederne Gesinnung». Das «Österreichische Morgenblatt» vom 21. Juni 1848 erzählt seinen Lesern und Leserinnen im Artikel «Der Wiener Bursche von ehemals und jetzt», wie der Bursche in einem dumpfen Milieu ohne geistige Anregung aufwächst. «War die Vorlesung zu Ende, so führte die meisten der Weg nach Hause zur ledernen Frau Mama mit lederner Gesinnung sein Schälchen Kaffee zu trinken», lesen wir da. Der Ingenieur und Schriftsteller Heinrich Seidel schrieb 1884 die Erzählung «Das Jahr 1984» – er brauchte die Jahreszahl 1984 also bereits vor George Orwell für ein literarisches Werk. Dort erfahren wir von Herrn Göttlich Nothnagel, dass «die ächten Försterianer nur mit ledernen Löffeln essen und ausschliesslich auf Pergament schreiben, die allerächtesten sich sogar einer ledernen Gesinnung befleissigen».

Im 20. Jahrhundert braucht zum Beispiel der Thurgauer Kunsthistoriker Albert Knoepfli den Ausdruck *lederne Gesinnung* in seiner «Kunstgeschichte des Bodensees» von 1961. Er schreibt: «Etwas von Maximilian I. unsteter Phantasie, die von echter Bildung wie von Halbwissen auf vielen Gebieten genährt wurde, scheint beispielsweise doch die lederne Gesinnung der Seestädte aufgelockert zu haben.» Heute ist der Ausdruck weitgehend verschwunden.

Der Ausdruck *lederne Gesinnung* kommt, neben *lederner Geist,* zwar sehr selten vor, Hugo Lötscher hat ihn jedoch nicht erfunden. *Lederne Gesinnung* meint offenbar eine «rechthaberische, dumpfe, träge Geisteshaltung» oder einen «engstirnigen Geist». Der 12. Band von 1885 des «Deutschen Wörterbuchs» erläutert, das Wort *ledern* werde mit übertragener Bedeutung

gebraucht «in derber rede vom menschlichen geistes- und empfindungsleben, das ohne kraft und schwung ist».

z Liicht biete

Das Wort *Leichenbittermiene* meint laut dem Duden-Buch «Die deutsche Sprache» von 2014 «nicht ganz ernst zu nehmende, übermässig traurige oder trübsinnige Miene, die jemand zur Schau trägt». Wir brauchen das Wort heute noch – Marie Matisek schreibt in ihrem Roman «Der Schmetterlingsgarten» von 2020: «Paola […] setzte nun eine Leichenbittermiene auf» –, obwohl kaum jemand weiss, was ein Leichenbitter war. Der Leichenbitter musste in einem Ort im Namen der Hinterbliebenen zur Begräbnisfeier einladen; musste *zur Leich bitten, zur Leich bieten* oder *zur Leich laden,* weil man das Leichenbegängnis oder die Bestattungsfeier *Leich* nannte. Eine würdige Begräbnisfeier kann man im heutigen österreichischen und bairischen Deutsch noch *eine schöne Leich* nennen. Der Ausdruck*zur Leich bitten* ist bereits im 17. Jahrhundert belegt, z. B. in der «Verneuerten Leichordnung der Stadt Nürnberg» von 1647, wo wir lesen, dass man «auch hinfürter bey einem Kinds-Layd mehr nicht als funfftzig Weibs-Personen zur Leich bitten solle».

In vielen unserer Mundarten hiess das *z Liich, z Liicht biete, a d Liich lade, ga z Liich dinge* oder *z Liich hiissä* mit den Wörtern *biete* im Sinn von «aufbieten», *dinge* im Sinn von «bitten, einladen» und *hiissä* im Sinn von «auffordern». Diejenigen, die an der Beerdigung teilnahmen, gingen *z Liich* oder *z Liicht.* Hanny Schencker-Brechbühl schreibt in «Sami. Bärndütschi Gschichte» von 1971, «wo Räntsch Daneli isch cho z Lycht biete vor zwene Tage». Im Netz auf «Bärndütsch im Nieseschatte» lese ich «z Lych biete»

In gewissen Gebieten der Ost- und der Innerschweiz sagte man dem Einladen zur Begräbnisfeier *umesäge*, und dafür war im Ort eine bestimmte Person zuständig, nämlich *d Umesägeri* oder *dr Umesäger.* Die Thurgauerin Anna Elisabeth Forster aus Hugelshofen beschreibt in ihrem Buch «Us em Schnitztrog» von 1998, was diese *Umsägeri* zu tun hatte:

«Isch namert i üserne Gmeinde gschtorbe, so isch d Omsägere vo Hus zu Hus ggange ond het d Liich aagsaat. Da Amt het gwönlech en elteri Frau usgüebt, wo drof aagwese gsi isch, no e par Batze z verdiene. Di letscht Omsägere z Alterschwilen isch e Frau Altwegg gsi, z Hugelschofe d Frau Schweiss (e tröüi Katolikin, wo mit grossem Taktgfüül no bis i d föfzger Joor d Liichezüg vo de refermierte Hugelschofer goornet het). Früener hand no wenig Lüt e Ziitig gha, so het halt d Omsägere d Ufgob gha a jeder Huustör aazchlogge, vom Scheipach bis go Bätterschuusen abe ond go Groltschuusen ufe. Si het aagsaat wer gschtorben isch ond wenn d Liich sei (s het ghaasse ‹ane Liich goo› ond ned ‹ane Beerdigung goo›). D Lüt hand ere förs Aasägen en Batze ggee. D Omsägere het o am Beerdigungstag erni ganz beschtimmten Ufgobe gha.»

Auf den Ausdruck *z Liicht biete* hat mich Heinz Marti aus Uetendorf aufmerksam gemacht.

Lohmehl – Loomääl

Vor einigen Tagen fragte mich eine Bekannte, was *Lohmehl* sei und ob man das essen könne.

Lohmehl oder *Lohe* ist Mehl aus Baumrinde, das zur Herstellung von Leder gebraucht wurde. Das Wort *Lohe* geht wie *Laub* auf eine Wurzel mit der Bedeutung «abreissen, abschälen» zurück. Für das *Lohmehl* verwendete man vor allem Rinde von 12- bis 18-jährigen Eichen. Man trocknete

sie und verstampfte sie dann unter den wassergetriebenen Hämmern der *Lohmehlstampfe* oder *Stampfi* zu einem feinen Mehl.

In der Grube streute der Gerber zuerst eine Schicht Lohe auf den Boden, legte darüber eine Schicht gereinigter Tierhäute und darauf wieder schichtweise Lohe und Tierhäute, bis die Grube voll war. Auf die oberste Schicht legte er mit Steinen beschwerte Bretter. Dann tränkte er die Grube, d. h. er liess Wasser zulaufen. Nach zwei bis drei Monaten waren die Gerbstoffe in die Häute eingedrungen und der Vorgang wurde wiederholt, bis die Häute ganz gegerbt waren.

Für Tier und Mensch diente das Lohmehl auch als Heilmittel. In der «Medicinisch-chirurgischen Zeitung» von 1798 lesen wir:

«Ein Kranker, der schon über ein Jahr einen Leistenbruch hatte, und desswegen ein Band trug, wurde durch Säckchen aus Lohmehl mit rothem Wein befeuchtet gründlich geheilt, so dass er nach einem halben Jahre alle mögliche Geschäffte ohne Band verrichten konnte.»

Wi dr löötig Tüüfu

Wenn ein Tier oder ein Mensch in meiner Jugendzeit in den 1950er Jahren tobte und nicht zu bändigen war, sagte man im Berndeutschen, das ich spreche: *dää* oder *daas tuet wi dr löötig Tüüfu* oder *wi dr luter löötig Tüüfu. Si isch bleich wi dr löötig Tood,* sagte man von einer totenbleichen Frau, eine Trauernde weinte *ds purluter löötige Wasser,* und einen Dummkopf nannte man *e löötigen Esu.* Man sagte auch, *d Härdöpfu cha me doch nid löötig ässe, da bruuchts Sauz u Anke derzue.* Oder: *Si het im nüüt möge gönne, dr luter löötig Verbouscht het se tribe.* Die Sankt Galler sagen hingegen: *tue wien e löötigi Zeine* oder *tue wie de baar Tüüfel.* Der Solothurner Albin Fringeli schreibt 1961: «S luterlötig Wasser isch em d Bagge abegluffe.» Im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» lese ich: *Dän rännt si, we wän s löötig Füür hindere häär wäär.* Eine Prättigauer Geschichte von 1884 erzählt von etwas, das «di baar löötig Hüchely» ist.

Woher kommt das Wort *löötig* im Sinn von «völlig, rein», das man, je nach Dialekt, zu *luter löötig* oder *baar löötig* verstärken und für sehr vieles brauchen konnte?

Lötig ist eine Ableitung von der Gewichtseinheit *Lot* und meinte, auf Edelmetalle bezogen, ursprünglich «dem vereinbarten oder vorgeschriebenen Edelmetallgehalt entsprechend, vollwichtig». Im Urkundenbuch von Freiburg im Breisgau lautet ein Eintrag von 1282: «siben hundert marke lötiges silbers friburger geweges», wobei *friburger geweges* «Freiburger Gewicht» heisst. Man brauchte ja bis ins 19. Jahrhundert noch nicht überall die gleichen Masse und Gewichte, deshalb wurde mit Ausdrücken wie *Freiburger, Steyrer, Basler, Diessenhofer Gewäge* ausgedrückt, dass mit den am Ort gebräuchlichen und geeichten Gewichten gewogen wurde.

Aber bereits ab dem 16. Jahrhundert wurde das Wort *lötig* im übertragenen Sinn gebraucht mit der Bedeutung «rein, lauter, völlig». So schreibt Johannes Mathesius in seiner «Bergpostilla» von 1578 von der richtigen Lehre in der Kirche, sie sei «lauter lötig und fein gold / und ein selige nütze lere / die nicht vergebens abgehet». Johann Cambilhorn ereifert sich 1619 über «lauter lötig Jesuiterbuben / das seynd Bürbelskinder / hat einer deren viel im Land / so seynds ärger als 10 Legion Teuffel». Heute stirb das früher sehr häufig gebrauchte Wort auch in den Dialekten aus. Man hört und liest es kaum mehr.

Sich nicht lumpen lassen

Die Redensart *sich nicht lumpen lassen, sech nid la lumpe, sich nid lumpe loo* «sich grosszügig, freigebig zeigen» ist heute im Hochdeutschen und in der Mundart noch sehr gängig. Das «St. Galler Tagblatt» titelt am 8. Juni 2012 «SNB lässt sich nicht lumpen», die «Neue Zürcher Zeitung» am 15. Juli 2016 «Die Mongolei lässt sich nicht lumpen», die «Westfälische Zeitung» am 20. Oktober 2016 «Star-Designer Kors lässt sich nicht lumpen». Ernst Hunziker schreibt im Mundart-Krimi «Unspunne» von 2017: «Ds Ässe chunnt. Er het sech o hie nid la lumpe» und Hans Mehlin in «Die Hotzenwälder Anna in Lörrach» von 2022: «Für Franz Josefs Geburtstag wollte er sich ‹nit lumpe lo›.»

Belegt ist die Redensart seit dem 17. Jahrhundert. Den ältesten Beleg habe ich im Liederbuch «Allerhand Oden und Lieder» von 1647 in einem Lied gefunden: «Hat er als der reichste Mann / Wol so gute Hosen an / Wird spendirt nach Orths gebrauch / Lässt er sich nicht lumpen auch.» In Eberhard Werner Happels «Der italiänische Spinelli» von 1685 sagt ein Diener: «Don Spinelli, mein Leib-Herr, […] lässet sich nicht lumpen.» Und 1691 nimmt sie Kaspar von Stieler in seine Sammlung «Der Teutschen Sprache Stammbaum» auf: «Er lässet sich nicht lumpen / contemni se non patitur (er lässt sich nicht verachten)». Joachim Heinrich Campe erläutert in seinem «Wörterbuch der deutschen Sprache» von 1809 *sich nicht lumpen lassen* mit «sich den Namen oder die Behandlung eines Lumpen nicht zuziehen, kein Lump sein, bei einer Ausgabe, bei einem Geschenke etc. nicht knausern und geizen, sondern sich vielmehr auszuzeichnen suchen».

Das Verb *lumpen* «jemanden als einen Lumpen behandeln», aber wie *umelumpe* auch «liederlich leben» brauchen wir heute noch in den abgeleiteten Formen *verlumpen* «verwahrlosen, herunterkommen, Bankrott gehen» und im Adjektiv *zerlumpt* «sehr abgetragen, zerrissen», das auf das alte Verb *zerlumpen* «in Stücke reissen» zurückgeht. *Lumpen* waren und sind oft noch heute ein Zeichen grosser Armut und *Lump,* eigentlich «Mensch in zerrissener Kleidung», war lange Zeit ein wichtiges Wort, um einen liederlichen Menschen, einen Betrüger oder Dieb zu bezeichnen sowie ein oft gebrauchtes Schimpfwort neben *Lumpenhund*. Heute wird *Lump* in der geschriebenen Sprache, vor allem im Journalismus, eher gemieden. In den sozialen Medien ist es in Hassbotschaften hingegen noch gang und gäbe. Die in den 1880er-Jahren geprägte Bezeichnung *Gesinnungslump,* in einem Wörterbuch von 1892 als «neuere Wortbildung: einer, der aufs äusserste gesinnungslos ist» aufgeführt, machte vor allem in der Sprache des Nationalsozialismus Karriere.

Lüürebrüeji und Muckefuck

Einen schlechten, dünnen oder abgestandenen Kaffee nennt man in vielen Mundarten der deutschsprachigen Schweiz *Lüürebrüeji, Lüürekafi* oder *Lüürliwasser* bzw. *Glüürliwasser.* Der erste Wortteil der Zusammensetzung, *Lüüre, Lüüri,* ist in der Schweiz seit dem 16. Jahrhundert belegt. In einer Quelle aus dem Jahr 1535 lesen wir: «Den durst löscht mêr der wasserkrueg als sunst ein heillos lürlis trank.» Und der Zürcher Reformator Heinrich Bullinger schreibt 1561: «Der Herr hat die hochzyt (zu Kana) begaabet nit mit öpfeltrank, mit lüren oder wasser, sonder mit wyn.»

Lüüre nannte man in der Regel verdünnten Wein oder Wein, den man aus der Nachpressung von mit Wasser versetztem Trester erhielt. «Layren (lat. lora), auch Glaurenwein, ergeben die mit Wasser begossenen und nochmals ausgestösselten Weintrauben», lesen wir in einer Quelle von

1709. Die Herkunft des Wortes ist angedeutet, es ist eine Entlehnung aus lateinisch *lora* «Tresterwein».

Im Hochdeutschen wird ein schlechter Kaffee oder ein Kaffee, der mit Ersatz gemacht ist, ein Blümchenkaffee, oft *Muckefuck* bzw. *Muggefugg* genannt. Den frühesten Beleg für *Muckefuck* finde ich im Buch «Die O'lumpiade, oder die eilf Stück vom Glück der Rheinischen Social-Republik» des Heimatschriftstellers und Volksliedforschers Anton Wilhelm von Zuccalmaglio. Dort ist die Rede von einem Kaffee, der «ist so schwarz, wie eine Katz', / Und Zucker genug darin, mein Schatz! / Von Muckefuck und Zuckerei / Ist er als wie ein Auge frei.» Da ist also schon von einem Kaffeegetränk die Rede; woraus es gemacht ist, wissen wir nicht.

In vielen etymologischen Schriften und anderen Büchern wird behauptet, das Wort, das offenbar aus dem Rheinland stammt, sei eine Entlehnung aus französischem *moka faux.* Das lässt sich nicht belegen und das kann nicht sein, denn der französische Ausdruck lautet *faux moka.* Bereits in einer Quelle aus dem Jahr 1846 ist von einem Getränk zu lesen, «que l'on peut appeler le faux Moka». Und im Jahr 1892 ist vom «faux Moka d'Afrique» die Rede. Ursprünglich bezeichnete *Moka* im Französischen den Kaffee aus der jemenitischen Hafenstadt Moka.

Das «Pfälzische Wörterbuch» macht einen zweiten Vorschlag, um die Herkunft des Wortes zu erklären: Es sei gebildet aus *Mucken* «brauner Holzmulm, braunes Geriesel aus verfaultem Holz» und aus *fuck* «faul». Im Nachtrag zum «Rheinischen Wörterbuch» wird erklärt, *Muckenfuck* sei brauner Mulm, der sich in faulen Baumstümpfen, genannt *Muken,* bilde und der als Zusatz zu Blumentopferde diene. *Muckefuck* als Bezeichnung für dünnen Kaffee oder Kaffeeersatz wäre demnach eine übertragene Bedeutung. Leider sind die einzigen Quellen für diese Erklärung der Nachtrag zum «Rheinischen Wörterbuch» und die «Zeitschrift für germanistische Linguistik» (16–17/1988), in der steht: «*Muckenfuck* brauner Holzmulm als Torfersatz und übertr(agen) Kaffeeersatz, schlechter Kaffee.»

Die Sache ist also schlecht belegt, aber recht glaubwürdig.

Ds Maajeli singe

Will ich in meiner berndeutschen Mundart sagen, dass ich jemanden, der Tadel verdient, zurechtweisen werde, stehen mir verschiedene Redensarten zur Verfügung: *öpperem ds Möösch putze, ds Gurli fiegge, d Chnöpf itue, d Hüenner itue, d Chappe wäsche* oder *schroote, dr Chopf wäsche, d Levite läse, d Äärbs erläse* (veraltet), *dr Tùuuer chiirsche* (veraltet) und *ds Maajeli singe* (veraltet). Alle habe ich in meiner Kinderzeit noch gehört.

Die Redensart *ds Maajeli singe* gibt aufgrund der überlieferten Formen Rätsel auf. Den wohl ältesten Beleg finden wir im «Neuen Berner Kalender» von 1843 in der Kalendergeschichte «Der Weihnachtsdonnstag 1841» von Gotthelf. Zwei Männer kommen aus dem Wald auf ein Häuschen zu und der Grössere sagt: «Sieh doch, […] die – Blättere, hat noch nicht gefeuert, ist nicht einmal auf, wohl, dere will ich z'Mayeli singe.» Im ersten Teil des Romans «Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet» von 1843 braucht er die Redensart wieder: Ein Häftlimacher redet «unterbrochen von manchem Donner, manchem Faustschlag, manchem Ausruf, wei m'r ne gah d's Mayi singe». Auch im erst postum veröffentlichten Gotthelf-Roman «Der Herr Esau» sagt eine Frau über eine andere: «…, der wolle sie ds Mayi singe, dass si wüss, was Singe syg!» In Bernhard Wyss' «Schwyzerdütsch. Bilder aus dem Stilleben unseres Volkes, dargestellt in Sitten

und Sagen» von 1863 lesen wir in der Sage «Bim Vogelmarti z'Obedsitz»: «Er isch grad no früeh gnue cho, für i dene Hallungge 's Maui z'singe.» Die Gotthelf-Tochter Marie Walden braucht die Redensart in der 1884 publizierten Erzählung «Im vornehmen Hause»: «‹Wart du Täsche›, rief Düngi im höchsten Zorn, ‹i will d'r d's Maji singe.›» Und bei David Gempeler finden wir es in den «Sagen und Sagengeschichten aus dem Simmenthal» von 1887 in der Sage «D'r dDüüfel im Sibe-ddaal»: «Loos darva schwig, süscht will d'r d's Maiji singe!»

Mayeli, Mayi, Maui, Maji, Maiji kann man neben *Marili, Mareieli, Meieli* als Koseform des Vornamens *Maria* auffassen. *Öpperem ds Maajeli singe* müsste man dann wörtlich übersetzen mit «jemandem das Marielein singen», vielleicht im Sinne von ironisch gemeintem «jemandem ein Marienlob singen». Der Diminutiv bleibt jedoch so erklärungsbedürftig wie die Frage, weshalb just im protestantischen Bernbiet Maria ins Spiel kommen sollte. Zudem habe ich für *jemandem ein Marienlob* oder *-lied singen* «jemanden tadeln, zurechtweisen» keinen Beleg gefunden.

Mayeli, Mayi, Maui, Maji, Maiji kann man auch mit dem Brauch des Mailiedsingens, *Meieliedsinge, z Meie singe,* in Verbindung bringen. Dazu gibt es einen Gotthelf-Beleg: In der Erzählung «Hans Jacob und Heiri oder Die beiden Seidenweber» von 1846 wird über Hans Jacob gespottet, weil sich seine Frau zu viele Freiheiten herausnimmt. Und die Spötter sagen: «Wohl, meine sollte mir das, der wollte ich das Mailied singen, …»

Im «Idiotikon» lesen wir unter dem Stichwort «Mai»: «Die Sitte des ‹Maisingens› […] war früher besonders in B[ern] und F[reiburg] heimisch: Am 1. Mai und den darauffolgenden Tagen zogen arme Mädchen, so gut als möglich herausgeputzt, einen grünen, mit bunten Bändern und ausgeblasenen Eiern geschmückten Tannenbusch in der Hand, von Haus zu Haus und sangen ein Mailiedchen.» Diese Mädchen nannte man oft *Mareieli.* Ich nehme deshalb an, dass *ds Maajeli singe* zurückgeht auf eine ironische Verwendung der Ausdrücke *ds Meielied singe, z Meie singe* und des Vornamens *Mareili,* stehe mit dieser Annahme jedoch auf dünnem Eis. Der lange a-Vokal in *Maajeli, Maaji* bleibt erklärungsbedürftig.

mache

Was machsch, können wir fragen, wenn wir einer oder einem Bekannten begegnen und nicht gleich erkennen, womit er oder sie sich beschäftigt. Für jemanden, den wir überraschen wollen, können wir *es Buggee mache,* für ein Kind *es Ritiplampi mache,* wenn wir dazu fähig sind, im Haushalt *d Wösch mache* und wir selber können *e Chopf- oder Hangschtang oder e Gring mache,* im Extremfall sogar *e Häärzinfaarkt.* Manchmal *machen i nume d Fänschter uuf u d Tüüre zue. Itz mache mer e Pouse*, sagt die Kindergärtnerin zu ihren Schützlingen, der Arbeiter *macht* am Abend *Firabe* und die Chefin *macht Feerie.* Jeden Frühling muss ich *d Stüürerkläärig mache*, ist sie fällig, muss ich *vorwärts mache mit ere.* Was nicht geht, *machen i z gaa.* Bauern *mache dr Stau.* Manchmal *mache* ich am Telefon *ds Chaub* mit meinem Enkel. Oder ich *mache eifach nüüt.* Andere kann man *zur Sou mache.* Wer ohnmächtig wird, *macht d Schrube,* ein Umstandskrämer *macht es Züüg.* Was lustig ist, *macht mi z lache*, was mich ärgert, *macht mi chrank,* was mich verwirrt, *macht mi stuurm.* Wir können *schnäu* oder *langsam mache,* harzt es zu sehr, kann mich einer anschnauzen, *mach oo!*

Mache ist in unseren Mundarten ein Wort, das wir für viele sehr verschiedene Sachverhalte brauchen können. Weil wir Sprache als Werkzeugkasten betrachten können, hat Pedro Lenz

solche Allerweltswörter in einer Kolumne als «Engländer» bezeichnet. Sein Beispiel ist das moderne Allerweltswort *voll*, das «ja, freilich, tatsächlich, genau, sicher, bestimmt, wirklich, unbedingt, ganz, sehr» und anderes meinen kann. Andere Beispiele wären *gäbig (e gäbige Cheib, gäbigs Wätter, es gäbigs Weloo, dä het ims gäbig ggää, es schüttet gäbig), gaa (wi geits, geits no, geisch hüt oder moorn, gang dänne, gööt furt, daa zdüruuf geits ring, das Ässe geit grad eso), okei (d Susle isch okei, di Härdöpfu si okei, bisch okei oder chrank, hesch okei Schnuuf, es okeis Buech).* Alltagssprachen wie unsere Mundarten können eben nicht nur einen reichen Wortschatz haben, wenn man sie beherrscht, sie können auch zu einem grossen Teil aus drögen Allerweltswörtern bestehen, mit denen man das Gemeinte nur so so la la hinschmieren kann.

Das Verb *machen* geht, laut meinem etymologischen Wörterbuch, zurück auf die indogermanische Wurzel **mag-* mit der Bedeutung «kneten»; ursprünglich meinte es wohl «den Lehmbrei zum Hausbau kneten, die Flechtwand mit Lehm verstreichen, formen». Es erweiterte seinen Bedeutungsbereich zu «bauen, errichten; zusammenfügen, zupassen, herstellen; bewerkstelligen; handeln; tun; bewirken». In der Mundart kann *mache* noch viel mehr Funktionen übernehmen, z. B. wenn ich sage, *si hei se zur Presidäntin gmacht* «gewählt», *was macht di Waar* «kosten», *es macht abe* «stark regnen oder schneien», *e gmachte Maa* «wohlhabend», *si macht sech* «anstellig sein», *e rächte Wääg mache* «zurücklegen» usw. usw. Es gibt wohl nur wenige Bereiche, in denen man in der Alltagsmundart nicht mit *mache* zu Gang kommt.

Märit

Z Bäärn isch dr *Märit* uf em Weisehuusplatz; es git e ke *Märitplatz*, numen e *Märitgass.* Z Basu isch dr *Määrtplatz* zmitts i dr Schtadt vor em Roothuus, wo nid esoo heisst, wius root, neei, wius ds Raathuus isch. Im Aargouische geit me teeunen Oorten uf e *Marcht.* Z Schaffhusen isch dr *Määrkt* vor dr Sankt-Johann-Chiuche. Z Züri isch dr *Mèèrtplatz* im Schtadtteeu Öörlike. Z Sanggauuen isch dr *Maartplatz* im Noorde vo dr Autschtadt; d Mundaartschriftschteuuere Frida Hilty-Gröbly het es Buech gschribe mit em Titu «Am aalte Maartplatz z Sant Galle». U z Appizäu gits dr *Mektigmaat,* auso dr Midwuche-Märit. D Mundartwörter für *Markt* hei auso i üsne Mundaarte ganz verschideni Foorme.

Ds schriftdütsche Wort *Markt,* wo im Dütsch vom früeche Mittuauter het *marcāt* gheissen u im hööche Mittuauter öppe no *market,* isch vertleent us schpäätlatinischem *marcātus,* enere Näbefoorm vo *mercātus,* mit dr Bedütig «Markt, Handel». Ds dütsche *Markt,* ds änglische *market* u ds französische *marché* gö vo dr a-Foorm uus, ds italiänische *mercato* u ds spanischen u portugiisische *mercado* vo dr e-Foorm.

Was isch mit däm Wort passiert, wos vom Latinischen isch i ds Dütsche choo u nächäär de i üsi Mundaarte? Bim Vertleene vom Latinischen i ds Dütschen isch d Betoonig scho im Mittuauter vo dr zwöiten uf di eerschti Siube grütscht. Wäge däm isch d Ändig *-us* ewägggheit u dr zwöit Vokaau hets vo *a* zu *e* abgschwecht, nächäär isch er ganz verschwunde.

Bbliben isch ds Wort *Markt,* wo i dr Schaffhuser Mundaart mit emene längen umglutete Vokaau aus *Määrkt* voorchunt u i teeunen Aargouer Mundaarte mit ere Verschiebig vo *k* zu *ch* zu *Marcht* isch woorde. Wiu im schriftdütsche Wort *Markt* grad drei Konsonante nachenang chöme, auso *rkt*, hei di meischte vo üsne Mundaarte dä Konsonantehuuffen usddünnet u hei ds *k* usegheit. Das

het zu Foorme gfüert wi *Mèèrt, Määrt* u *Maart.* Wiu men im Appizäuuischen es *r* vor emene Konsonant ewägglaat, hets us *Maart Maat* ggää.

Was isch de mit bäärndütschem *Märit*, wohäär chunt das *i*? Däm seit men uf Fachchineesisch Schpross-i. Wiu für di bäärndütsche Zunge d Konsonanteverbindig *rt* zweeni ring isch z rede gsii, het si zwüschen *r* u *t* es *i* ichegschmugglet, wiu sech daas ringer het la säge, u das het du äbe *Märit* ggää. I teeunen Eusäässer Mundaarte gits das Schpross-i oo, nume hei die ds *t* la gheien u nid ds *k,* drum säge si *Marik.*

Übrigens gits i üsne Schtedt nid nume *Märite, Märitplätz* u *Märitgasse,* z Basu gits zum Bischpiiu e *Fischmäärt,* z Züri het e Teeu vo dr Rämischtraass emaau *Rossmèèrt* gheisse, z Muurte gits dr *Veemärit.* Z Züri hei eersch 1862 auui Schtraassen u Plätz Nämen u d Hüser Nummero überchoo. Denn het me mit ere chliine Korektuur us em *Söimèèrt* dr *Nöimèèrt* gmacht.

Magebroot

Unter *Magebroot* verstehen wir heute ein in Stücke geschnittenes Lebkuchengebäck, das mit einer braunen Zuckerglasur überzogen ist. Das war nicht immer so. Eines der ältesten mir vorliegenden Rezepte ist für «Gutes Magenbrod», und zwar aus der «Gelehrigen Hauswirtin» von 1807, einem Buch, das im schwäbischen Reutlingen gedruckt wurde. Es lautet so:

«Läutere 1 Pfund Zucker in einem Glas voll Rosenwasser in einer messenen (messingenen) Pfanne bis er einen Faden spinnt, probire ihn auf einem Teller, wann er hart ist, so ist er gut, 1 Loth Zimmet, 1 Quintle Nägelein, eine ganze geriebene Muskatnuss, ein Quintlein Muskatenblüthe, von 2 Zitronen die Schale, und von einer Pomeranze die Schale, 8 Loth Zitronat, 4 Loth Mandel, dieses alles länglicht geschnitten, das Gewürz aber gröblicht gestossen, lasse alles dieses mit dem geläuterten Zucker kochen, wie ein weiches Ey, netze den Model oder Form mit Zimmetwasser, lass es eine Stunde in der Form stehen, dann stürze es auf ein Brett um, so kannst du es schneiden wie du willt; streichs ein wenig mit Zitronensaft.»

Das sind Gwürzzuckerplättchen, sogenannte Morsellen oder Magenmorsellen, wie sie heute noch auf der Basler Herbstmesse verkauft werden.

Ganz ähnlich ist der «Magen-Confect», den Krünitz 1801 in seine «Oekonomische Encyclopädie» aufgenommen hat. Aber er gibt auch ein Rezept für «Stärkendes Magen-Confect»:

«Man nimmt hierzu ein Pfund ganz klar gestossene Mandeln, eben so viel ganz fein zu Pulver geriebenen und gestossenen Zwieback, und zwei Pfund durchgesiebten Zucker; acht Loth eingemachten Ingber, vier Loth Zimmt; zehn bis zwölf Gran orientalischen Moschus, ein halbes Drachma Citronenessenz.

Das Gewürz stösst man klein, und den Ingber macht man auch so klein als möglich, mischt alles gut unter einander, und drückt es ebenfalls in hölzerne Formen, lässt es bey gelindem Feuer in einer Tortenpfanne trocken werden, so ist es fertig.»

Ein Gran sind etwa 800 Milligramm, eine Drachma etwa 5 Gramm. Das gibt nun ein lebkuchenähnliches Mandel-Gewürzgebäck, das unserem Magenbrot näherkommt als die

Morsellen. Das Magenbrot, wie wir es kennen, ist ein Produkt des 20. Jahrhunderts und hiess zuerst Alpenkräuter-Brot.

Aufs Maul und auf den Kopf fallen

Ist einer umgefallen, kann ich in der Mundart in derber Ausdrucksweise sagen: *Er isch uf d Schnure gheit*, *es het nen uf d Schnure glitzt* bzw. *gschlage* oder, etwas weniger derb, *es hed en ufs Muul gleit.* Im Hochdeutschen braucht man *er ist auf die Schnauze gefallen* eher im übertragenen Sinn «er ist gescheitert, er hat eine Niederlage erlitten». Der «Kurier» titelt am 25. März 2019 über das ÖFB-Debakel in Israel: «Zurecht auf die Schnauze gefallen».

Im Zusammenhang mit *fallen* steht *Mund* für das ganze Gesicht, denn wer auf den Mund fällt, der fällt vornüber auf das Gesicht. Das zeigt sich deutlich in Otto Leitenbergers Lustspiel «Wer nimmt es auf sich?» von 1879, in dem Georgine sagt: «Dann darf ich keine Stöckelschuhe mehr tragen. Mama sagt ohnedies immer, ich ginge, als wollte ich auf den Mund fallen.» Bereits 1693 lesen wir in Gian Vittorio Rissis «Exempel-Büchlein» von einem, der «einen Sprung auss der Gutschen gewaget / und mithin / weil er etwas schwers von Leib gewesen / rechtschaffen auf das Maul gefallen» ist. Die Spanier kennen dafür den bildhaften Ausdruck *besar la tierra* «die Erde küssen», eigentlich eine Demutsgeste, die man vor einem Herrscher bzw. vor oder nach einer schicksalhaften Handlung vollzieht und die auch im Französischen *baiser la terre* heisst. Wir erinnern uns an Papst Johannes Paul II., der den Boden küsste, wenn er im Ausland aus dem Flugzeug gestiegen war.

Wir können nicht nur auf den Mund oder das Maul, sondern auch auf den Kopf fallen. Bereits in Johann Bernhards von Fischer «Abhandlung von dem hohen Alter» von 1777 lesen wir, Alte sollten sich vor dem Fallen in Acht nehmen wegen der Zerbrechlichkeit der Knochen, aber auch «wegen der, wenn sie auf den Kopf fallen, zu befürchtenden grösseren Erschütterung des Gehirns». Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) schreibt in seinen Sudelbüchern, dass die, welche «auf den Kopf gefallen oder darauf mit einem Prügel geschlagen worden sind, zuweilen angefangen haben zu weissagen».

Weil man nach üblen Stürzen auf das Gesicht oder den Kopf wirr sein kann, haben sich aus der negierten Form beider Ausdrücke Redensarten mit ähnlicher Bedeutung entwickelt, die heute noch in Gebrauch sind: *Nicht aufs Maul* bzw. *auf den Mund gefallen sein* «beredt, schlagfertig sein» und *nicht auf den Kopf gefallen sein* «gewitzt, nicht dumm sein».

Der älteste Beleg, der mir von der Maul-Redensart vorliegt, steht in der «Recreatio mensalis» von 1653, wo wir lesen: «Der Soldat war nicht auff das Maul gefallen / unnd sprach hurtig.» Der Jesuit Conrad Purselt sagt um 1700 in einer Predigt: «Mit guter gründlicher Warheit einer Sache überzeugt / da bin ich gar nicht auf das Maul gefallen / sondern fahre bald mit den allerschärffsten und bissigsten […] Worten wider meinen Widersacher heraus.» Am 11. September 2012 betitelt das «St. Galler Tagblatt» einen Artikel über einen Platzspeaker mit «Nicht aufs Maul gefallen».

Die Kopf-Redensart ist erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts belegt und könnte unter Einfluss der Maul-Redensart entstanden sein. In Christian Gottlieb Klemms Lustspiel «Der Schuldenmacher» von 1776 sagt Korona: «Der Herr Treffel hat gute Zeiten in dem Hause gehabt, und ist nicht auf den Kopf gefallen.» In Christian Felix Weisses Lustspiel «Die Poeten nach der

Mode» von 1783 sagt Schwindel: «Er mag es gut verstehen! Ich denke doch auch, dass ich nicht auf den Kopf gefallen bin?» Worauf Reimreich erwidert: «Kein Mensch versteht es mehr als du, / Ich schwör' bey meinem Ruhm dazu.» Im «St. Galler Tagblatt» vom 23. Mai 2017 lesen wir in einem Artikel: «Seine Gegenspieler sind auch nicht auf den Kopf gefallen.»

Beide Redensarten haben also bis heute Jahrhunderte überdauert. Benutzen wir sie weiterhin, bleiben sie uns erhalten.

Meertrübeli

Meertrübeli sage ich den Johannisbeeren, die so heissen, weil sie um den Johannistag, d. h. um den 24. Juni, reifen. Die Stadtbasler nennen traditionell die Rosinen *Meerdrübeli*; mit dieser Bedeutung ist das Wort auch im «Baseldeutsch-Wörterbuch» (1984) von Rudolf Suter. Viele Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts nennen eine bestimmte Art getrockneter Weintrauben *Meertrauben.*

Der zweite Wortteil von *Meertrübeli* ist die Verkleinerungsform von *Trube.* Der erste Wortteil bezeichnet das Meer und deutet darauf hin, dass man der Meinung war, die *Meertrübeli* seien über das Meer zu uns gekommen, wie die *Meersöili*, die in Südamerika beheimatet sind, und das *Meerroor,* das aus den Tropen stammt. Beim *Meertrübeli* stimmt das nicht; die Johannisbeere ist in Europa beheimatet und wird seit dem 15. Jahrhundert angepflanzt. Der «Hinkende Bot» von 1832 erzählt jedoch, sie seien von einer griechischen Insel zu uns gekommen. Eine Sage aus dem Luzernischen will sogar wissen, dass die von Schweden über das Meer zu uns gelangt sind.

Die Österreicher nennen die Johannisbeere *Ribisel.* Das Wort ist eine Entlehnung aus italienisch *ribes*, das auf mittellateinisch *ribes(ium)* zurückgeht, und dieses auf arabisch *rībās.*

milioonisch

Am Sonntag, den 26. Juli 1942, schrieb Carl Jacob Burckhardt, damals Professor für Geschichte am Genfer Institut universitaire de hautes études internationales, dem Journalisten und Schriftsteller Max Rychner in einem Brief, C. G. Jung habe ihm bei einem Treffen in Zürich über Roosevelt in bestem Baseldeutsch gesagt, der habe «nadierlig wie alli Amerikaner e millionische Mueterkompläx».

Das Wort *milioonisch* hört man heute nur noch selten. Es hatte zwei Bedeutungen: entweder meinte es «sehr» in Sätzen wie *das isch mer de milioonisch zwider, das het mer milioonisch wee taa* oder *das isch milioonisch schöön* oder «ausserordentlich, enorm» in Sätzen wie *si het e milioooneschi Angscht usgschtange, er het e milioonische Mueterkomplex* und *er het mit sim milioonische Tägu chuum me dr Heiwääg gfunge.* Man findet das Wort auch im «Alemannischen Wörterbuch» der süddeutschen Alemannen: *das het'n awwer milliunisch gnicklt* (geärgert), in der «Etymologie des Schwäbischen»: *e millionische Sauerei* und im «Wörterbuch der elsässischen Mundarten»: *s isch millionisch heiss.*

Man findet *millionisch* seit dem 19. Jahrhundert vereinzelt auch in hochdeutschen Texten. In der Sammlung «Hausbuch für christliche Unterhaltung», das 1857 in Augsburg gedruckt wurde, lesen wir in der Erzählung «Ein Nachmittag auf dem Volksfeste in Kanstadt», dass das Recht, eine Bude auf dem Kanstadter Volksfeste aufzuschlagen, «Geld kostet, schwer Geld kostet,

millionisch Geld kostet, wie sich Herr Wurstzipfel zur goldenen Zipfelwurst ausdrücken würde». Und Ludwig Hagen schreibt in einem Gedicht von 1872: «Das Bier war millionisch gut.» Auch der Gersauer Geistliche und Schriftsteller Josef Maria Camenzind braucht es in seinen Erzählungen «Mein Dorf am See» wiederholt: «Jetzt hörst du aus diesem Buch etwas millionisch Gescheites» oder «Du machst ja millionisch Karriere».

In der Mundartliteratur des 20. Jahrhunderts begegnet man *milioonisch* nicht selten. Karl Uetz braucht es in seinem «Trueber» von 1940: «er hätt ihm das z'Chiltlauffe millionisch gärn abgsteckt (verboten)», Elisabeth Müller in den Erzählungen «Fride i Huus u Härz» von 1942: «Millionisch schlächt macht si das»; Ernst Balzli in «Zwüsche Tür u Angle» von 1959: «Du bisch doch geng der glych millionisch Hüzer» und der Oberaagauer Jakob Käser in «Fyrobe» von 1939: «gar milionisch längwylig».

Milioonisch ist aus *Milioon* gebildet wie *cheibisch* aus *Cheib, chogisch* aus *Chog* und *huerisch* aus *Huer. Milioone-* und *Milioons-* ist in Zusammensetzungen bereits ein Steigerungswort: *Milioonesiech, botz Milioonstonner, milioonsguet. Was Milioons machsch o wider* «was um alles in der Welt stellst du jetzt wieder an», konnte mich meine Mutter fragen, wenn sie mich bei einer Tätigkeit überraschte, die nicht nach ihrem Sinn war und bereits aus dem Ruder lief. Im Ausdruck *was Milioons* klang bereits eine Prise Entsetzen mit, die in *was Cheibs* noch nicht zu hören war.

miraa

Als ich ein Kind war, d. h. vor etwa fünfundsechzig Jahren, hörte ich die Ausdrücke *miraa* oder *miraa wool* noch oft, z. B. als nicht gerade begeisterte Antwort auf die Frage, ob ich etwas tun oder wohin gehen dürfe, oder in Sätzen wie *miraa, söll er halt choo* oder *de söll si halt miraa i ds Unglück renne.* Heute höre ich sie kaum mehr. Folgende historische Beispiele habe ich gefunden: In Jeremias Gotthelfs Roman «Anne Bäbi Jowäger» von 1843/44 sagt Mädi zu Jakobeli: «Mira, wed's zwänge witt, su gang …» Im «Nachtchnabe-Gschichtli» des Zürcher Oberländers Jakob Stutz (1801–1877) sagt die Mutter: «Ich säg es alle Lüte, mira wohl.» Und in einer Erzählung aus Elisabeth Müllers Buch «Fride i Huus u Härz» von 1942 sagt eine Mutter, der vorgeworfen wird, gegenüber ihrem Sohn harte Worte zu gebrauchen: «Mira wohl, eiget oder nid eiget – dyne oder myne – toube het er mi geschter wider einisch gmacht, dä Schnürfli.»

Laut dem «Berndeutschen Wörterbuch» hat *miraa* zwei Bedeutungen, nämlich «meinetwegen, es ist mir gleich» bzw. «ja, ich bin einverstanden»; laut dem «Schweizerischen Idiotikon» ist es ein «Ausdruck der Gleichgültigkeit, des Nachgebens; oft mit dem Nebensinn von Ungeduld oder Unwillen». Das «Deutsche Wörterbuch» erklärt, diesen Ausdruck gebe es nur im Alemannischen.

Miraa ist eine Zusammenrückung, entstanden aus dem Ausdruck *mir an*. Das zeigt sich in der hochdeutschen Geschichte «Der grosse Schwimmer» von Johann Peter Hebel (1760–1826): Auf einem Schiff von Calais nach Dover fragt ein Engländer einen Gaskonier, der sich als grosser Schwimmer ausgibt, ob er mit einem andern um die Wette schwimmen wolle, und fragt: «Wollt Ihr's mit ihm versuchen, wenn ich hundert Louisdor auf euch setze.» Darauf sagt der Gaskonier: «Mir an!» Das heisst hier so viel wie «von mir aus, meinetwegen, einverstanden». Auch im Mundartgedicht «An Kirchenrat Dreuttel» schreibt Hebel den Ausdruck in zwei Wörtern: «mir a, es chunnt mer uffe Zentner au nit a».

Heute höre ich *miraa* oder das sinnverwandte *minetwäge* «meinetwegen» kaum mehr. Eher brauchen wir das aus dem Hochdeutschen entlehnte *vo miir uus* «von mir aus». Auch am Veralten ist heute der formal mit *miraa* verwandte Ausdruck *allemaa* bzw. *allem aa* «allem Anschein nach, nach allem zu urteilen». Man hörte ihn in Sätzen wie *allem aa wüsse si, wo si düre müesse* oder *allem aa geits ere wider guet.* Es sind, meine ich, unauffällige Wörter oder Ausdrücke. Aber gerade sie gaben dem Mundartausdruck seine besondere Farbe, seinen besonderen Klang.

Mitüüri

Ich erinnere mich an Sätze wie *das hätt itz mitüüri nid müesse sii, di isch mitüüri i das chaute Wasser icheggumpet* oder *das het e Chlapf ggää, das i mitüüri bi zämegschosse.* Die Beteuerungsformel *mitüüri* «meiner Treu, wahrlich» war gang und gäbe, aber heute brauche ich sie nicht mehr, was wohl damit zu tun hat, dass ich schon lange nicht mehr im Bernbiet lebe. *Mitüüri* ist gut belegt, z. B. In Jeremias Gotthelfs «Geltstag» von 1846: «‹Luegit›, sagte der Weibel, ‹e selligi Glegeheit chunt nit ume; wenn eine das Wese da chauft, es git my türi öppis us ihm, es git e Zyt, all Zytige hey von ihm, bsungerbar wenn er es paar Chrüzer nit schücht fürs selber la dryztue.›» Rudolf von Tavel schreibt in «D'Frou Kätheli und ihri Buebe» von 1910: «Es häicht my Tüüri ds Rad uus u verhergget di ganzi Mühli u der Garte derzue.» Und Stef Stauffer erzählt in «Hingerhang» von 2018: «Da hätts mitüüri Bessers ggä für e Stutz weder di Tschiins, wo eigetlech nid emau bekwem sy gsi.»

Wer *mitüüri* kennt und braucht oder gebraucht hat, weiss, dass es erweiterte Formen dieser Beteuerungsformel gibt: *miaarmitüüri, migottstüüri, miliebitüüri, mitüüriseeu, miaarmitüüriseeu* und *mitgottstüüriseeu*. Die letzten Formen zeigen, dass wir wohl vom Ausdruck *meine teure Seele* ausgehen müssen. Tatsächlich ist er als Schwurformel bereits im 17. Jahrhundert belegt. Im «Frygier Aeneas» von 1658 lesen wir: «Ich swöre Swester dir bei meiner teuren Sälen.» Bei seiner Seele zu schwören war üblich, aber die *teure Seele* kommt selten vor. Zacharias Praetorius mahnt in seinem «Sacer Thesaurus» von 1577:

«Man sol keinen falschen Eyd thun / auch nicht leichtfertig schweren / weder für der Oberkeit / noch sonsten / Aber wir armen elenden Leut / thun hiemit auch leyder zu viel / da schweren wir bey meiner armen Seel / bey meiner Seelen seligkeit / bey Gott dem Herren.»

Und Justus Georg Schottel führt in seiner «Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache» von 1663 folgende «Schwurzuwörter» oder «Zuwörter damit man schweret» auf: «Fürwar / warlich / bey Gott / bey mein treu / auf mein Seele / bey meiner Seele / so wahr ich lebe / als mir Gott helfe». Bonagratia Monacensis erklärt in seinen «Seel-Speisenden Fasten-Gedancken» von 1730 sogar:

«[Wann einer] über einen Feind erzürnet, versprichet, und sich verschwöret, bey meiner Seel, wann ich ihn bekomm, so stoss ich ihme den Degen durch den Leib. Dieses wird genennet Juramentum promissorium, ein versprechender Schwur, oder ein geschwornes Versprechen.»

Wir sehen, dass esüblich war, bei seiner Seele zu schwören. Setzte man sie als verbales Pfand für seine Aufrichtigkeit, spielte man mit einem hohen Einsatz, denn wer sich bei seiner Seele verschwor, aber einen falschen Eid tat, setzte mit ihr zugleich seine Seligkeit aufs Spiel. Deshalb ist auch die Formel *bei meiner Seele Seligkeit* belegt.

Weshalb sich bei der Entwicklung der Schwurformel zur Beteuerungsformel die in der Schwurformel nur spärlich belegte *teure Seele* durchsetzte, die sich sogar zu *mitüüri* verkürzen liess, ist schwierig zu erklären. Vielleicht wirkte mit, dass *teure Seele* in der Sprache des Pietismus und der Empfindsamkeit sowohl eine Bezeichnung als auch eine Anrede war. «Br. N. ist eine teure Seele, der Christum liebt», schreibt Johann Georg Gichtel in seiner «Theosophia Practica» von 1722. Und *meine Teure* war eine gängige Anrede, die man heute noch zuweilen hört. «Meine Gattin, meine Teure», sagt Tamino in der «Zauberflöte».

Tatsache ist, dass *mitüüri* und ähnliche Ausdrücke in der Mundart sehr gängig waren und ab und zu sogar von Hochdeutsch schreibenden Autoren verwendet wurden. In Friedrich Glausers «Matto regiert» von 1936 lesen wir: «‹My tüüri Gott Seel!›, seufzte Studer aus tiefstem Herzensgrunde.» Und Günter Struchen schreibt in «Hauptkommissar Theobald Weinzäpfli und die vergifteten Weggen von Meggen» von 2022: «Selbst Linder, der ja mitüüri kein Mann der grossen Worte war, steckte auf einmal in einem Dialog mit Alois von Rotz, der es auch tatsächlich verdiente, Dialog genannt zu werden.»

Zu Morgen essen

Geben Sie im elektronischen «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (sprachatlas.ch) im Suchfeld «Frühstück» ein, sehen Sie, wenn Sie die entsprechende Karte öffnen, dass man diese Mahlzeit im grössten Teil der Deutschschweiz als *Zmorge* oder *Zmorged* bezeichnete. Ein beträchtlicher Teil der Mundartsprecherinnen und -sprecher braucht heute vielleicht eher das aus dem Hochdeutschen entlehnte *Früestück.* Im «Variantenwörterbuch des Deutschen» ist *Zmorge* als Helvetismus aufgeführt mit der Bemerkung «Grenzfall des Standards». Dem Essen des *Zmorge* sagen wir *Zmorge ässe* oder, in eine Verbform umgewandelt, *zmörgele.* Im Werbeschweizerdeutschen, der wohl übelsten Sprachform der Welt, sagt man heute nicht mehr *Flöckli Zmorgen ässe* oder *Flöckli zmörgele,* sondern *Cerealie früestücke.*

Der Ausdruck *zu Morgen essen,* älter *ze Morgen essen,* ist im südlichen Teil des deutschen Sprachraums in schriftlichen Quellen seit über fünfhundert Jahren belegt. Allerdings bezeichnete der Ausdruck oft nicht das Frühstück, sondern das Mittagessen. Marius Fallet-Scheurer schreibt 1916 dazu:

«Der Ausdruck *Morgenessen* bezeichnete ursprünglich ausschliesslich das Frühstück, das zwischen 5 und 7 Uhr morgens eingenommen wurde, später brauchte man ihn aber auch zur Bezeichnung der Hauptmahlzeit, nämlich des Mittagessens, das zwischen 10-12 Uhr eingenommen wurde.»

Bestätigen lässt sich das bei Zwingli im 16. Jahrhundert, der schreibt: «Nachdem erloubt ein Bürgermeister von Zürich yedermann in syn herberg zue gon zue morgen zue essen, dann es was nachent mittentag (denn es war fast Mittag)».

Wir begegnen dem Ausdruck *ze morgen essen* schon im 15. Jahrhundert z. B. in Diepold Schillings «Berner Chronik» (1424–1468): «ze Ragatz ze morgen essen». Dann auch in der «Warhafftigen und fleissigen Beschreibung» von 1578 des Basler Arztes und Hochschullehrers Heinrich Pantaleon: «wann du aber zu morgen wilt essen solt du doch im nicht zu vil thun / damit der Magen nicht beschweret» und im «Neuw Wasserschatz» von 1581 des Rheinländers Jacob

Theodorus: «sechtzehen Untz dess Weinbrunnens zu einer abspülung trincken und als bald darauff zu Morgen essen».

Die Bezeichnung *Frühstück* ist seit dem 15. Jahrhundert belegt. Wir begegnen ihr z. B. in Moritz von Sachsens «Der Tuchscherer und Scherenschleifer Ordenung» von 1550: «Wann auch ein Gesell gewandert kombt / und zu einem Meister einkeret / sol inen der Meister / oder seines abwesens / sein weib oder gesinde / eine nacht herbergen / und nicht zu einem andern weysen / oder durch sein Weib unnd Gesinde weisen lassen / auff den abendt eine Mahlzeit / unnd auffn morgen eine suppen oder früestück geben.» Im Text wird zwischen Suppe und Frühstück unterschieden, denn mit *Frühstück* bezeichnete man ursprünglich ein in der Frühe gegessenes Stück Brot. Man nannte das auch *Morgenbrot*; in einem Text von 1516 lesen wir: «nach dem morgenbrot / facht die arbeit an / und nach dem abendessen der lon für die arbeit und die ruow.» Der Zürcher Josua Maaler schreibt in seinem Wörterbuch aus dem 16. Jahrhundert: «Das morgenässen, jentaculum, morgenbrötle, prandiculum». Und im Sempacherlied sangen die Eidgenossen: «Nun gend haruss ein morgenbrot, das wend die mäder haben! Do antwurt ein burger uss der statt: wir wend in gen ein morgenbrot, das ritter und ouch grafen am mad wird ligen tot.»

Erwähnt sei noch, dass englisches *breakfast* im 15. Jahrhundert aus dem älteren Ausdruck *breken faste* aus dem 14. Jahrhundert gebildet wurde und meinte, dass man die Fasten der vergangenen Nacht bricht. Älteres französisches *déjeuner* aus dem 12. Jahrhundert meint dasselbe, nämlich *rompre le jeûne* «brechen der Fasten». *Jeûner* «fasten» geht auf die christliche lateinische Bezeichnung *jejunare* «fasten» zurück.

morndes

Der Weg der Deutschschweizer Literatur ist gepflastert mit wunderbaren Autobiografien. Am Anfang steht die «Lebensbeschreibung», die der Basler Humanist Thomas Platter (1499–1582), ein geborener Walliser, für seinen Sohn Felix geschrieben hat. Felix Platter studierte in Montpelier Medizin, wurde Basler Stadtarzt und ein begeisterter Orangenzüchter. Im 18. Jahrhundert folgt «Das Leben und die Abentheuer des Armen Mannes im Tockenburg» (1788) von Ulrich Bräker, der in die preussische Armee gepresst wurde, bei der Schlacht von Lobositz (1756) desertierte und nach Hause zurückkehrte. Aus dem 19. Jahrhundert beeindruckt mich der autobiografische Roman «Hans Grünauer» des Fischenthalers Jakob Senn. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, gelangte bis nach Südamerika und nahm sich 1879 das Leben. Sein Roman, den er unter anderen Gottfried Keller zum Lesen gab, erschien erst 1888. Aus dem 20. Jahrhundert habe ich vor kurzem «Am Fenster» (1927) von Heinrich Federer, «Die Quelle» (1950) der Langnauer Pfarrerstochter Elisabeth Müller und den autobiografischen Mundartroman «Chüngold» (1950) der Frutigtaler Bergbauerntochter Maria Lauber gelesen, alle mit grossem Gewinn. Ich weiss, dass es weitere zu nennen gäbe, z. B. «Tschuri» (1956) des Brienzers Albert Streich.

Der Zufall will es, dass Platter und Bräker ein Wort brauchen, das heute nur noch in einigen Mundarten vorkommt. Platter schreibt «morendes am suntag kammen wir gen Visp» und Bräker «morndess am Morgen führte er [der Vater] mich an der Hand durch die Wiese». Das Wort fiel mir sofort auf, weil eines der schönsten Gedichte des Obwaldner Mundartautors Julian Dillier (1922–2001) lautet:

«Geschder hends e Maa bigrabä – / Fäänä, Lyt und Chränz heds gha. / Mengem isch e Wäld verhyt / und sälber hed mer nyd zum Treschtä gha. / Äs isch es Chryz! / luegd de Wulchä und de Lytä naa / und säid am beschtä nyd. – / Geschter hends e Maa bigrabä / und morädes heds alles uberschnyt.»

Woher kommt das Wort *mor(e)ndes* mit der Bedeutung «am morgigen Tag, am nächsten Tag», das seit dem 13. Jahrhundert in Schweizer Quellen belegt ist? Das «Idiotikon» behandelt es als Zusammensetzung von *mor(e)n* mit *des,* dem Genitiv des Pronomens *der. Morndes* ist also vergleichbar mit *indes, unterdes währenddes,* die heute meistens die Form *indessen, unterdessen, währenddessen* haben. *Morndes* meint also eigentlich «morgen, von dem Zeitpunkt aus gesehen, was jetzt ist». Der Glarner Caspar Streiff schreibt für «übermorgen» sogar *anderdes,* eine Verkürzung von *ander-morgen-des.*

Im älteren Berndeutschen konnte ich sagen *hüt ha ne nid gsee, aber z moornderisch chunt er äuä de scho.* Dieses *moornderisch* oder *moornderischt* ist eine Nebenform zu *moornderig,* das zu *moorn* gebildet wird wie *fäärnderig* zu *fäärn,* wenn wir vom *fäärnderige Schnee* reden. Zuerst wird die seltsame Steigerungsform *moornder, fäärnder* gebildet und dann die Endung *-isch(t)* bzw. *-ig* angehängt. Ich gebe es zu, Sprache ist manchmal kompliziert.

De Müüse sii

Der Emmentaler Schriftsteller Simon Gfeller schreibt in seiner Erzählung «Der Abgott» von 1933 über die neue Zeit: «Niemmer dörf meh ungsorget i Tag yhe läbe, süsch syg er de Müüse. Rächne müess me chönne, ’s ganze Läbe rächnerisch erfasse u durchdringe; ohni das chöm me im eifachschte Chrämerlädeli u im abglägnischte Burehuus nümmen us.»

In diesem Satz braucht Gfeller die Redensart *de Müüse sii* im Sinne von «verloren sein». Beim Klettgauer Albert Bächtold lesen wir im Roman «De goldig Schmid» von 1942: «d Ersparniss und s Vermöge von ere ganze Generazioon isch de Müüse». Auch hier meint *de Müüse sii* «verloren». Peter Imhof braucht die Redensart 2012 in «Senseflüe: Gschichte us em Schwarzeburger- u Senseland»: «En inzige lätze Schritt, sech stogle are Würze, usrütsche – de bisch de Müüse.» Hier meint *de Müüse sii* «tot sein». In dieser Bedeutung ist die Redensart auch im «Schweizerischen Idiotikon»: *i bi fascht de Müüse gsii* «war beinahe des Todes». Im «Berndeutschen Wörterbuch» lesen wir *das isch de Müüse* «die Sache ist verloren», in «Adelbodetütsch» *gang nùmen i d Eigernordwand, de bischt denn de Müsä* «dann kommst du um».

Aus meiner Kinderzeit in den 1950er-Jahren ist mir *de Müüse sii* gut bekannt; neben «verloren» und «tot» konnte die Redensart, Dinge betreffend, auch «kaputt» meinen: *das chaisch nümm flicke, das isch de Müüse.* Sie ist im Bernbiet vom Mittel- bis ins Oberland gut belegt, sonst nur vereinzelt im Aargauischen und bei Bächtold für den Klettgau. Im Hochdeutschen finde ich dafür keine Entsprechung. Die e-Dativendung bei *Müüse* zeigt, dass die Redensart ein gewisses Alter hat; heute würde man eher sagen *de Müüs sii.* Als die Mäuse noch eine Plage waren, war alles, was sie erwischten, verloren. Es wurde gefressen oder zernagt.

In vielen Mundarten gut belegt im Süden des deutschen Sprachraums ist hingegen *das ist den Mäusen gepfiffen* «das nützt nichts, das ist umsonst». Im «Berndeutschen Wörterbuch» lesen wir

das isch nume de Müüse pfiffe «hat gar keinen Sinn», im «Schaffhauser Mundartwörterbuch» *da ischt ja grad au in Müüse pfiffe* «kaum der Rede wert», im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Suter *das isch de Myys pfiffe* «das ist ein Tropfen auf den heissen Stein, vergebliche Liebesmüh», im «Alemannischen Wörterbuch» der süddeutschen Alemannen *des isch soviel wiä de Miis pfiffe* «das ist nutzlos», in der «Etymologie des Schwäbischen» *des ist de Meis pfiffe* «das hat keinen Sinn, das führt zu nichts», im «Pfälzischen Wörterbuch» *des is jo de Mais gepfiffe* «viel zu wenig, nutzlos». Bereits Gotthelf schrieb in der Erzählung «Erlebnisse eines Schuldenbauers» von 1854: «So, wie du es machst, ists ume de Müse pfiffe!»

Den Mäusen gepfiffen ist auch im Hochdeutschen seit der Zeit um 1800 gut belegt. Die Redensart gilt als umgangssprachlich und ist in keinem Duden-Nachschlagewerk von heute aufgeführt. Man konnte einem Hund oder einem Untergebenen pfeifen, um ihn zu sich zu beordern. Pfeift man den Mäusen, hat das keine Wirkung, ist nutzlos. So kann man die Redensart erklären. Ernst Ludwig Rochholz behauptet in «Deutscher Unsterblichkeitsglaube» von 1867: «Den Mäusen pfeifen, heisst den Seelen ein Zeichen geben, um von ihnen abgeholt zu werden. […] Mäuse sind Seelen.» Obwohl Mäuse im Aberglauben in enger Beziehung zum Tod stehen können und einige Geisteswissenschaftler des 19. Jahrhunderts Rochholz' Behauptung wiederholten, lässt sich für einen direkten Zusammenhang von *den Mäusen pfeifen* mit dem Tod kein Beleg finden. Gäbe es einen Zusammenhang, müsste die Redensart viel älter sein.

Nach und nach – naadinaa

Im Hochdeutschen drücken wir mit dem Ausdruck *nach und nach* aus, dass etwas «allmählich, langsam und stetig» vor sich geht. *Nach und nach* ist eine verstärkende Doppelformel, in der zweimal dasselbe Wort mit *und* verbunden wird wie in *für und für, je und je, um und um, wieder und wieder.* Häufiger werden in Doppelformeln zwei unterschiedliche Wörter verbunden, die mit demselben Laut beginnen, also einen Stabreim haben: *Kind und Kegel, gang und gäbe,* die einen Endreim haben: *in Saus und Braus* oder die sich nicht reimen: *mit Fug und Recht.* Das Wort *nach* entstand als Adjektiv-Adverb zu *nah(e)* und entwickelte sich in der Bedeutung von «nahe bei» zu «unmittelbar danach».

Im Gegensatz zu vielen anderen Doppelformeln wird *nach und nach* heute noch regelmässig verwendet. Auf der Webseite des Kantons Thurgau können wir den Artikel «Thurgauer Gewässer sollen nach und nach revitalisiert werden» lesen. Und die «Neue Zürcher Zeitung» vom 17. April 2024 titelt «Adieu, Gasherd – Die Stadt Zürich legt ihre Gasherde nach und nach still».

In unseren Mundarten lautet dieser Ausdruck *naaadisnaa,* wie wir aus einem Song aus dem Jahr 1977 von Polo Hofer und den Rumpelstilz wissen, *naadinaa, naatinaa, noodenoo* oder *nootnoo.* Dass in der Mundart *nach* zu *na(a)* verkürzt werden kann, wissen wir aus Wörtern wie *nadäm* und Ausdrücken wie *am Wäag naa.* Diese Kurzform gab es schon im Althochdeutschen des frühen Mittelalters. Aber woher kommt dieses seltsame *-di-* oder *-ti-* anstelle von *und*?

Der Berner Germanist Otto von Greyerz (1863–1940) hat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine kurze Abhandlung zu *naatinaa* geschrieben, eine sogenannte «Prachpille». Darin behauptet er, das *-ti-* sei ein Überbleibsel des althochdeutschen Ausdrucks *nâho inti nâho.* Durch Kürzung und teilweise durch Abschwächung sei vom althochdeutschen *inti* «und» nur noch *-ti-, -di-* oder *-t-* geblieben. Das ist eine nachvollziehbare, gute Erklärung mit dem

Schönheitsfehler, dass die Doppelformel *nâho inti nâho* im Althochdeutschen nicht belegt ist. Erste Beispiele tauchen erst im Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters auf: *nâh und nâh* im 14. Jahrhundert. Dennoch pflichte ich von Greyerz zu, weil eine plausiblere Erklärung bis heute nicht vorliegt.

Auch der Wiesentaler Pfarrer und Dichter Johann Peter Hebel (1760–1826) hat die Doppelformel gebraucht. Im eindrücklichen Gedicht «Die Vergänglichkeit», in dem ein Vater seinem Sohn erklärt, dass alles ohne Ausnahme vergänglich ist, schildert er ihm den Untergang ihres Hauses so:

> Z'letzt fuult's im Fundement,
> und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
> zweituusig zelt, isch alles zsemmegkeit.
> Und entli sinkt 's ganz Dörfli in sy Grab.

Normalitäät

Lange war ich der Meinung, *Souschel Distänssing, Lockdaun, Houmoffiss* und *Houmskuuling* seien die denglischen Sieger der Coronamundart. Jetzt bin ich nicht mehr so sicher. Aus dem Hochdeutschen entlehnte *Normalitäät* und *zrügg zur Normalitäät* laufen ihnen langsam, aber sicher den Rang ab.

Das Hochdeutsche Adjektiv *normal* «der Norm entsprechend», auch «senkrecht», abgeleitet von lateinisch *normalis,* wohl über französisch *normal* entlehnt*,* ist belegt seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es kommt zuerst in wissenschaftlichen Schriften vor, z. B. in den «Kosmographischen Nachrichten» von 1748. Bereits seit dem 17. Jahrhundert kommt es in zusammengesetzten Substantiven vor: *Normalbuch, Normallinie* und *Normaljahr,* lateinisch *anno normali* – damit ist "im Jahr 1624" gemeint. Es bleibt bis Anfang 19. Jahrhundert ein Wort der Wissenschafts- und Amtssprache, wobei es vor allem in der Medizin die Bedeutung «gesund, gewöhnlich» entwickelt.

Normalität, entlehnt aus französisch *normalité,* ist seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebenfalls in wissenschaftlichen Schriften belegt, z. B. bei Kant «Anpassung an die Normalität». *Normalisieren* mit den Bedeutungen «einheitlich machen» und «wieder normal werden» wird hingegen erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus französisch *normaliser* entlehnt.

Ich stelle erstaunt fest, dass für viele in der Corona-Krise das Wort *Normalitäät* die Bedeutung «wie vorher», d. h. wie vor der Krise, angenommen hat. Der Ruf *zrügg zur Normalitäät* meint also «zurück zu dem Zustand, wie er vorher war». Eigentlich wissen wir alle, dass es «wie vorher» noch nie gegeben hat und nie geben wird, vor allem nicht nach einem Ereignis von der Grösse der Corona-Krise. Dennoch wird *zurück zur Normalität* von Politikern und Politikerinnen unentwegt gepredigt oder gefordert und von der Presse und den elektronischen Medien unablässig hergebetet.

Erstens wird das Coronavirus uns nicht den Gefallen tun, einfach zu verschwinden, trotz Trumps "it will go away without vaccine" vom 8. Mai 2020. Wir müssen mit ihm und dem Nichtwissen, das es mit sich bringt, leben lernen. Viele Menschen, die ihren Kopf zum Denken brauchen, sagen und schreiben das auch. Andere, die sich von Verschwörungstheoretikern, Impfgegnern und ultrarechten Wühlern verführen lassen, schreien das Virus klein, ohne zu denken und ohne

sich im Geringsten darum zu kümmern, was in New York, Italien, Spanien und in englischen Altersheimen geschehen ist und bei uns immer noch geschehen könnte.

Zweitens sind die Folgen der Corona-Krise auf der Ebene der Weltwirtschaft und der Politik sowie im Alltagsleben so umfassend und einschneidend in den Bereichen der zwischenmenschlichen Kontakte, des Berufslebens, des Freizeitverhaltens, der Kultur und im Sichtbarwerden des Nichtwissens, dass *zrügg zur Normalitäät* nur bedeuten kann, leben, als hätte man die Corona-Krise nicht erlebt – und genau das ist nicht möglich, weil das Leben uns unablässig prägt mit dem, was uns wiederfährt.

Drittens lohnte es sich, doch einmal zu fragen, wie *normaau* die *Normalitäät* war. *Normaau* waren auch die Pakete von Amazon und Zalando, die Textilfabriken in Bangladesh, die brennenden Müllhalden in Accra, die Favelas von Rio, das Schmelzen der Gletscher, das Verschwinden von Insekten und Vögeln, die sich bereichernden Finanzspekulanten und Grossanleger, die neuen Totalitaristen, die Aushebler der Demokratie, die Obdachlosen, die zunehmende elektronische Überwachung.

Wollen wir das alles wieder? Einfach: *Zrügg zur Normalitäät?* Zum Glück geht das eben nicht: *Tscheggsch es?*

Über ds Oor houe

Ich kann sagen: *Di het scho mängen über ds Oor ghoue, aber mii het si nid verwütscht. Öpper über ds Oor houe* «jemanden übervorteilen, betrügen» ist eine Redensart, die noch recht gut bekannt ist, und zwar sowohl im Hochdeutschen wie auch in der Mundart. Da sie jedoch weder im Idiotikon noch in den regionalen Mundartwörterbüchern aufgeführt ist, muss sie in den Mundarten eher jung sein und ist wohl aus dem Hochdeutschen entlehnt.

Im Hochdeutschen ist die Redensart bereits im 17. Jahrhundert belegt. In Jacob Döplers «Getreuem Rechnungs-Beamten» von 1680 lesen wir, dass Schäfer die Schafbesitzer «übers Ohr hauen» können mit Fellen von Schafen, die sie verspeist haben, aber behaupten, die Schafe seien an einer Krankheit gestorben. Den möglichen Betrug soll man am Zeichen erkennen, der in das Ohr des Schafes eingeschnitten ist:

«Wenn der Schnit oder das Zeichen an den Ohren rauch / auch die Haut über gewachsen und dicke ist: so ist es bey des Schafs Leben daran geschniten. Wo es aber oben auf dem Schnit umhärtet und bloss ist / und zusammen geschrumpffen / so ist damit betrieglich verfahren worden.»

In einem Gespräch von 1751 sagt der Teufel zu einem Lutheraner, er werde einen Wiedertäufer «wieder bey Gelegenheit über die Ohren hawen und in den Sack schieben». In einem Buch von 1795 lesen wir, beim Handel sei es bald nur noch wichtig, «wie man einander am besten betrügen und über das Ohr hauen könne». Laut einem Deutsch-italienischen Wörterbuch von 1790 meint *übers Ohr hauen* «übertheuern», d. h. für etwas den Preis zu hoch ansetzen. Auch Daniel Sanders erläutert in seinem «Deutschen Sprachschatz» von 1877 *sich übers Ohr hauen lassen* mit «für etwas zu viel bezahlen».

Woher kommt diese Redensart? Johann Christoph Adelung führt sie in seinem «Grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart», das gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstand, noch nicht auf. Im «Deutschen Wörterbuch» ist sie 1877 aufgeführt mit der Bedeutung «betrügen» und der Behauptung: «Doch wol zunächst einen betrüglichen hieb führen, der nach den Regeln der Fechtkunst nicht statt haben soll.» Obwohl die Autoren des Wörterbuchs mit der Wendung «doch wol» signalisieren, dass sie der Sache nicht ganz sicher sind, wird diese Erklärung bis heute geboten, auch im Duden-Buch «Redewendungen» von 2002. Leider gibt es für die fechtsprachliche Herkunft von *übers Ohr hauen* keinen einzigen Beleg. Deshalb macht auch eine alternative Erklärung die Runde: Ungeschickte Schlachter würden das Schlachtvieh übers Ohr hauen, d. h. schlecht zerlegen, behauptete man. Doch dafür findet man ebenfalls keinen Beleg.

Meines Erachtens könnte Döplers «Getreuer Rechnungs-Beamte» von 1680 die Quelle für die Redensart sein. Das Buch war sehr populär und wurde bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ergänzt und neu aufgelegt. Die Redensart hätte demnach mit den in die Ohren geschnittenen Zeichen von denjenigen Schafen zu tun, mit denen man einen betrügerischen Handel treiben wollte. Auffallen muss, dass die Redensart *übers Ohr hauen* in gewissen Quellen nicht einfach «betrügen» meint, sondern ganz speziell mit betrügerischem Handel zu tun hat, indem man für eine Ware mehr fordert als den rechten Preis. Erklärt man die Redensart so, kann man zumindest jene Quelle in Betracht ziehen, in welcher die Redensart erstmals vorkommt. Die Erklärung mit der Fechtsprache bleibt, solange sie unbewiesen ist, reine Behauptung.

Opium

Das Buch «Rauch und Asche. Die geheime Geschichte des Opiums» (2025) von Amitav Ghosh fesselt mich. Die Geschichte dieses Arznei-, Genuss- und Rauschmittels ist verknüpft mit Geschäftemachen, Ausbeutung, Krieg, Reichtum und Elend. Seit wann liest man bei uns über Opium, fragte ich mich.

Dem Wort *Opium* begegnen wir bereits im lateinisch verfassten «Lorscher Arzneibuch» aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, dem ältesten Buch zur Klostermedizin aus dem Mittelalter. Hildegard von Bingen schreibt im 12. Jahrhundert, dass man aus dem Papaver (Schlafmohn) «die besten opia» gewinne, die gut seien zu «manigerhande artzendye», wobei *opia* wohl einfach «Säfte» meint. Im «Liber ordinis rerum» von 1466 lesen wir, «Opium» sei «magen milich», also Milch des *Magen* oder *Magsamen* (Schlafmohn). In «Die Teütsch spraach» von 1516 des Zürcher Lexikografen Josua Maaler wird «Opium» als «Magsaamen safft» beschrieben. Unklar bleibt, wie diese Milch oder dieser Saft gewonnen wird. Das erläutert der Botaniker Hieronymus Bock in seinem «New Kreütter Buoch» von 1539:

«Den safft von Magsamen machen etliche also. Sie nemmen die grünen safftige Magsamen köpff mit kraut unnd bluomen / stossens mit einander / drucken das mit pressen / unnd lassen den ausgedruckten safft in der sonnen gestehen und hart werden. Andere empfahen allein die milch darvon / und lassens gleicher gestalt drucken werden in der heissen sonnen. Gemelten safft nennen die Apotecker Opium.»

Bock warnt jedoch davor, Opium einzunehmen, denn es sei kräftig und schädlich. Wie der Milchsaft im Orient gewonnen wird, beschreibt der Naturforscher und Arzt Leonhard Rauwolf in seinem Reisebericht von 1583:

«Das Opium wird meistenteils genommen von Köpflein des weissen Ölmagens […]. Darein sie (solange sie noch jung und weich) kleine Windungen untereinander ringsweis herum schneiden. Dadurch dringt die Milch heraus, welche sie darauf stehen lassen so lange, bis sie ein wenig stockt. Dann sammeln sie es ein und drückens zusammen in kleine Kugeln.»

Opium, das in Apotheken verkauft wird, erklärt Rauwolf, werde von Türken, «Mohren», Persern und anderen Völkern eingenommen, «nicht nur in Kriegen, um die Zeit, wenn sie wieder gegen ihre Feinde kämpfen und streiten sollen, um ihnen ein gutes Herz und starken Mut zu machen, sondern auch zu Zeiten des Friedens die Sorgen und Fantasievorstellungen zu nehmen oder wenigstens zu mildern».

Opium, das einigen Forschenden zufolge bereits in vorgeschichtlicher Zeit nach Nordeuropa gelangt sein soll, tauchte ab dem frühen Mittelalter in schriftlichen Quellen auf und war in allen Sprachen Europas allgegenwärtig in der Arznei- und Pflanzenkunde. Das Wort ist entlehnt aus lateinisch *opium* «Saft des Schlafmohns», das seinerseits auf gleichbedeutendes griechisches *opion* zurückgeht, abgeleitet von *opos* «Pflanzensaft». Weiter verbreitet als das äusserliche oder innerliche Anwenden des Milchsafts war das Verwenden des Krauts oder des aus dem Kraut gepressten Safts von *Magsamen* «Schlafmohn» als Arznei-, Beruhigungs-, Betäubungs-, Schlaf- und Zaubermittel. «Willt ein schloffent machen, so nim maxsomen und gib en eim zuo essen», lesen wir in einem Schweizer Text von 1474.

päggelhäärig

War ich als Kind auf eine hartnäckige Art und Weise widerborstig, konnte man mir sagen: *Bis nid eso päggelhäärig.* Das Wort ist leider nicht im zweiten Band des «Idiotikons» vom Ende des 19. Jahrhunderts unter den von *Haar* abgeleiteten Wörtern. Aber im «Berndeutschen Wörterbuch» ist *päggelhäärig* «widerborstig» aufgeführt mit einem Beispiel aus Erwin Heimanns Buch «Bäremutz» von 1972: *Är syg […] e pääggelhäärige Chutz, wo näbe der Wält und näbe der Zyt vorby läbt.* Unter einem *Päggel* versteht man, laut «Berndeutschem Wörterbuch», einen Filzklumpen oder verfilzte, verklebte Wolle oder Haare. Laut «Idiotikon» ist es ein «Knäuel durch Unrat zusammengebackener Haare, an Menschen, an den Hinterbeinen des Schafes».

Als Kind lernte ich verstehen, weshalb das Wort *päggelhäärig* im übertragenen Sinn für «widerborstig» verwendet werden konnte. Ich musste, half ich im Stall eines Bauern aus, oft die Kühe striegeln. Den eingetrockneten Kot auf dem Fell hatte man rasch ausgestriegelt, aber die Kotklumpen, d. h. die *Päggle,* welche die langen Haare der Schwanzquaste verklebten, leisteten Striegel und Bürste hartnäckigen Widerstand, sie waren eben widerborstig. Das Wort *widerborstig* kam übrigens im 15. Jahrhundert aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche; *Widerborst* bezeichnete ursprünglich die aufgerichteten Haare erregter Tiere. Bereits im 16. Jahrhundert wurde *Widerborst* im Sinne von «widerspenstiger, widersetzlicher Mensch» gebraucht; in einem Text von 1569 lese ich, es «sollen die beysitzer nicht neidische / verdriessliche widerborsten» sein.

Das Wort *päggelhäärig* ist offenbar jung. Der älteste Beleg, der mir vorliegt, stammt aus Hans Zulligers Sagensammlung «Unghüürig» von 1924. In einer Sage ruft einer im Zorn einem anderen nach: «La gseh, pfäi di, Channebireschelm, elände! Han der neuis gstohle, Schnitzgrämpler, päggelhäärige!»

Ein junger Beleg für *päggelhäärig* ist im Protokoll der Wintersynode 2014 der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn: «Seid bääggelhaarig (widerspenstig).» Das «Züri Slängikon» führt *päckelhäärig* unter dem Stichwort «geizig» auf. Auch die Emmentaler Mundartautorin Hanny Schenker-Brechbühl braucht das Wort zweimal im Sinne von «geizig». Einmal in der Erzählungssammlung «Es Hämpfeli Härd» von 1973: «Dass dä päggelhäärig Schnyder mi syr Chuppele Ching meh als gnue mues sperze, fallt nid esövel i ds Gwicht.» Dann in der Erzählungssammlung «Annemareili» von 1974: «Er nimmt si vor, i Zuekunft minger päggelhäärig z sy u chnüblet scho währet der Predig e Batze füre usem Schiletäschli,…»

Die Mundartwörterbücher führen es meistens mit der Bedeutung «widerborstig, widerspenstig» auf; z. B. der «Simmentaler Wortschatz»: *paggelhäärig* «widerspenstig», das «Brienzerdeutsche Wörterbuch»: *päggelhäärig* «widerborstig, unzugänglich», «Bödellitüütsch»: *päggelhäärig* «widerborstig, geizig», das «Senslerdeutsche Wörterbuch»: *pääggelhäärig* «widerborstig», aber auch «hartherzig, gefühllos» oder «frech, ungehobelt».

Petersilie – Peeterlig

Vom Gewürz- und Heilkraut *Petersilie* ist seit der griechischen Antike die Rede, weil es vielseitig verwendbar ist und man sowohl die Blätter als auch die Wurzel und den Samen verwenden kann. Weil der Doldenblütler in steinigem Gelände gedeiht, nannte man ihn auf griechisch *petrosélīnon* «Stein-Eppich», im antiken Latein *petroselīnum* und im mittelalterlichen Latein *petrosil(l)ium.* Der erste Teil der Bezeichnung bezieht sich also auf griechisch *petro* «Stein» wie bei der Bezeichnung *Petrol* «Steinöl». Aus mittellateinisch *petrosil(l)ium* kam die Bezeichnung bereits im frühen Mittelalter als *petarseli* ins Deutsche. Früh wurde die Bezeichnung aber auch an den Namen *Peter* angelehnt und konnte deshalb *petirlīn* lauten. Die regionalen Bezeichnungen *Peterchen, Peterle, Peterling, Peeterli(g)* zeugen noch heute davon.

Im Mittelalter und der frühen Neuzeit schätzte man Petersilie vor allem auch als bekömmliches Suppengewürz. Jacobus Theodorus empfiehlt in seinem «Neuw vollkommenlich Kreuterbuch» von 1588 für Kranke «ein herrliche unnd gute Peterleinsuppen». In der vom Basler Stadtarzt Kaspar Bauhin überarbeiteten Fassung dieses Kräuterbuchs von 1625 lesen wir, dass man das ganze Jahr «den Peterlein und seine Wurtzeln zu den Suppen / zum Fleisch / Fischen und andern speisen gebraucht». Wegen der engen Verbindung von Petersilie und Suppe sagte man von jemandem, der überall dabei sein und seine Nase zuvorderst haben wollte, er wolle *Peterlein auf allen Suppen* sein. Im «Würzburger Journal» von 1866 lesen wir von einem, der «als Peterl auf allen Suppen, mit allen diplomatischen Escamotagen sich durchschwindeln zu können glaubte», und im «Illustrierten Beobachter» von 1931: «Der Versuch, das Peterle auf allen Suppen zu sein, mag in der Innenpolitik zu ruhigen und behäbigen Zeiten noch glücken.» Im «Schweizerischen Idiotikon» finden wir *der Peeterli uf der Suppe sii* aus dem Solothurnischen und *wie der Peeterli uf alle Suppe sii* aus dem Luzernischen mit der Bedeutung «der erste sein, das meiste gelten, sich überall hervortun».

Im Duden-Buch «Redewendungen» von 2020 ist eine umgangssprachliche Petersilien-Redensart aufgeführt: *jemandem ist die Petersilie verhagelt. Etwas hat jemandem die Petersilie verhagelt* «jemand ist aufgrund einer Enttäuschung sehr missgestimmt, etwas hat jemanden sehr missgestimmt». Ilse Frapan schreibt in einer ihrer Novellen von 1895: «Was is Dir denn? Warum is Dir denn miteins die Petersilie verhagelt?» Bereits 1779 schreibt Johann Gottwerth Müller in «Siegfried von Lindenburg»: «Dann war er im Stande so ein trübseliges Gesicht zu machen, als

ob ihm selbst die Petersilie verhagelt wäre.» Die Redensart wird heute noch gebraucht. Am 15. Juni 2008 titelte die «Aachener Zeitung»: «Herbert Knebel: Wenns dem Rentner die Petersilie verhagelt».

Pfemmet

In einer Zürcher Quelle von 1771 lese ich: «Das Pfemmet für eine Person und für einen Tag, sich satt zu essen, ist um die Hälfte zu geringe.» Hier ist mit *Pfemmet* eindeutig «Menge, Portion» gemeint, aber was heisst das Wort genau? *Pfemmet, Pfämmetli, Pfenner(t), Pfärmet* oder *Pfäwert* ist seit dem 14. Jahrhundert oft belegt. Es ist eine zusammengezogene Form des Wortes *Pfennigwert* und bezeichnet ursprünglich das, was man für einen Pfennig bekommt. Dann bezeichnete es auch eine Ware, die man an Zahlungs statt gab. Eine Berner Rechtsquelle von 1457 verordnet z. B., dass ein Pfister (Bäcker) einen Müller nur mit Geld entlohnen dürfe und nicht mit «brott oder ander pfeningwert». Dann konnte man mit *Pfemmet* eine Ware bezeichnen, ein Brot, ein Stück Vieh oder eine preiswerte Speise. Im übertragenen Sinn brauchte man das Wort schliesslich für das, was einem zusteht, d. h. für den gewöhnlichen Anteil oder das übliche Mass. Wenn von einer Zürcherin gesagt wurde: *Si git eim nu s Pfämetli,* hiess das «sie gibt genau, was sie muss, nicht mehr und nicht weniger».

Ds luter Wasser plääre

Vor kurzem habe ich wieder einmal im schönen Buch «Was het mù andersch wele! Erinnerungen an eine Kindheit im Oberen Sensebezirk der Zehner- und Zwanziger-Jahre» von Armin Schöni gelesen und bin über den Ausdruck *ds luter Wasser plääre* gestolpert. Als Kind hörte ich ihn noch oft, wenn erzählt wurde, dass jemand aus tiefstem Kummer herzzerreissend geweint habe: *Si het ds luter Wasser pläääret.* Gotthelf übersetzte den Dialektausdruck ins Hochdeutsche und brauchte ihn in seinen Romanen und Erzählungen mehrmals. Im «Bauernspiegel» schreibt er: «So sei erst gestern eine Frau bei ihr gewesen, und habe *das lautere Wasser geweint* über ihren Mann.»

Mit dem *lutere Wasser* sind natürlich die Tränen, das *Ougewasser* gemeint. Interessant ist das Wort *plääre*, hochdeutsch *plärren*, das wie altes niederländisches *bleren* «blöcken» lautmalerisch ist. Ursprünglich wurde es, wie *plarren,* für Tiere gebraucht und meinte «kläglich schreien oder brüllen». Im Jahr 1687 schreibt ein Geistlicher über die Tiere, denen wegen der Sintflut der Tod droht: «Jetz geht das rechte Plären an von grob und wilden Tieren, die sich […] annoch wollten salvieren (retten).» Dann wird es gebraucht für Menschen, die das Brüllen und Rufen von Tieren nachahmen. Im Dornacherlied von 1499 heisst es: «Die landsknecht täten länger schlon, täten gross übermuet anfon mit lüen, mugen, reren und plären; das plären tet man in vertriben.» Die Landsknechte hauten und stachen also nicht nur, sie foppten den Feind auch mit Tiergeschrei. Grölende Betrunkene *plääre* ebenfalls.

Schliesslich wurde das Wort gebraucht für das laute ungehemmte Weinen und Heulen. Zuerst durchaus in einem abwertenden Sinn, z. B. wenn man sagte, *das Meitli pläääret win es Chalb.* Die abwertende Nebenbedeutung schwächte sich mit der Zeit ab und *plääre* meinte nur noch «stark und herzzerreissend weinen» wie bei jener Figur in einem Gotthelf-Roman, die sagt: «Anfangs han-i pläret, dass es mir den Kopf fast oben ab gesprengt.» Oder wie in jenem Mundarttext, in dem eine Frau eine andere, die ihren Mann beerdigt, mit den Worten tröstet: «Pläärit doch niid, keni Ching u sövli riich, e gfeligere Hung weder Diir gits nid grad.»

Die *Blarer* sind übrigens ein altes St. Galler Bürgergeschlecht. Vom Hauptstamm der *Blarer* spalteten sich im 14. Jahrhundert die *Blarer von Wartensee* ab, deren Wappentier ein *Blarer* ist, ein krähender Hahn. Er ziert das Schloss von Porrentruy, weil Jakob Christoph Blarer von Wartensee Fürstbischof des Bistums Basel war und nach seiner Vertreibung aus Basel in Porrentruy residierte. Dort habe ich als Kind den *blarenden* Hahn angestaunt.

poschte (s. Komissioone mache)

Potpourri

Wir brauchen das Wort *Potpourri* in der Regel, wenn es um Musik geht und verstehen darunter ein «aus populären Melodien zusammengesetztes Musikstück». Weil uns Englisches näher liegt, nennen wir das heute eher *Medley.* Wir können auch sagen: Die Sendung war ein *Potpourri,* d.h. ein «buntes Allerlei». Als «das bunte Allerlei» übersetzt Äbelacker *Potpourri* in seinem «Ausführlichen Orthographischen Wörterbuch» von 1892. Wer über Grundkenntnisse im Französischen verfügt, erkennt, dass das Wort aus den Teilen *pot* «Topf» und *pourri* «faul, verfault» zusammengesetzt ist. Wie der verfaulte Topf im Französischen zu seiner heutigen Bedeutung kam und einen Grossteil des europäischen Kontinents eroberte von italienischem *pot-pourri* bis zu schwedischem *potpurri* ist eine lange Geschichte.

Der Ursprung des Wortes liegt im Kastilischen. Dort bezeichnet *olla* (sprich *oja*) *podrida* «fauler oder angefaulter Topf» seit dem 16. Jahrhundert ein ursprünglich bäuerliches Eintopfgericht aus Fleisch, Gemüse und Kräutern und, in übertragener Bedeutung, ein Mischmasch, Durcheinander oder Chaos. Am Ende des 16. Jahrhunderts finden wir die Bezeichnung bereits im Französischen, Italienischen, Niederländischen, Englischen, Deutschen und Polnischen. Marcus Rumpolt, der Mundkoch zweier Mainzer Kurfürsten nahm die *Hollapotrida*, wie er sie nannte, bereits in sein «New Kochbuch» von 1581 auf und behauptete, sie sei «gut für König und Kaiser / für Fürsten und Herrn zu geben». Rumpolts *Hollapotrida* hat etwa neunzig Zutaten: Fleisch aller Art, Würste, Geflügel, Gemüse und Kräuter. In seinen «Philosophischen und Mathematischen Erquickstunden» von 1692 braucht Georg Philipp Harsdörffer die Bezeichnung in der übertragenen Bedeutung, wenn er schreibt, das Gedächtnis schütte «allen Vorraht / wie ein ollapodrida, ohne Ordnung und Schicklichkeit / auff einmal herauss».

Im Deutschen hielt sich die spanische Bezeichnung in der Originalform oder auf unterschiedliche Weise abgewandelt bis zum fast unkenntlichen *Ollepotterie* und *Al(l)ebat(t)rie* für das Eintopfgericht und, meistens in der Originalform, als Bezeichnung für ein Durcheinander oder ein Mischmasch bis in unsere Zeit. Eine *Allebatrie* wird in Fürth seit 1960 am traditionellen Suppenessen des dortigen Geschichtsvereins serviert. In Ludwig Tiecks Novelle «Der Dichter und sein Freund» von 1829 wettert Florio, auf den englischen Bühnen würden die wirren Stücke «von den leersten Köpfen des Königreiches als eine wahre olla podrida (einen verfaulten Topf nennt der Spanier das Gericht, in welchen er Fleisch, Erbsen, Wurzeln, Gemüse, grünes Kraut, Schinken und was er ichtes noch hat, hinein thut, wochenlang stehen lässt, und nun Wasser oder Brühe hinzufüllt) wol ein solcher, verfaulter und faulender Topf ist diese unsere engelländische Bühne». Von 1783–95 erschien in Berlin die Vierteljahresschrift «Olla Potrida», im Jahr 1926 das Lustspiel «Ollapotrida» des Wiener Autors Alexander Lernet-Holenia.

Die Bezeichnung *olla podrida* wäre nicht so rasch so weit vorgedrungen, hätte nicht das Eintopfgericht dieses Namens in Windeseile als Renommierspeise die königlichen, fürstlichen

und grossbürgerlichen Tafeln des ganzen Kontinents erobert. In kaum einem edlen Kochbuch fehlte sie, der Kameralist Johann Coler beschrieb sie in seiner «Oeconomia» von 1593 als «sehr herrlich köstlich Essen». Sie kam vor in Reiseberichten und Wörterbüchern. Im Versailles Ludwigs XIV. liebte man die *oille*, wie man sie auch nannte, serviert in prächtigen Töpfen, den *pots d'oille.*

Mit der aus dem Kastilischen entlehnten Bezeichnung *olla podrida* und ihren Varianten hätte man es bewenden lassen können, denn sie waren in vielen Sprachen gängig. Doch der französische Sprachakrobat François Rabelais übersetzte in seinem «Pantagruel» von 1541 die Bezeichnung ins Französische und nannte den mächtigen Topf mit der aus unzähligen Zutaten hergestellten Speise *pot pourry*. Auch hier folgten die übertragenen Bedeutungen auf dem Fuss: Bereits seit 1587 bezeichnete *pot-pourri* im Französischen eine Mischung verschiedener Dinge ohne Wert, seit 1605 ein aus bekannten Melodien zusammengesetztes Musikstück, seit 1654 ein Buch mit verschiedenen Texten, das im Italienischen seit der Renaissance *insalata mescolanza* «gemischter Salat» genannt wird, und 1690 eine Parfümmischung.

Im 17. Jahrhundert gelangt die Bezeichnung *pot pourri* ins Deutsche und zwar im «Heimlichen und unerforschlichen Naturkündigen» von 1694, wo wir lesen:

«Ja wenn man vielerley Blumen und druckene Kräuter in ein zugeschlossenes Gefässe zusammenschüttet / so wird daraus ein Mischmasch / den man insgeheim einen pot-pourri nennet / weil die riechenden Cörperchen dergestalt vermenget und miteinander vereiniget sind / dass es schwer fallen wird / den Geruch jewedes Krautes absonderlich zu empfinden.»

Im «Teutschen Merkur» vom Jahr 1778 lesen wir vom «Pot-pourri der schon zehnmal aufgewärmten socinianischen Meynungen», 1791 titelt die «Oberdeutsche Allgemeine Litteraturzeitung» «Musikalischer Potpourri» und Adam Friedrich Lochner von Hüttenbach gibt 1795 ein «Pot-Pourri oder Sammlung auserlesener Gegenstände zum Nutzen und Vergnügen gezogen aus den neuesten und beliebtesten Werken» heraus. *Potpourri* verbreitete sich also nicht nach, sondern neben *olla podrida* ebenfalls in Windeseile in vielen Sprachgemeinschaften, lief *olla podrida* in der Neuzeit den Rang ab und wird heute, was seine Verwendung in der Musik betrifft, von *Medley* bedrängt, das im Mittelalter noch ein Kampf- und Kriegswort war, entlehnt aus altfanzösisch *medlee*, und ein Handgemenge bezeichnete.

proscht

Proscht, hochdeutsch *prost,* ist eine Kurzform, die sich ab dem 18. Jahrhundert für *prosit* durchzusetzen begann. Die Vollform *prosit* ist im 16. Jahrhundert aus dem Lateinischen ins Deutsche entlehnt worden. Lateinisch *prosit* heisst "es möge nützlich sein"; es ist der Konjunktiv Präsens des Verbs *prodesse*.

Bis ins 19. Jahrhundert war *prosit* oder *prost* ein Zuruf, mit dem man Glück wünschte, sei es beim Niesen oder am Anfang bzw. am Schluss einer Mahlzeit: *pros(i)t Mahlzeit.* In Schillers «Wallenstein» sagt Götz zu Tiefenbach: «Herr Bruder, prosit Mahlzeit!». Und Tiefenbach antwortet: «Das war ein königliches Mahl!» Heute braucht man *prost Mahlzeit* nur noch ironisch als Ausdruck der Skepsis oder Verärgerung.

Proscht ist sozusagen aus der gutbürgerlichen Welt in die einfachen Häuser gekommen. Als Kind hörte ich dort eher *Gsundheit, es söll gälte* oder *zum Wool!*

Rabauke – ein Wort mit vielen Facetten

Beim Stöbern in der Abteilung «Kinder- und Jugendliteratur» in meinem Lieblingsbuchladen entdeckte ich zwei Bücher der Kinderbuchautorin Ines Gölss aus dem niederösterreichischen Waldviertel mit dem Räuber Hauke Rabauke als Titelfigur, nämlich «Hauke Rabauke und Oskar der Höllenhund» (2018) und «Hauke Rabauke. Der Backwettbewerb» (2021). Nicht der bärtige Kopf auf dem Umschlag zog meine Aufmerksamkeit in Bann, und der Gedanke, dass bei der Namensgebung Preusslers Räuber Hotzenplotz Pate gestanden haben dürfte, streifte mich nur kurz. Am Wort *Rabauke* blieb ich hängen. Es ist mir nicht unbekannt, aber ich brauche es nicht. Dudens «Deutsches Universalwörterbuch» von 2023 gibt ihm die Bedeutung «jemand, der sich laut und rüpelhaft benimmt, gewalttätig vorgeht». Ich hätte es eher als Bezeichnung eines lauten, aufsässigen Jungen, eines *Schnuderbueb,* ins Spiel gebracht. Darauf deutet auch, meine ich, die niederdeutsche Verkleinerungs-Endung *-ke*, wie in den Wörtern *Steppke* «kleiner Junge» und *Blümke* «Blümchen» oder in den Vornamen *Liebke* und *Wiebke*. Die Etymologie erklärt, *Rabauke* sei entlehnt aus niederländisch *rabauw* «Rüpel», das zurückgehe auf französisch *ribaud,* seit dem Mittelalter eine Bezeichnung für einen verworfenen, schlechten Menschen. So finden wir es z. B. in Guillaume de Lorris' «Roman de la Rose» aus dem 13. Jahrhundert. Schauen wir uns die ganze Sache etwas genauer an.

Der früheste Beleg, den ich aus dem flämisch-niederländischen Raum gefunden habe, ist aus dem Jahr 1503, und zwar aus einem Antwerpener Druck der «Somme ruyrael» von Jan Bottelgier, einer Übersetzung der «Somme rurale» aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts des französischen Juristen Jean Boutillier. Dort ist von einem Geistlichen die Rede, der *als een goliard rabaut oft putier* «als ein Wanderprediger, Bettler/Schelm oder Zuhälter» lebt. Neben *rabaut* ist im 16. Jahrhundert auch *rabauw* belegt, z. B. im Titel des 1563 ebenfalls in Antwerpen gedruckten *Der Fielen / Rabauwen oft der Schalcken Vocabulaer* «Der Wortschatz der Gauner, Landstreicher und Schelme». Dabei bedeutet *rabaut, rabauw* immer eine illegal handelnde Person im Sinne von «Gauner, Schelm, Landstreicher».

Aus dem 16. Jahrhundert ist auch der älteste deutsche Beleg, den ich gefunden habe. In den Denkwürdigkeiten des Kölner Ratsherrn Hermann von Weinsberg (1518–1597), die unter dem Titel «Das Boich Weinsberch» bekannt sind, lesen wir: *Das wort Geusse heischt uff Welsch so vil als scurra et mendicus, ein bedler, rabaut* «Das Wort Geuse heisst auf Welsch (gemeint ist hier lateinisch) so viel als scurra (Possenreisser, Hanswurst) und mendicus (Bettler, Lump), ein Bettler, Rabaut». Neben *Rabaut* und *Rabauw* ist im 19. Jahrhundert die Form *Rabau* mehrfach belegt. Julius Leithäuser hat *Rabau* 1891 in sein Buch «Gallicismen in niederrheinischen Mundarten» aufgenommen und gibt seine Bedeutung als «Bummler, Faulenzer» an. Andererseits wird der 1588 enthauptete Hieronymus Michiels in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts als «Rabau und Freibeuter» bezeichnet. In Hans Georg Meyers «Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten» von 1904 ist die Form *Rabauz* aufgeführt mit der Bedeutung «grober Kerl» und im «Niederdeutschen Jahrbuch» von 1914 behauptet der Germanist Oscar Weise das berlinische *Rabauz* «grober Kerl, Lümmel» sei eine lautmalerische Bildung. Dem Verb *rabauzen* begegnen wir in den «Schwizer Dorfbilder» von 1893 des Solothurners Eduard Hänggi: «Isch d'Christelehr uus, loht dr Chlaus d'Lismerching nit lo rabautze-n (wüst tun) im Dorf umme.»

Wir sehen bis jetzt zweierlei: Die Formenvielfalt und der Bedeutungsbereich der Wörter ist gross und die heute gängige Form *Rabauke* ist bis jetzt noch nicht aufgetaucht. In Hermann Pauls «Deutschem Wörterbuch» (10. Auflage 2002) wird behauptet, *Rabauke* «Schurke» tauche «erstmals als Nebenform» im Duden von 1941 auf. Das ist interessant, denn in der Zeit des Nationalsozialismus erfährt *Rabauke* eine seltsame positive Bedeutungserweiterung. In der «Deutschen Schule» von 1936 lesen wir, *Rabauke* sei «in doppelter Anwendung» bekannt, nämlich erstens «als Bezeichnung für kleine Kinder, im Sinne von Lorbas», wobei *Lorbas(s)* «Lümmel, Taugenichts» meint und wohl aus dem Preussischen stammt. Zweitens, und das ist neu, bezeichnet *Rabauke* in positivem Sinn den «rauhe[n], ehrliche[n] alte[n] Kämpfer, der nie von des Gedankens Blässe angekränkelt wurde». So begegnen wir ihm in Tüdel Wellers Roman «Rabauken! Peter Mönkemann haut sich durch» von 1939. Das Monatsblatt der Reichspropagandaleitung der NSDAP «Unser Wille und Weg» vom Juni 1938 rühmt Wellers Mönkemann-Figur mit den Worten: «Im Deutschland des tiefsten Niederganges bleibt er unwandelbar, bleibt trotz aller Schicksalsschläge der Kämpfer, der Rabauke, der sich durch nichts beirren lässt und das Wort ‹nachgeben› nicht kennt.» Und in «Die SA. Zeitschrift der Sturmabteilung der NSDAP» vom 25. Oktober 1940 wird vom tüchtigen Feldwebel Paul Hanles erzählt unter dem Titel «Rabauke, ich komme!».

In der Berliner Skinhead- und Punk-Szene der 1990er-Jahre lebte die Bezeichnung *Rabauke* auf und es gab sogar die Oi!Punkband «Rabauken». Der Unterstützer-Verein des Fussballclubs FC St. Pauli nennt sich «FC St. Pauli Rabauken». Da klingt das Raue, Laute, Kämpferische, vielleicht auch Unangepasste an. Deshalb stellt das «Tagblatt der Stadt Zürich» vom 7. Januar 2025 das kleine Rotkehlchen als Vogel des Jahres 2025 vor unter dem Titel «Rabauke mit Engelsstimme»; hinter seinem lieblichen Aussehen stecke ein kämpferischer Charakter, lesen wir, und: «Schon der griechische Philosoph Aristoteles beschrieb das Rotkehlchen als zänkisch und nannte es ‹Erithacos› – nach Eris, der Göttin der Zwietracht.»

Rabedatzbröckli

Stellen Sie sich vor, dass sie an eine vornehme Tafel zum Mittag- oder Nachtessen eingeladen sind. Weil Sie den Gastgebern zeigen wollen, dass Sie nicht gierig sind und dass Sie mit dem, was auf dem Teller ist, nicht noch gleich den Teller mitessen, lassen Sie auf dem Teller einen ganz kleinen Rest zurück. Diesem Rest sagte man in der traditionellen Mundart *Rabidaz-* bzw. *Rabedazbröckli* oder *-möckli.* Sie lassen diesen kleinen Rest stehen, weil er Ihren Anstand zeigt und damit Ihr Ansehen festigt. Dem Ansehen konnte man in der älteren Sprache *Reputaz* sagen. *Reputaz* ist ein Lehnwort, das auf lateinisch *reputatio* zurückgeht und auf französisch *réputation.* In einer Chronik aus dem Jahr 1581 heisst es vom Deutschen Reich, es habe alle anderen Reiche «in Wirden und Reputatz», also an Würde und Ansehen, übertroffen.

Radebrechen

Das Verb *radebrechen* hat laut dem «Deutschen Universalwörterbuch» von Duden aus dem Jahr 2023 heute die Bedeutung «eine fremde Sprache nur mühsam und unvollkommen sprechen». Die ursprüngliche Bedeutung des Worts, die aus dem mittelalterlichen Rechtswesen stammt, wird im «Meissner Rechtsbuch» aus dem 14. Jahrhundert drastisch beschrieben: «Der einen radebrechen wil, der schol (soll) machen ein gruben und schol im alle sin gelidmesse an bein und an armen czustossen (zerstossen, brechen), dar nach schol er yn in dez radez speichen flechten und mit einer sule (Säule) uffrichten und laszen in ligen uff dem rade, so daz man dy sule ingrabe und

uffrichte mit dem rade.» Mit dem Wort *radebrechen, radbrechen* wird seit dem 12. Jahrhundert die Strafe des Räderns bezeichnet. In den Magdeburger Rechtsbüchern aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird gesagt, wer mit Radebrechen gestraft werden soll: «Man sol radeprechenn die mörder unnd alle die den pfluoge rauben mülen kirchen kirchhöf verräter und marbürner (Mordbrenner).» Von Johann Heinrich Pestalozzi wird das Wort noch 1784 in diesem Sinn gebraucht, wenn er erläutert, wie unterschiedlich der Tod eines Bauern und eines Edelmanns geahndet wird: «Bis an unsere zeit lang kostete der tod seines bauren den edelman einen nichtigen bazen, indessen der bauer, der den edelman herdfällig machte (niederschlug), gespiesst und geradbrecht ward.»

Im 16. Jahrhundert verwenden Luther und andere Geistliche der Reformationszeit *radebrechen* im Zusammenhang mit dem geistlichen Wort und der Auslegung der Bibel im Sinne von «die Sprache malträtieren, Bibelworte falsch auslegen, sich um die Glaubenswahrheit drücken». Der evangelische Theologe Johannes Pollicarius wirft seinen katholischen Gegnern vor, dass sie die Heilige Schrift «bösslich deütten / und […] schandtlich radebrechen». Sein Glaubensbruder Cyriacus Spangenberg stösst 1564 ins gleiche Horn und behauptet, die Papisten würden zur Begründung ihrer falschen Lehre «die Schrifft mit den haaren herzu ziehen und radebrechen».

Im 17. Jahrhundert wird *radebrechen* dann auch ausserhalb des geistlichen Kontexts auf die Sprache bezogen gebraucht im Sinne von «eine (fremde) Sprache verstümmeln, nicht beherrschen». Vom dänischen Mediziner und Theologen Caspar Bartholin dem Älteren lesen wir in der deutschen Übersetzung seiner «Anathomicae Institutiones» von 1648, dass die Schüler der Wundarznei, die zu faul waren Lateinisch zu lernen, «statt der Lateinischen und Griechischen Wörter / die sie so lächerlich […] verstümmeln und Radebrechen / nur Deutsche Wörter gebrauchten / und bey ihrer Muttersprache blieben». Laut Justus Georg Schottels «Ausführlichen Arbeit von der teutschen Haubtsprache» von 1663 kann man einen «gantzen Reim verstümpelen und Radebrechen». Bei Johann Christian Hoffmann lesen wir schliesslich in seiner «Oost-Indianischen Voyage» von 1680 von einem Kapitän, der «ein wenig Niederteutsch radebrechen konnte». Hier wird das Wort ganz im heutigen Sinn verwendet.

Dr Rank finde

Im Roman «Martin Salander» von Gottfried Keller sagt der Erzähler, er wolle für die Heimat im Stillen einstehen in Zeiten, «wo es notwendig werden könnte mit einzustehen und den Rank finden zu helfen». Die Redensart *dr Rank finde* «mit etwas zurechtkommen, ein bestimmtes Problem lösen, sich zu helfen wissen» ist in den Mundarten gut belegt. Wir finden sie z. B. im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *de Rank finde* «sich zu helfen wissen», im «Baseldeutsch-Wörterbuch»: *der Rangg finde* «mit etwas zurechtkommen, fertig werden», im «Brienzerdeutschen Wörterbuch»: *de Rank finden* «eine Lösung finden, zurechtkommen» und im Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *der Rank gfindä* «eine Lösung, einen Ausweg finden, zurechtkommen». Das Duden-Buch «Redensarten» bezeichnet *den Rank finden* als schweizerisch.

Rank ist ein altes Wort mit der Bedeutung «Krümmung, Biegung, Wendung». Die Redensart meint also, dass jemand die Krümmung oder Biegung erwischt hat, die ihn von jenem Weg abbringt, der ins Unglück führt. Oder er hat einer Sache, die nicht gut stand, eine glückliche Wendung gegeben. Verwandt ist die Redensart *z Rank choo* «zurechtkommen» und moderneres *die Kurve kriegen* «etwas erreichen, schaffen, nicht scheitern».

Die Redensart *den* oder *einen Rank finden* ist bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts belegt. In einer Schrift von 1627 fragt der Jesuit Heinrich Lamparter: «Waz hat er aber jetzt da für ein ranck gefunden?» Und 1692 schreibt der Schweizer Jakob Meyer: «Er kann allwegen einen Rank finden.» Bis heute wird *den Rank finden* im Hochdeutschen vor allem in der Schweiz häufig verwendet. Im Jahr 1925 schreibt Anny Bodmer an Hermann Hesse: «Mir scheint diese Dr. Lang habe den Rank gefunden.» Und 2017 lesen wir im Buch «Machtwille und Menschenwürde» von Konrad Falke: «…auch die Kirche würde zuletzt den Rank gefunden haben…»

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Redensart *jemandem den Rang ablaufen* «jemanden übertreffen, jemandem zuvorkommen» eine Umdeutung ist. Sie hiess ursprünglich *jemandem den Rank ablaufen.* So ist sie seit dem 16. Jahrhundert belegt, z. B. in einem Text von 1628: «was du unsern Geistlichen […] für einen Ranck abgelauffen»; sie ging ursprünglich von dem Bild aus, dass jemand die Wegbiegung abschneidet und eine Abkürzung nimmt.

Ratiin, Ratiine

In einer Zürcher Quelle aus dem Jahr 1766 ist von einem Mann die Rede, der «einen blau radinen Rock» trägt, in einer aus dem Jahr 1786 von einem mit einer «blauen ratinenen Schlutte»; ein Basler trägt laut einer Quelle von 1780 «einen rateinigen Rock und schwarze Lederhosen». Vom oft blauen Rockstoff, der in der Mundart *Ratiin* oder *Ratiine* genannt wird und im Hochdeutschen *Ratin,* heisst es 1764: «In Glarus wird auch viel bewährte Ratinen gewürket und im Blauen gefärbt.»

Ratin war also im 18. Jahrhundert weit verbreitet, denn er kommt auch in Jacob Marpergers «Wohlunterrichtetem Kauffmanns-Jung» von 1717 vor. Laut diesem Buch ist es die Pflicht des Kaufmannsjungen, die Auslage auszuwechseln, um Kunden anzulocken, «bald einen reichen Seiden-Stoff / bald einen Droguet, Ratin, gold- und silberne Spitzen / Point d'Espagne, feine seidene Strümpf / oder sonst andere Galanterien» auszuhängen.

Ratin ist ein Wolltuch, das in verschiedenen Ausführungen und Qualitäten geliefert wurde. Heinrich Kessels «Technologische Terminologie» von 1864 bezeichnet Ratin als ein «ehemals gebräuchlicher tuchartiger Wollenstoff, bei welchem das nicht nach dem Strich gelegte Haar in zahllose kleine Knöpfchen oder Zöpfchen zusammengedreht war.» Es war also ziemlich wärschaftes, raues, widerstandsfähiges Zeug, das im 19. Jahrhundert bereits aus der Mode kam.

Das Wort *Ratin* ist entlehnt aus französisch *ratine* «dicker, warmer Wollstoff», das seit dem 13. Jahrhundert belegt ist. Die Bezeichnung kommt daher, dass der Stoff dem Prozess der *ratinage* unterworfen wurde, bei welchem die Oberflächenhaare zu Knöpfchen zusammengerollt wurden.

Der bei Marperger erwähnte *Droguet* ist auch ein Wollstoff, der in alten Schweizer Quellen meist *Troquett* oder *Troget* genannt wird. In einer Berner Quelle von 1788 heisst es: «Gestohlen wurde ein Kittel von Troget, sey braun.»

Rettiker

Die Bezeichnung *Rettiker* oder *de frässed Ettiker* für "Heisshunger" ist im «Schweizerischen Idiotikon» für einige Mundarten belegt. Sie hat einen interessanten Hintergrund.

Ettiker, Rettiker, Rettiger, Ettig, Ettich war ursprünglich in vielen Mundarten eine Bezeichnung für die Schwindsucht oder das Lungenfieber. Im «Idiotikon» lesen wir: «Eine Krankheit, die sich durch unnatürlichen Appetit und Fresssucht äussert. Man unterschied *de frässed Rettiker* und *de turschted Rettiker.*»

Ab dem 16. Jahrhundert überträgt man die Bezeichnung *Rettiker, Rettikum, Ettig* u. ä. von der Krankheit, die Heisshunger macht, auf den Heisshunger bzw. den Heisshungrigen. Griechisch-lateinisch heisst die Krankheit *hectica* oder *ectica.* Durch eine Lautangleichung wird aus *ectica ettica,* deshalb heisst sie auf Italienisch *febbre etica* und auf Französisch *fièvre étique.* Und aus *étique* wurde in unseren Mundarten *Ettig, Ettik, Ettiker* und *Rettiker.*

Rossmörder

Es geht hier nicht um einen Menschen, der Pferde umbringt, es geht um die *Maulwurfsgrille*, wie man sie auf Hochdeutsch nennt, oder, mit einer oberdeutschen Bezeichnung, die *Werre, Wäre.* Die Maulwurfsgrillen sind eine Familie der Heuschrecken, die etwa hundert Arten umfasst; «unsere» ist die Europäische Maulwurfsgrille, die bis fünf Zentimeter lang werden kann. Sie heisst Maulwurfsgrille, weil sie einer Grille ähnlich ist, aber zu kräftigen Grabschaufeln umgebildete Vorderbeine hat. In Carl von Linnés «Systema Naturae» von 1740 gehört die «Maulwurfs-Grille» zum Geschlecht der Grillen und wird erwähnt neben «Haus-Grille, Heuschrecke» und «Mantis». In August Johann Rösel von Rosenhofs «Insecten-Belustigung» von 1749 ist das Kapitel über die Maulwurfsgrille überschrieben mit «Der geflügelte Maul-Wurf / oder die sehr schädliche grösste Feld-Grille mit Maulwurfs-Füssen». Die deutsche Bezeichnung *Maulwurfsgrille* ist nichts anderes als die Übersetzung der wissenschaftlichen Bezeichnung *gryllotalpa,* und die von mir genannten Belege von 1740 und 1749 sind die ältesten, die ich gefunden habe.

Im Volksmund hatte das Tier viele andere Bezeichnungen, wie *Werre, Gewerre, Gschwer, Zwergel,* Wörter, die vermutlich von *schwirren* abgeleitet und schriftlich seit dem 12. Jahrhundert belegt sind, *Erdwolf, Moldwolf, Erdkrebs, Gartenkrebs, Gerstenwurm Reutwurm, Schrotwurm, Rossmarterer, Rossmörder, Rosstöter.* Die vielen Bezeichnungen deuten an, dass man sich einst intensiv mit dem Tier beschäftigte, denn es war ein gefürchteter Schädling. Noch für meinen Vater war es wohl der grösste Gartenfeind. In den «Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft» von 1868 lesen wir:

«Ein unter dem Namen Rossmörder, Gartenkrebs etc. bei uns allgemein bekanntes Thier, welches in Gärten durch Abfressen der Pflanzenwurzeln oft empfindlich schadet. Es scheint nicht nur krautige Pflanzen, sondern auch junge Bäumchen anzugreifen, wenigstens zerstörte es mir im Jahr 1845 eine nicht geringe Pflanzung einjähriger Maulbeerbäumchen.»

Ein anderer Autor ergänzt im Jahr 1880: «Sie sind im Thal in Feld und Garten ebenso gehasst wie auf den schönen Wiesen der Juragehänge; es scheint, dass ihnen die Wurzeln der Bergpflanzen so gut schmecken wie diejenigen der Setzlinge im Garten.»

Zur Bezeichnung *Rossmarterer, Rossmörder, Rosstöter* schreibt Heinrich Kämper im Buch «Die tierischen Schädlinge im Sprachgebrauch» von 1959: «Manchmal scheint das Tier im Verdacht gestanden zu haben, den Pferden ein Leid anzutun.» Vielleicht gab es Pferde, die im von Maulwurfsgrillen untergrabenen Boden einbrachen, sich ein Bein brachen und deshalb abgetan

werden mussten. Das ist eine reine Vermutung, die ich nicht belegen kann. Direkt schädlich werden konnte die Maulwurfsgrille den Pferden nicht, im Gegensatz zu den Hornissen, von denen man behauptete, sieben von ihnen töteten ein Pferd. Deshalb nannte man sie im Elsass *Rossmörder.*

rübis u stübis

Die Redensart *rübis und stübis* «alles samt und sonders, mit Stumpf und Stiel» ist zugleich eine endreimende Doppelformel wie *Lug und Trug.* Man findet sie in fast allen Schweizerdeutschen Mundarten, vom walliserdeutschen *rüibis und stüibis* bis zum appenzellerdeutschen *rüübis ond stüübis.* Ich kann, was man mir vorsetzt, *rübis u stübis ässe;* mir kann, was ich besitze, *rübis u stübis verbrönne.*

Die Redensart ist früh belegt. Wir begegnen ihr bereits in Schriften des 16. Jahrhunderts. In Niklaus Manuels Fasnachtsspiel «Der Todtenfresser» von 1523 zählt «Schaffner Thoma Onboden» den Wert von allem, was er besitzt, «Rubis und stubis / butzen und styl», zusammen. Der Pfarrer und Lexikograph Josua Maaler schreibt 1593, nach der Hochzeit seines Stiefsohns Christoph Suter: «Am Frytag und Samstag hernach habend wir unsrem Stoffel Suter all sin väterlich Hab und Gut, Huss und Hoff, Acker und Matten, Kleider und Kleinod, allen Hussplunder, summa Rübis und Stübis zugestellt.» Der Lungerner Melchior Kündig schreibt in einer Komödie von 1635: «Wann mir d's Stattleben gfallt, so will ich denn verkauffen bald rübiss und stibiss all mine Sachen.»

Auch in den Nachbarmundarten ist die Redensart belegt: im süddeutschen Alemannischen mit *rubis un schdubis* «ganz und gar», im Schwäbischen mit *rubes und stubes* «mit Stumpf und Stiel», im Elsässischen mit *rubis und dubis* oder *rubis und stubis.* Entlehnt wurde sie ins Rätoromanische, wo *rubas e strubas* «ganz und gar» meint.

Aber sie geht noch weiter nach Norden. Wir finden sie im Dänischen mit *rub og stub* «restlos alles, mit Stumpf und Stiel»; in Kopenhagen gibt es sogar ein Restaurant, das so heisst. Im Schwedischen mit *rubb å stubb* «alles zusammen» und im Norwegischen mit *rubb og stubb.* Von Skandinavien kam sie sogar ins Schottische mit *stoop and roop* oder *roup and stoup* «vollständig» und ins Englische mit *stump and rump* oder *rump and stump* «vollständig».

Bereits früh versuchte man zu erklären, woher diese Redensart kommt. Den ersten Versuch machte wohl Johann Jakob Spreng, der Autor des «Idioticon Rauracum» von 1768. Er schreibt zu «Rupis und Dupis»:

«Es scheinet eine von den Fassbindern hergenommene Gleichnissrede zu seyn, als welche an den Orten, da sie gearbeitet, und etwann alte Fässer zusammengeschlagen, bey dem Abschiede gemeiniglich Reife und Dauben oder Daugen mitzunemen pflegen. Unsere Alten wollten etwas reimen, und machten (allso) aus Reifen *Rupis,* aus Dauben aber *Dupis.*»

Sprengs Erklärung, dass aus *Reifen und Dauben* die Redensart *Rupis und Dupis* geworden ist, vermag nicht ganz zu überzeugen, weil die Form mit dem zweiten Wort *stub, stubb, subes, stübis* viel weiter verbreitet ist als diejenige ohne s, also *dubis* oder *dupis.* Das «Schweizerische Idiotikon» bringt *stübis* mit *stieben* in Verbindung, *rübis* mit der germanischen Wurzel **reub,* die sowohl zu *reiben* wie auch zu *raufen* führte. *Rübis und stübis* hiesse dann etwa «mit Fasern und

Staub». Eiselein behauptet 1841, die Redensart sei «gebildet nach rauben und stauben». Auch diese Erklärung überzeugt mich nicht.

Mir fällt auf, dass die meisten älteren Beispiele mit dem Aufrechnen von Hab und Gut zu tun haben. Auch Gotthelf braucht die Redensart noch in diesem Sinn, wenn er im Roman «Erlebnisse eines Schuldenbauers» den Ausdruck «alles Rübis und Stübis bezahlt» braucht. In diesen Kontext würde sich gut einfügen, wenn man *Rübis* mit dem jiddischen Wort *Rebbes, Rebbis* «Zins» erklären könnte, das auch im Rotwelschen weit verbreitet war. Das Reimwort *Stübis* könnte man auf die alte Münzbezeichnung *Stüber* zurückführen. Mit dem Stüber, der aus Brabant kam, wurde bereits im späten Mittelalter in der Hanse bezahlt. Er war so bekannt, dass der Ausdruck *kein Stüber* mit der Bedeutung «nichts» auch von Gottfried Keller benützt wurde: «aber in Seldwyla liess er nicht einen Stüber zurück». *Rübis und stübis* könnte dann etwa bedeuten «mit Zinsen und bis zum letzten Pfennig», also «vollständig». Bei meiner Erklärung bleiben lautliche Fragen und die kurzen skandinavischen Formen, wie *rub og stub,* ungeklärt. Also gibt *rübis und stübis* weiterhin Rätsel auf!

E Rüffu überchoo

Die Redensart *e Rüffu überchoo, einen Rüffel bekommen, kriegen* oder *davontragen* mit der Bedeutung «(scharf) zurechtgewiesen werden» ist recht jung. Sie ist schriftlich nicht vor der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert belegt. In dieser Redensart braucht man das Wort *Rüffel,* oft auch *Riffel* in einer übertragenen Bedeutung.

Ursprünglich bezeichnet *Rüffel, Riffel* ein Gerät, das man braucht, um Flachs zu bearbeiten. In einem Buch von 1794 lese ich: «Die Rüffeln sind nichts anders als eine Art eiserner Kämme.» Das «Schweizerische Idiotikon» erklärt, *Rüffle* oder *Riffle* brauche man, um «die Samenkapseln des Flachses ab[zu]streifen». «Auch muss man nicht gestatten», lautet eine Empfehlung von 1780, «dass die Arbeiter grosse Händevoll [Flachs] auf einmal nehmen, weil sie solche weder festhalten, noch behörig durch die Rüffel ziehen können». Wer Flachs durch den *Rüffel* zieht, *rüffelt* es.

Wie kommt es nun, dass so wohl *Rüffel* als auch *rüffeln* von der Flachsbearbeitung auf den Umgang mit Menschen übertragen wurden? Wenn man Flachs rüffelt, bearbeitet man ihn kräftig. Es gibt eine ganze Reihe von Redensarten mit der Bedeutung «zurechtweisen», welche von der Vorstellung «kräftig bearbeiten» ausgehen, wie z. B. *d Chappe* oder *dr Chopf wäsche, d Chappe schroote, ds Möösch putze, ds Gurli fiegge, dr Gibel chriese.* In diese Reihe gehören *e Rüffu überchoo* und das Verb *rüffle.* Beides findet man bereits im 19. Jahrhundert. In einem Text von 1868 lese ich: «[Sie] werden Ihren gehörigen Rüffel vom Herrn Regisseur erhalten und dies mit Recht», in einem von 1851, «Poppele» habe «einen tüchtigen Rüffel davongetragen». Der Schriftsteller und Journalist Levin Schücking schreibt 1855: «Willst du nicht büffeln, wird man dich rüffeln.» Verb und Redensart sind heute noch gebräuchlich. In der «Welt» vom 14. Januar 2014 lese ich: «Von einem fairen Warentest könne nicht gesprochen werden, rüffelten die Richter die öffentlich-rechtliche Stiftung ungewohnt scharf.» Die «Heidesheimer Zeitung» vom 22. April 2015 berichtet: «Bürgermeister Borrmann hatte die Öffentlichkeit in dem Ausschuss nicht zugelassen und bekam einen ‹Rüffel› von der Aufsichtsbehörde.» Der Mundartautor Traugott Vogel schrieb in einer Mundartgeschichte von 1961: «Er häd halt vorane vo der Schuelpflääg en Rüffel überchoo, wil er amigs im Schuelzimer ine wäret em Unterricht Pfyffe pröikt häd.»

i Runzifal choo

Vor kurzem las ich im Rüttihubelbad Geschichten aus «Mys Worbletal» von Karl Uetz. In diesem Buch erinnert sich Uetz an seine Kinderzeit in Stettlen, wo sein Vater von 1904 bis 1911 Dorfschmied war. Im ausgezeichneten Kapitel «Die länge Summer-Abe» erzählt Uetz, wie die Kinder spielten. Dabei sei er, der schnell wachsende, ungelenke Knabe, «no vil öppe umtütschlet oder vo de angere überrieschteret worde bim Spilmache, ha no zwylige öppe ds Surbeindli agschosse, dass mer ds Wejele isch zvorderisch gsi, oder bi süsch uf ene Wäg i Runzifal cho». Uetz braucht hier die alte Redensart *i Runzifal choo* «in Schwierigkeiten geraten». Sie ist im «Berndeutschen Wörterbuch» mit der Bemerkung «alt» aufgeführt: *i Runzifall cho, im Runzifall sy* «in einer schlimmen Klemme sein, in missliche Lage geraten». Man findet sie auch im «Brienzerdeutschen Wörterbuch»: *Runzifal* «aussichtslose Lage», *i weis nimma wie wiiter, i bin im Runzifal;* und in «Adelbodetütsch»: *i Rùnzifaal choä* «in Schwierigkeiten geraten».

Das Wort *Runzifal,* in der deutschen Sprache der frühen Neuzeit meist *Runtzenfal* oder *Ronzifal(l)* geschrieben, hat eine interessante Geschichte. Es geht zurück auf die Schlacht nahe dem baskischen Dorf Roncesvalles (französisch Roncevaux, baskisch Orreaga) in den Pyrenäen, die sich am 15. August 778 ereignete. Das fränkische Heer musste den Col de Roncevaux überqueren und war wegen der Enge des Passes gezwungen, in einer langen Reihe zu gehen. Die Basken liessen das Hauptheer passieren, schnitten dann die Nachhut vom Hauptheer ab und machten sie bis auf den letzten Mann nieder. In der «Rolandssage», welche aufgrund dieses Massakers entstand, wurde der gefallene Graf Roland, der Statthalter der Bretonischen Mark, zum populärsten Helden des Frankenreiches und zum christlichen Märtyrer, weil er mit seinem Horn das Hauptheer warnte. Im 11. Jahrhundert entstand das berühmte Epos «Chanson de Roland», das um 1100 als «Rolandslied» ins Deutsche übersetzt wurde.

Runtzenfal bezeichnete in der Folge Verschiedenes, z. B. in den Übersetzungen von Suetons Kaiserviten (1536) durch Jakob Vielfeld sowohl die Pyrenäen als auch den Apennin. In der deutschen Übersetzung der «Geschichte der Juden» von 1544 lesen wir «Pyrene montes / ist der Runtzenfall», Marcus Wagners «Auserlesenes Chronicon» von 1579 erzählt «von dem Gebirge Runtzenfal» und meint damit die Pyrenäen. Im Lied «Die Jakobsbrüder» von Pamphilus Gengenbach (ca. 1480–ca. 1525) wird der *Runtzenfal* jedoch zum Sinnbild für die irdische Mühsal, denn eine Strophe heisst:

«Wacht uff, ir Brüder überal! / wir habend ein hohen runtzenfal, / durch den wir müssend lauffen. / Das ist die Welt mit irem Gschell, / thuot unns schlahen und rauffen.»

Der Dichter Jakob Ayrer (1544–1605) nennt in seiner «Comedia von der schönen Sidea» einen Teufel *Runcifall.* Und in seiner «New vermehreten Schlesischen Chronica» von 1625 behauptet Jakob Schickfuss sogar, Rübezahl sei ursprünglich «ein geborner Frantzoss / Adelichen Geschlechtes / derer von Ronsefall».

Bereits bei Gengenbach zu Beginn des 16. Jahrhunderts erhält *Runtzenfal* also die Bedeutung «Mühsal, ausweglose Lage», welche das Wort in der Redensart *i Runzifal choo* hat. Heinrich Dübi behauptet in «Drei spätmittelalterliche Legenden» von 1907, Konrad Justinger habe in seiner «Berner Chronik» (1420–1430) das Wort *Runzifall* im Zusammenhang mit einer kriegerischen Niederlage gebraucht.

Für die Redensart finde ich ausserhalb der Schweiz keine Belege; in der Schweiz ist sie jedoch gut belegt: In einem Luzerner Spiel von 1743 sagt eine Figur: «Ich hab gschworä, seg ’s noh ä Mahl, ä so käm ih föllig in Runtzifahl.» 1901 lesen wir in der Berner Volkszeitung: «Amerika und England, zwei Grossmächte im Runzifal». Emanuel Friedli führt *i Runzifall choo* in zwei Bärndütsch-Büchern auf, nämlich in «Lützelflüh» von 1905: *Runzivall,* Klemme, verhängnisvolle Lage, und in «Ins» von 1914: *i Runzifall choo*. Hans Rudolf Balmer braucht die Redensart in einer berndeutschen Geschichte von 1958: «Wo der Häis het sölle früschi Chuchitüechli vüregäh, isch er no einisch i Runzival cho.»

Rusterholz

Einer der Herausgeber der bei Metzler erschienenen «Schweizer Literaturgeschichte» von 2007 war der Zürcher Germanist Peter Rusterholz (1934–2025). Als ich seinen Namen las, fragte ich mich, ob der Name Holz für einen besonderen Zweck oder von einem bestimmten Baum bezeichne. Ich gab ihn auf «idiotikon.ch» ein, wo er im Artikel *Ruestere* «eine seltene Ulmenart, die ein vorzügliches Wagnerholz liefert» aufgeführt ist. Verwiesen wird auf die Artikel *Ruest-* bzw. *Rüestbaum* «Rüster, Ulmus campestris», und *Ruestholz* «Rüster, Ulme». Hieronymus Bock, einer der Väter der Botanik, beschreibt die Ulme in seinem «New Kreütter Buech» von 1546 im Kapitel «Ruestholtz», das er beginnt mit den Worten: «Im Teütschen land / und sonderlich auff dem Rheinstrom ist des Ruesterholtz oder Ulmerbaum zwei geschlecht / der hoch und der breit …» Sicher belegt sind die auf den deutschen Sprachraum beschränkten Bezeichnungen für Ulme mit Rust- ab dem 13. Jahrhundert: *Rust, Rüst, Ruster, Rüster, Rustbaum, Rustenbaum, Rusterholz, Rustenholz*, seltener *Rusche, Rüsche, Ruesche*. Für die Bezeichnung gibt es keine überzeugende Etymologie, s. dazu den Artikel im «Althochdeutschen Wörterbuch» der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.

Ist man im österreichischen Weinviertel auf dem Franziskusweg unterwegs, kommt man in der Nähe von Hohenruppersdorf zu einem Platz, der «zu den sieben Rusten» heisst, was eindeutig auf sieben Ulmen zurückzuführen ist. Weil nach dem Zweiten Weltkrieg die Grenze zur Tschechoslowakei geschlossen wurde, konnten Gläubige nicht mehr nach Nikolsburg pilgern. Als Ersatz wurde die Sieben Rusten Gelöbnis-Wallfahrt eingerichtet. Auch der Ortsname Rust (Baden-Württemberg) könnte auf die Bezeichnung des Baumes zurückgehen; sicher ist das jedoch nicht.

Frühe Belege für den Familiennamen *Rusterholz* finden sich in Wädenswil, und zwar 1404 und 1549. In den vom Theologen Johann Heinrich Ott aus Wetzikon verfassten Wiedertäufer-Annalen, den «Annales Anabaptistici» von 1672, die in Basel gedruckt wurden, lese ich: «Jacob Ruesterholtz ab dem Hogarberg / nach dem er am Carfreytag 1641 zu nacht den 23. April 1641 nebend andern auss der Gefangenschafft aussgebrochen / aber gleich widrumb betretten (festgehalten) worden …» Jacob Rusterholz’ Geschichte wird erstmals erzählt im «Märtyrerspiegel» von 1660 des Niederländers Thieleman Janszoon Braght, der im Jahr 1780 auf Deutsch erschien unter dem Titel «Der Blutige Schau-Platz oder Martÿrer-Spiegel der Taufs-Gesinnten oder Wehrlosen Christen». Sie ist überschrieben mit «Jacob Rusterhel vom Hogerberg im Jahr 1639» und berichtet, dass Rusterholz nach wiederholter Gefangennahme im Zürcher Gefängnis gestorben ist.

Ruuchbroot

Ruuchbroot ist «raues Brot», weil es aus *Ruuchmääl,* d. h. «rauem Mehl», gemacht wird. Bis ins 17. Jahrhundert schrieb man ausschliesslich *rûches Brot* und *wîsses Brot.* Das *rûche* war für die einfachen Leute, das *wîsse* für die Herrenleute. So schreibt der Basler Autor Pamphilus Gengenbach in seinem «Pfaffenspiegel» von 1522, er sei «in einem armen huss, in einem pürischen hüttlin» geboren worden, habe dort «kaum mit hirss und ruchem brot den bellenden buch» sättigen können, deshalb gelüste es ihn jetzt immer nach «symmel mäl (Semmelmehl) und honig». Eine Küchenordnung des 15. Jahrhunderts mahnt: «Der pfister soll das Brot in aim wesen behalten, jetz nit ruch und noch richer (d. h. rücher), denn nit wiss und noch wisser.» *Pfister* ist eine alte Bezeichnung für «Bäcker», entlehnt aus lateinisch *pistor.* Das Brot musste also damals von gleichbleibender Qualität sein.

Bereits im 17. Jahrhundert schreibt man auch *rauches Brot.* In seiner «Helvatia sancta» schrieb der Geistliche Heinrich Murer in der Kartause Ittingen von einem Heiligen, der nur «Wasser und schwartzes rauches Brot» ass. *Rauch* heisst es, weil im Übergang zum Neuhochdeutschen aus dem langen *û,* den wir in unseren Dialekten beibehalten haben, ein *au* wurde. Aus *rauch* wurde *rauh,* in der neuen Schreibung *rau.* Das *Rauchbrot,* von dem noch in einem Text von 1898 die Rede ist, hat also nichts mit Rauch zu tun.

Sä

Erinnern Sie sich noch an das Wort *sä* oder *se*? An Dialoge wie: *Gisch mer ds Sauz übere? – Sä daa!* Und fällt Ihnen auch auf, dass man dieses früher alltägliche Wort kaum noch braucht und hört? Warum, ist es heute pfui oder angegraut?

Über *sä, se* hat es einen langen Artikel im siebten Band des «Schweizerischen Idiotikons» (idiotikon.ch). Dort lesen wir, *sä, se* sei erstens ein Ausrufewort «zur Erregung der Aufmerksamkeit» mit der Bedeutung «hee, pass uuf!» in Sätzen wie: *Sä, du Tschaupi, du trappisch mer uf d Hüennerouge* u *Sä, wo brönnts!* Oder mit der Bedeutung «la gsee, chumm» in Sätzen wie: *Sä, trink doch oo* oder *Sä, los nöijis*.

Zweitens heisst *sä, se* «*daa, nimm*» und begleitet das Geben. Wie bei *tiens* und *tenez* im Französischen gab es da auch die alte Höflichkeitsform *sänd* oder *sät. Sänd, das isch üüwers* oder *Sät, da heit dr non es Trinkgäutli*.

Diesem Wort begegnet man bereits im Gotischen, einer germanischen Sprache, die vor Hunderten von Jahren ausgestorben ist. Es ist also uralt. Bereits im Althochdeutschen lehnte man *sä, se* an das Wort *sehen* an; deshalb gibt es für *sä, se* die hochdeutsche Übersetzung *lass sehen. Sä, se* hat aber weder mit *sehen* noch mit *saisir* zu tun. Es ist ein eigenes Wort, besser gesagt: Es war ein eigenes Wort, weil wir es nicht mehr brauchen.

Sackzement

Beim Stöbern nach Kraftwörtern stiess ich im Internet auf eine Webseite, die schwarze Shirts und Hoodies anbietet, auf denen drei Wörter untereinanderstehen: «HIMMEL HERRGOTT SACKZEMENT». Daneben gibt es auch Shirts mit dem Vierzeiler «HIMMEL Herrgott SAKRAMENT Scheiss Glump verreckts». Weitere Angebote in ähnlicher Tonlage stehen zur Verfügung bis zum Neunzeiler.

Mir geht es um das Kraftwort *Sackzement*, das bis in unsere Mundarten vorgedrungen ist. In einem Theaterstück des Theaterverlags Elgg schimpft Kasperli: «Sackzimänt und tröchneti Ärbslisuppe!» Und im Theaterstück «Alles uf Chrankeschiin», Fritz Kleins Mundartversion von Ray Cooneys «It runs in the Family», ruft ein Polizist aus: «Jo Sackzemänt nomool!» Wir finden den Ausdruck auch im Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *Sack Zimänt* «Kraftausdruck statt *Sakermänt*», und im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *sackzyment* «Fluchwort». Die «Etymologie des Schwäbischen» führt das Fluchwort *Sackzement* «Sakrament» ebenfalls auf.

Sackzement ist eine Hüllform für *Sakrament*, das in Kraftausdrücken und Flüchen oft gebraucht wurde, aber eigentlich tabu war. Ältere *Sakrament*-Hüllformen in der Mundart sind *Sakermänt, Saker-* oder *Sappermoscht, Sakerlott, Sakerlänt, Sakerländer, Sakermäng, Sakermäändig* und einige andere. Wie das Beispiel zeigt, sind wir im Erfinden von Hüllformen sehr kreativ. Das zeigt sich auch an den Hüllformen für den Fluch *Gott verdamm mich,* der verhüllt immer mit *gopfer-* oder *gopfrid-* beginnt und auf vielfältige Weise endet: *gopfertooria, gopfertoori, gopferteli, gopferteckel, gopfridli, gopfridschtutz, gopfridschtüdeli, gopfriddaameweloo, gopfridschtäärnewägeli* usw.

Weil man Kraftausdrücke in unterschiedlicher Länge kombinieren kann, ist es möglich *Sackzimänt* mit anderen Ausdrücken zu verbinden zu *heimatsackzimänthingerenonemaau* oder *botzschtäärnesackzimäntabenangere* usw. Wegen der fast freien Kombinierbarkeit von Fluch- und Kraftwörtern können lange Tiraden entstehen.

Heinz Küpper behauptet in seinem «Handlichen Wörterbuch der deutschen Alltagssprache» von 1968, die Hüllform *Sackzement* sei seit dem 19. Jahrhundert in Gebrauch. Das älteste Beispiel, das ich gefunden habe, stammt aus Helmut Anthony Hatzfelds «Sprachlich-literarischen Plaudereien» von 1917. Zur Soldatensprache bemerkt er: «Statt *Sakrament* hört man hauptsächlich von Bayern *Sackel Zement* oder auch *Sack am Bändel.*» Robert Petsch ergänzt in «Spruchdichtung des Volkes» von 1938: «*Sakrament* wird zum *Sack Zement* oder *Sack im Hemd, Sapperment, Schlapperment* usw., woraus auch das einfach *Sakra* oder *Himmelsakra* wird.» Heute ist *Sack Zement nochmal* in deutschen Chatforen noch hie und da zu lesen.

Sänggerbäng

Was für schöne Wörter mit erstaunlichen Geschichten gibt oder gab es doch in unseren Mundarten! In Rudolf Suters «Baseldeutsch-Grammatik» ist *Sänngerbängg* aufgeführt, im «Schweizerischen Idiotikon» *Sänggerbäng*, für das auch nur ein Basler Beleg vorliegt. Bei Suter meint *Sänngerbängg* erstens «Handwerkszeug des herumziehenden Flickschusters», zweitens «Siebensachen, Gerümpel». Im «Idiotikon» meint *Sänggerbäng* «Gerümpel», mit dem Beispielsatz: *ich ha de ganz Sänggerbäng verkauft.* Beide geben an, dass *Sänggerbäng* aus französischem *Saint Crépin* entlehnt ist, also der Bezeichnung für den heiligen Crispinus. Wie hängt das zusammen?

Crispinus und Crispinianus waren Brüder aus gutem römischem Haus, die im 3. Jahrhundert nach Augusta Suessonium, dem heutigen Soissons, kamen, um dort zu missionieren. Sie arbeiteten als Schuster. Der Präfekt Rictiovarus nahm sie gefangen, folterte und enthauptete sie um 287. Dadurch wurden sie Märtyrer. Ihr Gedenktag ist der 25. Oktober; Gebeine von ihnen sind in Soissons und in Osnabrück, deshalb sind sie die Patrone dieser Städte. Wegen ihres Berufes sind sie aber auch Schutzheilige der Schuhmacher, Sattler und Gerber. Wandernde Flickschuster

packten ihr Werkzeug in einen Sack, den sie schulterten, und dieses Werkzeug nannten sie in Frankreich seit dem 17. Jahrhundert ihr *Saint-Crépain*. Einen Beleg dazu findet man in Johann Gottfried Haas' «Neuem Teutschen und Französischen Wörterbuch der Jugend zum Gebrauch» von 1788: *Schusterzeug oder Körbgen* «Saint Crepin». Um 1700 verallgemeinerte sich die Bedeutung von *Saint-Crépin* zu «Bagage, kleines Hab und Gut, Gerümpel», was wir in der Mundart *Wäärli* nennen würden. Einen Beleg dafür habe ich in Peter Rondeaus «Neuem Teutsch-Französischen Wörter-Buch» von 1756 gefunden. Dort ist *sein Weniges ist ihm gestohlen worden* übersetzt mit «on lui a volé tout son petit saint crépin».

Ausführlicher orientiert der «Dictionnaire universel» (1727) von Antoine Furetière. *Saint Crépin,* lesen wir dort, sei der Name des Schutzheiligen der Schuster. Dann (auf Deutsch übersetzt):

«In der Sprache von heute ist es üblich geworden zu sagen: Er trägt seinen ganzen *Saint Crépin*; damit meint man alle Werkzeuge, die ein Schustergeselle mit sich trägt, wenn er auf Wanderschaft ist und von Stadt zu Stadt Arbeit sucht bei Meistern: nämlich seinen Hammer, seine Zange, seinen Lederriemen, sein Glättholz, sein Messer, seine Schuhnadel etc. Legen Sie ihr *Saint Crépin* hierhin. Man sagt es auch im übertragenen Sinn in der niederen Sprache von einem, der seine ganze Habe mit sich trägt, oder all das, was er zum Überleben braucht. Das ist mein ganzer *Saint Crépain*. Man hat mir meinen ganzen armseligen *Saint Crépin* gestohlen.»

Dieser *Saint Crépin* hat es als *Sänggerbäng* bis ins Baseldeutsche geschafft!

Saus und Braus

Wir brauchen die endreimende Doppel- oder Zwillingsformel *Saus und Braus* heute noch oft, auch in der Redensart *in Saus und Braus leben* «ein üppiges, verschwenderisches Leben führen». Für meine Ohren klingt diese Redensart in der Mundart eher fremd, aber das «Schweizerische Idiotikon» hat Belege aus dem Aargauischen und dem Zürichbiet für *i Suus und Bruus läbe.* Im niederdeutschen Platt ist seit Jahrhunderten belegt *he lefd in sus un brus.* Der «Blick» titelt am 10. Dezember 2015: «Leben in Saus und Braus: Tyson hat eine halbe Milliarde verprasst!», und der «Bote der Urschweiz» am 7. November 2022: «Es wird gefeiert – aber nicht in Saus und Braus». In der Mundart finden wir in Otto Sutermeisters Buch «Für d'Chinderstube» von 1885 unter den Redensarten: «Suus und Bruus bringt eim um sis Huus». Verwandt ist die seit dem 19. Jahrhundert belegte deutsche Redensart *Jugend in Saus und Braus bringt im Alter Trübsal ins Haus.*

Die Wörter *Saus* und *Braus* sind abgeleitet von den Schallverben *sausen* und *brausen.* Seit dem Mittelalter werden sie mit dem Wind verbunden. Heinrich von Halberstadt schreibt in seiner Ovid-Übersetzung aus dem 13. Jahrhundert, die Winde würden losgelassen, «dâ sie mugen brûsen, / diezen (rauschen) unde sûsen». Aber auch anderer Lärm kann mit ihnen verbunden werden. Der Jesuit Jeremias Drexel beschreibt in seinem «Höllgfäncknuss» von 1639 ein Getöse, dem nichts folgt, mit den Worten: «Man maint / was im Berg sauss und prauss? / Zu letzt da laufft ein Mauss herauss.» Wir sagen ja noch heute *der Berg hat eine Maus geboren,* wenn um etwas viel Aufhebens gemacht wurde und nichts dabei herauskommt. Die ältere Form dieser Redensart lautete: *der Berg kreisste und gebar eine Maus.* Sie stammt aus der Antike, aus der «Ars poetica» von Horaz und nimmt auf Phaedrus Bezug: *Berge kreissen, aber geboren wird nur ein lächerliches Mäuslein.*

Ein freudvolles und genussreiches Leben bezeichnet zuerst das Wort *Saus* allein. Im «Diocletian» aus dem 15. Jahrhundert vernehmen wir von einer Dame: «Mit fröuden lebt si in dem sûs, den ganzen tag si froelich was.» Und in der «Mondsee-Wiener Liederhandschrift» aus derselben Zeit wird der Ausdruck «in dem sûse leben» benützt. *Im Saus leben* ist in diesen Beispielen noch nicht negativ konnotiert. Erst ab dem Ende des 16. Jahrhundert wird es vor allem von Theologen abwertend gebraucht, z. B. in einem Nürnberger Druck von «Soli Deo Gloria», in dem diejenigen getadelt werden, die «ubermessig und unordentlich im saus leben / und nichts / denn spielen / fressen / sauffen / toll und voll sein» im Kopf haben.

Saus und *Braus* finden wir seit dem 16. Jahrhundert eng verbunden. In seinem «Auserlesenen Chronicon» von 1579 schreibt Marcus Wagner über Karl den Grossen, «im Saus / im Praus man in nicht fand / darin verderbt gar manches Land». Er will damit Karl wohl als besonnen und bescheiden darstellen. Ums Essen geht es Johannes Coler im «Calendarium perpetuum» von 1591. In der Zeit des Dezembers, nachdem das Mastvieh geschlachtet ist und Fleischvorräte da sind, sagt der Landmann: «Jetzt leg ich mich in saus und braus / und schaw bisweilen zum fenster naus.» Der Bauer geniesst es, dass die Arbeit ist getan ist, die Feldarbeit ruht und genug Speise da ist. Das klingt durchaus positiv. Wieder ist es ein Geistlicher, der lutherische Pfarrer Georg Mylius, der 1605 in der Leichenpredigt für Salomon Gessner das Leben in Saus und Braus geisselt mit den Worten: «Friss / sauff / und leb in saus und praus / nach dem Todt ist es alles aus.» Auch in Daniel Wuelfers «Himmlischen Engel-Freud» von 1659 bekennt ein Schwelger: «Es wäre mit mir ewig aus / im Saus und Praus / wann ich so fortgefahren.» Und Johannes Capistranus Brinzing erzählt im «Candelabrum apocalypticum» von 1681 von einem Prasser, «welcher im Sauss und Prauss / im Wolleben und Frewden / in Gut unnd Gelt / biss über die Ohren steckte».

Die von der Kirche oft scharf geäusserten moralischen Vorbehalte gegen *Saus und Braus* und *leben in Saus und Braus* haben sich bis heute gehalten, wie wir im oben zitierten «Blick»-Titel feststellen können. Im Artikel «Die deutsche Reimliebe» im «Magazin der Kunst und Litteratur» von 1794 philosophiert der Autor:

«Saus und Braus. Nicht ganz einerley. Sausen ist mit Gezische scharf, Brausen mit Geräusche voll. Wer könnte dabey die Stimme der Vernunft, der Ueberlegung hören? Daher heisst es von einem wüsten Trunkenbolde: Er lebt in Saus und Braus. Als noch zu Jahrmarktzeiten die Aerzte auf öffentlichen Bühnen ausstanden, hörte ich öfter kräftige Mittel wider das Sausen und Brausen der Ohren anpreisen.»

Schaute, Tschaute

Im Oktober 2024 waren die Musikgruppe Kasurell und ich in Thayngen zu Gast mit unserem Programm «Im Karussell der Redensarten mit Kasurell». Nach dem Auftritt beim Nachtessen in einem Restaurant sprachen wir über Wörter und Redensarten. Da fragte mich eine ältere Frau aus der Runde: «Meine Mutter sagte oft, *da isch doch e Tschaute*, und meinte damit eine etwas einfältige, schwerfällige Frau. Kennen Sie das Wort?» Ich schüttelte den Kopf, denn mir war *Tschaute* ganz fremd. Um eine Antwort verlegen zückte ich das Handy, öffnete im Browser «idiotikon.ch» und gab *Tschaute* ein: Nichts! Da schwante mir, dass *Tschaute* eines jener Wörter sein könnte, die entweder mit *tsch-* oder *sch-* beginnen wie *tschuld/schuld, tschutte/schutte* und *Tschuep/Schuep.* Ich gab im Idiotikon *Schaute* ein und siehe da: es erschien *Schaute, Tschaute* mit den Bedeutungen «unordentliche Weibsperson» mit einem Beleg aus dem Thurgauischen,

und «gute, einfältige Weibsperson, Närrin» mit Belegen aus Basel, aus dem Aargauischen, dem Bernbiet, dem Zürichbiet, dem Schaffhausischen und dem Thurgauischen. Daneben gibt es im Idiotikon mit ähnlichen Bedeutungen noch *Schautel, Tschautel* und *Schaude(li), Tschaude(li)* sowie *Schuute, Tschutta* aus dem Wallis. Jenseits der Grenze findet man *Schaute* im Elsässischen, bei den süddeutschen Alemannen, den Vorarlberger Alemannen, den Schwaben und *Schoten* im Pfälzischen.

Das Wort ist weit verbreitet, kam aus jiddisch *Schaute, Schote* «Narr, traurige Figur mit dem Beigeschmack der Albernheit» über die Sprache der Fahrenden ins Deutsche und geht zurück auf hebräisch *Schōte* «Narr». Ursprüngliches langes *o* wurde im Westjiddischen oft zu *au,* z. B. *koscher/kauscher,* was im Berndeutschen *chouscher* ergab.

Im «Wörterbuch des Rotwelschen» ist *Schaute* seit dem 18. Jahrhundert breit belegt. Im «Jüdischen Sprach-Meister» von 1742 lesen wir: «Schaute, schote. Ein Narr. Ein meschunnener Schaute, ein seltzamer, wunderlicher Narr.» Und in Aaron Bernsteins «Vögele, der Maggid» von 1860 schimpft Reb Abbele: «Du Narr, du Schaute Du.» Gustav Adolf Seiler führt in seinem «Die Basler Mundart» von 1879 *Tschaute* auf: *dä isch e Tschaute* «er ist ein Narr». Und sogar Gotthelf schrieb in seinem erst postum veröffentlichten Roman «Der Herr Esau»: «…wir gewöhnen unsere Meitscheni nit halb so zimpfer und machen solche Tschauteli aus ihnen wie ihr.»

dr Schiidunger

Zufällig las ich im «Stammtisch-Archiv vom Juli-Dezämber 2012» des «Alemannischen Wikipedia» die Sätze: «Gsiesch de Schidunder? Sos wööri jo nöd nochefrööge.» Sie erinnerten mich daran, dass ich früher auch ab und zu *Schiidunger* statt *Ungerschiid* gesagt hatte: *Gseesch dr Schiidunger, woisch daa dr Schiidunger, i gse ke Schiidunger.* Ich fand das Wort mit den scherzhaft vertauschten Gliedern auch auf Hochdeutsch in Internet-Foren (Originalschreibungen): «Macht das einen Schiedunder», «dürfte kaum einen Schiedunder machen», «da ist der schiedunder», «das ist ein Schiedunter», «ein kleiner Schiedunter» usw.

Wie alt ist diese Vertauschung, fragte ich mich. Meine Suche führte mich zum «Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache», und zwar in die 19. Auflage von Kluge/Mitzka aus dem Jahr 1963. Dort lesen wir: «Schiedunter m. scherzhafte Verdrehung für Unterschied.» Und der älteste Beleg, den er angibt, stammt aus dem Jahr 1745. Heute ist das Wort leider aus dem Kluge verschwunden, wie der *Schidunder* auch aus dem «Zürichdeutschen Wörterbuch»; in der älteren Ausgabe von Bächtold/Stäuble war er noch drin.

Der Kluge-Beleg aus Johann Joachim Schwabes «Volleingeschancktem Tintenfässl» aus dem Jahr 1745 ist in der Fussnote auf Seite 4 und lautet:

«Under Taschen versteh ein Zeckerer, darin man nemblichen auch den Almanachum haben künt. Dan sunst wisst ich kain Schiedunter zwischen Sack und Taschen.»

Ein *Zeckerer* ist laut dem «Deutschen Wörterbuch» ein «aus Böhmen stammender handkorb, aus rohr, bast, binsen, stroh geflochten, in den grenzländern verbreitet». Das «Tintenfässl» ist ein satirisches Pamphlet, gerichtet gegen die Zürcher Aufklärer Bodmer und Breitinger. Das Wort «Schiedunter» passt also zum Stil der Satire.

Schiedunter wurde während des ganzen 19. Jahrhunderts gebraucht, erstaunlicherweise auch in durchaus ernsten Texten, so im «Publicistischen Nachweis, dass die Familie Seinsheim vom Jahre 1590 bis 1806 zu den kreisständischen, und vom Jahre 1592 bis 1806 zu den reichsständischen, fränkischen gräflichen Häusern gehörte» (1848) von Franz Simon Meixner. Dort lesen wir:

«Man sieht, dass dieser Entscheidungsgrund eigentlich derselbe ist, wie der nach Herkommen begründet gewesene des ersten Exemtions-Versuches, nur mit dem Schiedunter, dass …»

Wir finden *Schiedunter* auch in Arnold Genthes Buch «Deutsches Slang: Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten» (1892) mit der Erläuterung «scherzhafte Verdrehung von Unterschied». Im 20. Jahrhundert wird das Wort in einigen Quellen als «berlinerisch», in anderen als «studentensprachlich» bezeichnet und in eine Reihe gestellt mit anderen Wörtern, die scherzhaft verändert worden sind, wie *Tiktak* statt *Taktik, staubdumm* statt *taubstumm, schauderbar* statt *schauderhaft, hüschb* statt *hübsch, merschwütig* statt *schwermütig* und *ent- oder weder* statt *entweder oder.*

Das Wort *Unterschied* ist übrigens schon seit dem frühen Mittelalter in der deutschen Sprache; althochdeutsch *untarskeit.*

Schlitzohr

Zum Wort *Schlitzohr* «listiger, durchtriebener Mensch» schreibt das «Herkunftswörterbuch» (2001) von Duden:

«Wurde Dieben früher zur Strafe die rechte Hand abgehackt, so verfuhr man mit kleineren Betrügern weniger hart. Sie wurden durch Einschlitzen der Ohren bestraft und so gleichzeitig für jedermann gekennzeichnet.»

Der Duden-Artikel bezieht das Wort *Schlitzohr* direkt auf die Strafe des Ohrenschlitzens. Dafür gibt es jedoch keinerlei Belege, denn das Wort ist in seiner heutigen Bedeutung erst seit dem 20. Jahrhundert belegt. Der «Kluge», das etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von 2002, macht auf diesen nicht belegbaren Zusammenhang aufmerksam:

«Die Herkunft des Bildes ist unklar – das frühere Abschneiden der Ohren bei Betrügern ist sachlich nicht das Gleiche und erklärt zudem die Bedeutung nicht.»

Entgegen dieser Feststellung ist das Ohrenschlitzen als Strafe belegt, und zwar im «Deutschen Rechtswörterbuch». Der älteste von sechs Belegen ist von 1343 und stammt aus Würzburg. Wer einen falschen Eid schwört, heisst es da, und die Strafe nicht bezahlen kann, «dem wil man die zungen oder ein ore slitzen». Der letzte Beleg von 1701 ist aus der Schweiz und betrifft den Scharfrichterlohn: «zungen oder ohren zu schlitzen oder abzuhauen 10 [Pfund].»

Obwohl die Strafe des Ohrenschlitzens belegt ist, bezeichnete man die so Bestraften nie als Schlitzohren. Ein Hinweis dafür, dass das Wort jung sein muss, ist sein Fehlen im «Deutschen Wörterbuch» und im «Schweizerischen Idiotikon». Für das Wort *Schlitzohr* habe ich Ende des 19. Jahrhunderts drei Belege gefunden: In einem Buch von 1873 ist bei Defekten von Pferden

von «Schlitzohren» die Rede, in einem zweiten von 1889 von «Schlitzohren bei Hirschen», in einem dritten von 1890 vom «Schlitzohr nach Satyrart».

Im Jahr 1902 erschien von Wilhelm Müller-Amorbach das Buch «Schlitzohr. Eine Geschichte aus dem Spessart». Diese Geschichte spielt im Milieu der Mondglasmacher von Weibersbrunn, die von der Zeit um 1700 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts begehrtes Glas für Spiegel, Fensterscheiben und Kelche herstellten. Diese Mondglasmacher hatten auch den Ruf, geschickte Wilderer und Holzfrevler zu sein, was sie zu Schlitzohren, d. h. gerissenen Kerlen machte. Denn derjenige, den man auf frischer Tat ertappte, wurde erschossen. Möglich ist, dass Müller-Amorbach mit seinem Buch dazu beigetragen hat, dass das Wort *Schlitzohr* «gerissener Kerl» aus dem Spessart herausfand und heute allgemein bekannt ist. Für das Adjektiv *schlitzohrig* «gerissen» gibt es einen frühen Beleg im Roman «Konrad Pilater» (1929) von Jakob Schaffner: «Auch bin ich weder gefährlich noch *schlitzohrig*, sondern ein ehrlicher und ehrenwerter Mann.»

Schmetterlinge im Bauch

Redensarten haben manchmal ein langes, manchmal ein kurzes Leben. Sie sind mal mehr, mal weniger en vogue. *Schmetterlinge im Bauch haben* oder *fühlen* «(besonders im Zustand des Verliebtseins) sehr aufgeregt sein» steht seit Jahren hoch im Kurs, besonders wenn es um Liebe geht. In unzähligen Buchtiteln flattern die Schmetterlinge im Bauch Verliebter oder erotisch Erregter. Fabienne Louves singt im Song «Hemmigslosi Liebi» von Marc Sway und Thomas Fessler: «Spür das Chrible in mir / d'Schmätterling im Buch». «Liebi isch, wenn mer Schmätterling im Buch het», lese ich auf «swiss-german-online.com». Leonard, Leon Oak und Julia Raich singen ihre je eigenen Versionen von «Schmetterlinge im Bauch» und «Die bärigen Tiroler» «I hab Schmetterling im Bauch». Herbert Grönemeyer war dieses weichflüglige Geflatter offenbar zu sanft oder die Redensart zu abgedroschen, jedenfalls dichtete er «fühl mich leer und verbraucht / alles tut weh / hab flugzeuge in meinem bauch / kann nichts mehr essen / kann dich nicht vergessen / aber das gelingt mir noch» im Song «Flugzeuge im Bauch», der 1984 auf dem Album «4630 Bochum» erschienen ist und 1998 von Oli P. erfolgreich gecovert wurde.

Die Mundartversion *Schmätterling(en) im Buuch haa* klingt in meinen Ohren immer noch etwas fremd, denn sie existierte nicht, als ich meine berndeutsche Muttersprache erwarb. Vielleicht hätte man damals gesagt *es gramüselet mi im Buuch, wen i a se tänke* oder man wäre im Körper etwas nach oben gerutscht und hätte vom *Häärzchlopfe* gesprochen.

Schmetterlinge im Bauch haben oder *fühlen* ist eine Lehnübersetzung aus englisch *to have butterflies in one's stomach* oder *tummy.* Die frühesten deutschen Belege, die mir vorliegen, sind aus den späten 1970er-Jahren. Anja Meulenbelt braucht die Redensart in «Die Scham ist vorbei: eine persönliche Geschichte» von 1978 drei Mal. Ein Beleg lautet: «Ed wird nie den Wahnsinn erleben, die Besessenheit, Schmetterlinge im Bauch.» Der Lyriker Ralf Thenior braucht sie in einem Gedicht des Bandes «Sprechmaschine Pechmarie» von 1979: «Schmetterlinge im Bauch das Kleid (knistert) er geht sie geht wer geht jetzt da».

Die frühesten englischen Belege, beginnend in den 1920er-Jahren, haben nichts zu tun mit Verliebtheit. *Butterflies in the stomach* beschreibt ein Krankheits-, Angst- oder Schrecksymptom. In «The Oxford Medicine» von 1920 befasst sich Henry Asbury Christian mit Magenkrankheiten und zählt Symptome auf wie «burning in the epigastrium, ‹butterflies› in the stomach, quivering in the abdomen – brennen in der Magengrube, Schmetterlinge im Bauch, zittern im Unterleib».

Für die Zeit der 1940er-Jahre, in der die Redensart geläufig wird, fällt auf, dass sie oft von Psychologen verwendet wird. In den «Aviation Psychology Program Research Reports» von 1947 der US Luftwaffe wird *‹butterflies› in the stomach* in einer Tabelle aufgeführt als ein Zeichen von Angst während eines Luftkampfs. Auch «Psychiatric Experiences of the Eighth Air Force» von 1944 erwähnt «butterflies in the stomach» bei Piloten, die in den Kampf fliegen. Laut den «Proceedings of the Regional Meetings in 1948» der «Lutheran Wellfare Conference in America» werden Alkoholiker beim Ausnüchtern von «violent tremors, ‹butterflies› in the stomach, the shooting pains – heftigem Zittern, Schmetterlingen im Bauch und Schmerzschüben» gequält. Erst ab den 1960er-Jahren wird der Ausdruck *butterflies in the stomach* auch für die Beschreibung eines Gefühls gebraucht, das man beim Verliebtsein empfindet.

Schmulitzen

Am 15. März 2017 schrieb Evelyn Pschak in der «Süddeutschen Zeitung» unter dem Titel «Schmulitzen mit Dame» über einen Besuch bei Caroline de Wurstemberger in Mont-sur-Rolle, wo sie Swiss Tavolata (swisstavolata.ch) kennenlernte. Am Anfang des Artikels behauptet sie:

«Es ist ein gemütliches, ach, gemütvolles Wort: Mit ‹Schmulitz!› bekräftigt der Schweizer seinem Gegenüber die Verbrüderung, kreuzt dabei mit ihm die zum Anstossen erhobenen Weingläser in einer Armbrezelschlaufe, woraufhin beide, in untergehakter Zugeneigtheit, ein Schlückchen nehmen und so ein ‹Du› entsteht, wo eben noch das ‹Sie› die familiäre Nähe hemmte. Oder eben, trinkt man in der frankofonen Romandie, ein ‹tu›.»

Ein in Berlin lebender Bekannter machte mich auf den Artikel aufmerksam und fragte mich, ob ich das Wort *schmulitzen* kenne. Nein, antwortete ich, nie gehört, und eine Suche in einschlägigen Wörterbüchern führte ins Leere. Dann erst las ich den ganzen Artikel und merkte, dass Frau Pschak in der Romandie zu Besuch war. Da ahnte ich etwas. Seit dem 18. Jahrhundert kennt man in der deutschen Sprache, nicht nur in der Schweiz, den Ausdruck *Schmollis machen* mit der Bedeutung «Brüderschaft trinken» oder eben «Duzis machen». Dieser Ausdruck wurde von den Romands ins Französische entlehnt und übersetzt zu *faire Schmolits.* Das berichtete der Sprachwissenschaftler Ernst Tappolet bereits 1917. Heute kann man *faire Schmolitz* im französischen Wikipedia nachschlagen und lesen: «L'expression *faire Schmolitz* est un hélvetisme qui désigne un rituel au cours duquel deux personnes décident de se tutoyer – der Ausdruck *faire Schmolitz* ist ein Helvetismus der ein Ritual bezeichnet, bei dem zwei Personen entscheiden, sich zu duzen.»

Wie Frau Pschak dazukommt, vom Ausdruck *faire Schmolitz* oder *faire Schmulitz* auf ein deutsches Verb *schmulitzen* zu schliessen, das die ach so gemütvollen Schweizerlein noch gemütlicher macht, ist ihr Geheimnis. Das deutsche «Gegenstück» zu *faire Schmolitz* ist *Schmollis machen,* das in der deutschen Studentensprache entstanden ist. Heinrich Heine schrieb:

«da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken, / und mischte mir Teufelskraut in den Wein, / und hab' mit dem Tode Schmollis getrunken, / der sprach: Fiduzit, ich heisse Freund Hein!»

schmüürzele

Das Wort *schmüürzele* ist mit der Endung -*ele* abgeleitet vom Verb *schmuurze* oder *schmüürze.* Wir können in unseren Mundarten sozusagen jedes Verb mit -*ele* verkleinern: z. B. *louffe/löiffele, gränne/grännele, schaffe/schäffele* und *suuffe / süüffele. Schmüürzele* hat zwei Bedeutungen:

1. Wie das «Schweizerische Idiotikon» schreibt: «Nach Angebranntem, Verbranntem riechen, so beim Kochen, zum Beispiel wenn Speisen mit zu wenig Fett bereitet werden, von verbrannten Haaren, Knochen, Stoffen und dergleichen, von Russ, einem überheizten Ofen, einer Brandstätte.» Ich kann demnach sagen: *Was schmüürzelet esoo i dr Chuchi?* oder *Es het im ganze Taau ume gschmüürzelet, wo ds Huus isch verbrönnt*.

2. «Knausern, übermässig sparen, kargen»: Ich kann sagen: *Dä bruucht nid z schmüürzele, dä hets ja.* Der Baselbieter Dichter Jonas Breitenstein schrieb: *S Ässe guet und gwüürzt, s het dr Wirt nid gschmüürzt, nääi, er het si Sach rächt gmacht*. Ein *Schmüürzeli* ist ein Knauser, ein Geizkragen.

Das «Schweizerische Idiotikon» ist der Meinung, beide Bedeutungen könne man nur mittelbar verknüpfen. Und fährt fort: «Mit Rücksicht darauf, dass bei *schmürze* und *schmürzele* die Beziehung aufs Kochen in unsern Angaben stark hervortritt, liegt es nahe, Verallgemeinerung einer Bedeutung ‹mit Fett sparen› anzunehmen.» Weil es dort *schmüürzelet* «nach Angebranntem riecht», wo man mit Fett *schmüürzelet* «geizt», hat sich die Bedeutung von *schmüürzele* vom Riechen nach Angebranntem ausgedehnt aufs Sparen, wo es nicht nötig wäre.

Schnitzerli

Der Berner Autor Rudolf von Tavel erzählt im Hochdeutsch geschriebenen Roman «Heinz Tillmann» von 1919: «Sie griff mit beiden Händen in den Bohnenkorb und nahm der Mutter das Schnitzerli weg, um die Schoten beschneiden zu helfen.» *Schnitzerli* ist ein Mundartwort; so bezeichne ich bis heute in meiner Berndeutschen Mundart, was bei der Firma Victorinox *Gemüsemesser* oder *Rüstmesser* heisst. Das typische *Schnitzerli* hatte eine gerade Klinge von ungefähr acht Zentimetern Länge und einen Holzgriff. Mit dem *Schnitzerli* rüstet und schneidet man Gemüse oder Früchte; man macht damit auch Apfel- oder Birnenschnitze zum Kochen oder Dörren, daher die Bezeichnung. Manchmal schneidet man damit auch Brot, vor allem wenn man *Schnäfeli* macht für eine Fleischsuppe, für Apfelrösti oder Vogelheu. In einer Erzählung des Solothurner Mundartautors Josef Reinhart gibt eine Mutter einem Bettler ein *Schnitzerli* und sagt: «Sä, hilf schnitze.» Dann heisst es: «Und er het afoh Öpfel rüste.» In der Erzählung «Der Multechratz-Mürggel» in der Huus-Zytig (2008) des Dändlikerhauses im emmentalischen Ranflüh lese ich. «Mir hätti nie sälber dörfe Brot abhoue, das het der Vater gmacht mit sym abgwetzte Schnitzerli, won er gäng näbe sym Platz i der Wang ine Rigle het gsteckt gha. Mit däm Schnitzerli het er sicher tuusig u abertuusig Mal Brot für all syner Ching abghoue.»

Wir finden das Werkzeug im «Berndeutschen Wörterbuch»: *Schnitzer, Schnitzerli* «kleines Küchenmesser, Rüstmesser», im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *Schnitzer, Schnitzerli* «Küchenmesser, meist mit Holzschaft», im «Jaundeutschen Wörterbuch»: *Schnitzerli* «kleines Küchenmesser mit spitzer Klinge (meist mit Holzgriff)», im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *Schnitzerli* «kleines Rüstmesser, Küchenmesser»; im «Baselbieter Wörterbuch»: *Schnitzerli* «kleines, spitzes Rüstmesser». Das Wort war also in der Westdeutschschweiz und in der Zentralschweiz weit verbreitet. Nur im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Rudolf Suter finden wir das von *rüschte,* baseldeutsch *rischte* abgeleitete *Rischterli.*

Von Zürich an ostwärts finde ich in den mir zur Verfügung stehenden Mundartwörterbüchern nichts. Wie hiess dieses Küchenwerkzeug wohl im Zürichdeutschen und in den Mundarten der Ostschweiz?

Scholle Hanf

In einer Nummer der Zeitschrift «Nebelspalter» aus dem Jahr 1939 erzählt eine Anekdote, wie die Einquartierung von Soldaten für Schulkinder interessant war. Ein Soldat gibt einem Knaben «ein halbes Commisbrot» nach Hause mit den Worten: «So, chum du schmale Cheib, da häsch e Scholle Hanf; säg dim Alte, ere söll dr meh z'fresse gääh!» Heute ist der Ausdruck *e Scholle Hanf* nicht mehr allgemein verständlich; in einem Chat schreibt ein Teilnehmer: «Ha mol ghört, en Scholle Hanf isch es Stück Brot…!?!?». Aber wir finden ihn im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *en Schole Hamf* «ein grösseres Stück Brot» mit dem Vermerk «Soldatensprache», im «Schaffhauser Mundartwörterbuch»: *en Schole Hamf* «ein grosses Stück Brot» mit dem Vermerk, es sei eine «vom Militär stammende Wendung» und im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Rudolf Suter: *e Scholle Hamf* «ein rechtes Stück Brot» mit dem Vermerk «Schülersprache, Soldatensprache».

Der Ausdruck *e Scholle Hanf* «ein grosses Stück Brot», den bis heute viele Mundartsprecher kennen und brauchen, ist wohl aus der Soldatensprache, aber das Wort *Hanf* für «Brot» ist viel älter. Es stammt aus dem Rotwelschen, der Gaunersprache des 18. Und 19. Jahrhunderts, wo es auch *Hoef, Huft* und *Oeft* heissen kann. Das Rotwelsche kennt auch den Ausdruck *Hanf spinnen* «Brot essen» und das Wort *Hanfpflanzer* «Bäcker». Laut Hansjörg Roths «Barthel und sein Most. Rotwelsch für Anfänger» (2007) ist *Hanf* «Brot» abgeleitet von jiddisch/hebräisch *ofé* «Bäcker» und hebräisch *afá* «er hat gebacken».

Das Wort *Scholle* oder *Tscholle* hat in vielen Mundart neben der Bedeutung «Erdscholle» die Bedeutung «Klumpen, Stück, Brocken». Man kann sagen *e Scholle Schmalz, e Scholle Zugger, e Scholle Broot* oder *en wackere Tscholle Gold.*

Wie Schuppen von den Augen

Die Redensart *jemandem fällt es wie Schuppen von den Augen* «jemandem wird plötzlich etwas klar» stammt aus der Bibel. In der Apostelgeschichte wird die Bekehrung des Christenverfolgers Saulus geschildert. Der Jünger Ananias geht zu Saulus, legt ihm die Hand auf und ruft den Heiligen Geist an. «Et confestim ceciderunt ab Oculis eius, tanquam squamae, et visum recepit : et surgens baptizatus est», erzählt die lateinische Vulgata. «Und sofort fiel es von seinen Augen, wie Schuppen, und er sah wieder: und er stand auf und liess sich taufen»: so kann man das übersetzen. *Squamae* bezeichnet auf Lateinisch sowohl die Schuppen der Fische als auch der Schlangen und Echsen. Schuppen im menschlichen Haar heissen hingegen *porrīgō.*

Jemandem fällt es wie Schuppen von den Augen ist also über die Sprache der Theologen in unsere Alltagssprache gelangt. Wir begegnen ihr bereits im 14. Jahrhundert. In «Der Heiligen Leben», einer Legendensammlung, die um 1400 im Dominikanerkloster Nürnberg entstand, wird sie in Zusammenhang mit der Bestattung des heiligen Quintinianus gebraucht. Die Menschen, welche ihn forttragen wollen, bringen die immer schwerer werdende Leiche nur bis auf einen Berg und erkennen, dass er dort bestattet werden soll. «Und zuohand vielen von iren augen als die visch schuoppen. Unnd ward ir an der selben stat vil ein klares gesicht dan sy vor ye hett gehabt. – Und

sogleich fielen von ihren Augen wie Fischschuppen. Und viele sahen auf der Stelle besser als je zuvor», erzählt die Legende. In einem Plenari aus den 1470er-Jahren lesen wir, auf Saulus bezogen: «Und von stunden vielen von seinen augen als die schueppen und empfieng das gesicht wider / und stuond auff und ward getauft.»

Im 16. Jahrhundert wird die Redensart von den Schuppen und den Augen in theologischen Texten frei variiert. Der Wiener Bischof Johann Fabri schreibt um 1528 über die Luther-Anhänger: «Ich bin auch gutter hoffnung / Gott werde sein Gnad mitteilen / das die / so allso mit disser unlauttern Lutherey / wie die zu Sodoma verblent (verblendet) / widder erleucht / und die schueppen von den augen schütten (schütteln) werden.» In einer Predigt von 1570 bittet der katholische Theologe Michael Buchinger Gott, die Ungläubigen zur Einsicht zu bringen: «O Gott nimm solchen seellosen menschen die saulischen schuppen von iren augen hinweg». Der Theologe Georg Witzel, der vom lutherischen zum katholischen Glauben konvertierte, bekennt 1559: «Es seynd nu bey xxx. Jar / do mir die Saulische groben Schuppen von augen fielen, dass ich Orthodoxiam Ecclesiae Catholicae zu sehen beginnet.»

Erst im 17. Jahrhundert lösen sich die Redeweisen von den Schuppen und den Augen aus dem theologischen Kontext. Georg Philipp Harsdörffer erzählt in seinem «Grossen Schauplatz» (1651) von einer jungen Frau, die einen alten Mann heiratet: «Diese verblendte Unbedachtsamkeit wischet ihr die Schuppen von den Augen / dass sie den begangenen Fehler siehet». Im gleichen Text lesen wir: «In dem nun Ponponatz auss der Gefängniss seinen Vatter berichtet / wie es ihm ergangen / fallen dem Apponal die Schuppen von den Augen». Andreas Cless berichtet in seinen «Curiosa» von 1678, ein Offizier habe ihn aufgeklärt, die gegnerische Armee habe das für eine Belagerung notwendige Material nicht dabei, und da, gesteht er, «fielen mir erstlich die Schuppen von den Augen / dass ich sehen kunte / wo der Fehler begraben lage». Die Redensart hält sich bis heute. In der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 20. August 2013 lesen wir: «Doch manchmal fällt es einem wie Schuppen von den Augen» und in der «Preussischen Allgemeinen Zeitung» vom 8. November 2023: «Plötzlich fällt es allen wie Schuppen von den Augen.»

schüüli

Wörter mit interessanter Geschichte fliegen mir manchmal auf kuriose Weise zu. Nachdem André Perler von SRF mit einem Video über «Wörter, die aussterben» die nächste Mundartsendung angekündigt hatte, legte mir meine Frau Praxedis Kaspar einen Zettel mit dem Wort *schüüli* auf den Schreibtisch. Vor kurzem schickte mir Eva Gysel aus Wilchingen «Vo s Chäler Heiris», ein Büchlein der Mundartautorin Amalie Halter-Zollinger (1892–1985) aus *Humbrächtike.* Die beliebte Mundarterzählerin, die auf ihre Mundart achtete wie auf einen Schatz, wuchs als Tochter eines Uhrmachers auf und verbrachte ihr ganzes Leben in ihrem Elternhaus in Hombrechtikon, wo sie während vielen Jahren ein Geschäft für Lebensmittel und Gebrauchsartikel führte.

Als ich die erste Seite von «Vo s Chäler Heiris» überflog, fiel mir gleich der Ausdruck *schüüli froo* auf. Heute hört man zürich- und ostschweizerdeutsches *schüüli* sowie verwandtes berndeutsches *schüzli* im Sinn von «sehr» kaum mehr. Das rührt unter anderem auch daher, dass gerade Verstärkungswörter rasch veralten; es sind richtige Modewörter. Was einmal *schüüli, schuurig, unerchant, fescht, schuderhaft, schampaar, cheibe, choge, eländ, miliöönisch* war, ist heute *seer, (u)henne, irr, krass, mega, totaal, voll*.

Im «Homer Bärndütsch Ilias» von 1981 dichtet Walter Gfeller: «Aber Achilleus / Chunt ufbrachte cho z renne u möcht ne no schüzli gärn töde». Und in der «Schweizerischen Lehrerinnenzeitung» von 1932/33 heisst es in einem Kindergedicht: «De Maxli ist so schüli ful / Und chont gar nid vom Fleck». Wenn also ein Mundartautor aus dem Zürcher Oberland im Jahr 2020 in einem Buch mit Mundartgeschichten schreibt, «di Alti isch an Tisch ghocket und hät jòòmerli ghüület und pfnäächset und hät schüüli verbaarme ghaa mit siich», weiss der Leser und die Leserin sofort, dass da einer alten Mundart gehuldigt wird.

Das Mundartwort *schüüli* entspricht dem alten hochdeutschen Wort *scheulich,* älter *schiuhlich,* ist abgeleitet von *scheu,* älter *schiuh,* und hat die ursprüngliche Bedeutung «Scheu erregend, schrecklich, fürchterlich, hässlich». Deshalb konnte man in der alten Mundart sagen *er isch e schüüli bööse Mänsch, er hät schüüli gschraue* oder *es isch e schüüli(g)s Wätter choo.* Wie viele andere Verstärkungswörter auch – man braucht nur die oben aufgezählten durchzusehen –, hatte *schüüli* ursprünglich eine negative Bedeutung und wandelte sich dann zu einem neutralen Verstärkungswort, das nur noch «sehr» meinte. Deshalb konnte man *schüüli schöön, geern, gmögig* und *guet* sagen.

Aus altem *schiuhlich* wurde eine Verstärkungsform gebildet, nämlich *schiuhezlich, schiuzlich* und daraus entwickelte sich neuhochdeutsch *scheusslich.* Berndeutsch *schüzli* ist die Mundartform von älterem *schiuzlich*, meint also ursprünglich «scheusslich, schrecklich, grässlich». *Schüüli* und *schützli* sind daher nicht direkte Entsprechungen. *Schüüli* entspricht der alten hochdeutschen Normalform *scheulich, schüzli* der Verstärkungsform *scheusslich.*

Shitstorm

In einem Artikel der «Schaffhauser Nachrichten» vom 19. Februar 2024 berichtete Othmar von Matt darüber, welche Folgen die schriftliche Stellungnahme zur Abstimmung über die 13. AHV-Rente für Altbundesrat Adolf Ogi hatte: «Über ihn brach ein Shitstorm herein. Er erhielt eine Schachtel voll Schmähbriefe, die Hälfte in einer Tonlage unter der Gürtellinie.» Die Bezeichnung *Shitstorm* für das, was man auf Englisch auch *storm of abuse* «Sturm von Beschimpfungen, Schmähungen» nennen könnte, ist im heutigen Deutsch gang und gäbe. *Shitstorm* wurde 2012 in Deutschland zum Anglizismus des Jahres 2011 gewählt und in der Schweiz zum Schweizer Wort des Jahres 2012. Im «Grossen Fremdwörterbuch» von Duden aus dem Jahr 2000 findet man zwar *Shit* für «Scheisse» und «Haschisch», aber nicht *Shitstorm*. Dieselbe Situation finden wir in Dudens «Deutschem Universalwörterbuch» von 2001 und in Wahrigs «Deutschem Wörterbuch» von 2011 vor. Erst im dreibändigen Duden-Buch «Die deutsche Sprache» von 2014 ist *Shitstorm* aufgeführt mit der Erklärung «Sturm der Entrüstung in einem Kommunikationsmedium des Internets, der zum Teil mit beleidigenden Äusserungen einhergeht». In Dudens «Deutsches Universalwörterbuch» von 2023 ist dieser Eintrag unverändert übernommen worden. «Gablers Wirtschaftslexikon» (wirtschaftslexikon.gabler.de) definiert *Shitstorm* ebenfalls als Internetphänomen: «Ein Shitstorm ist ein Sturm der Entrüstung im virtuellen Raum, in sozialen Medien, in Blogosphären sowie in Kommentarbereichen von Onlinezeitungen und -zeitschriften. Er richtet sich gegen Personen oder Organisationen und kann die Grenze zum Cybermobbing überschreiten.» Am 4. Juli 2013 schrieb Kate Connolly im «Guardian» einen Artikel mit dem Titel «Shitstorm arrives in German dictionary».

Shitstorm ist eine Entlehnung aus dem amerikanischen Slang. Das Wort ist erstmals schriftlich belegt in Norman Mailers Roman «The Naked and the Dead» von 1948. Dort spuckt Red aus und

sagt: «I knew we been havin' it soft too long. Two to one they send us out to catch a shit-storm tonight.» *Shitstorm* meint hier «äusserst gefährliche Kampfsituation». Peter Torberg und Jürgen Bürger übersetzten Reds Warnung wie folgt: «Ich wusste es, dass wir es schon viel zu lange viel zu gut hatten. Ich wette zwei zu eins, dass die uns heute Nacht losschicken, damit uns mal so richtig die Scheisse um die Ohren fliegt.» Mit derselben auf den Kampf im Krieg bezogenen Bedeutung wird *shitstorm* verwendet in William Elbert Crawfords Roman «Give Me a Tomorrow» von 1962 – «There's gonna be a real shitstorm where we're going.» – und in Martyn Burkes Roman «Laughing War» von 1979 – «We walked into a shitstorm. Roads mined. Gooks behind every blade of grass. Ambush. Mortars.»

Aber bereits 1962 braucht Ken Kesey *Shitstorm* im allgemeineren Sinn von «verbaler Aufruhr» in seinem Roman «One Flew Over the Cuckoo's Nest»: «They finally got to arguing with each other and created such a shitstorm I lost my quarter-cent-a-pound-bonus …» Noch heute definieren englische Wörterbücher *shitstorm* viel allgemeiner als deutsche Wörterbücher. Nicht nur auf das Internet bezogen: «merriam-webster.com» definiert: «a wildly chaotic and unmanageable situation, controversy, or sequence of events», «en.wikipedia.org», auch den Sprachstil ansprechend: «a vulgar dysphemism for a chaotic and unpleasant situation», und «dictionary.com»: «a disaster, scandal, or catastrophic controversy».

Die Adjektive *chaotisch, unkontrollierbar, unangenehm* und *katastrophal* in den englischen Erklärungen zeigen, dass der *Shitstorm* keine Auseinandersetzung zwischen vernünftigen Erwachsenen im Rahmen üblicher und erträglicher Umgangsformen ist, sondern eine verbale Flut, in der vor Beschimpfungen, Schmähungen und Drohungen nicht zurückgeschreckt wird. Leider geschieht das nicht nur im virtuellen, sondern auch im reellen öffentlichen Raum. Das ist nicht erst heute so. Wo ist der aufgeklärte Geist, frage ich mich. Mir schwant, dass wir aus lauter Sorge um unser Rechthaben und unseren Eigennutz zu ihm nicht wirklich fähig sind.

Spanisch Bröötli

Laut einem Buch von 1749 macht man Spanisch Brot so: «Nimm sieben frische Eyer, zerklopfe sie wol, und thue darzu drey Viering des schönsten durchgesiebten Zuckers, rühre einen Löffel voll nach dem andern hinein, dass es ohngefähr drey Viertheil Stunde gerühret wird: Rühre ferner drey Viering des besten Meels, auch einen Löffel voll nach dem andern hinein, dass es einen glatten Taig giebt. Hiervon kanst du Plätzlein machen: Solche Plätzgen werden Löffel-Weise auf ein mit Butter geschmiertes Papier gelegt, und geschwind gebacken. Wer will, kann auch Citronen-Schalen einmischen, nach Belieben. Oder Bisam, so zuvor in einem Löffel Brandwein aufgelöset, und zerrieben worden ist.»

Spanisch Brot ist also ein Zuckergebäck, das auch mit Zitronenschalen und Bisam gewürzt sein kann. Bisam ist laut dem «Frauenzimmer-Lexicon» von 1715 eine «dunckel-graue und lieblich riechende Materie, die von einem Ost-Indianischen Thier, welches wie ein Reh aussehen soll, herkommt.» Bisam ist also Moschus, ein Stoff, der ursprünglich dem Moschusbeutel des männlichen Moschustiers entnommen wurde.

Solche oder ähnliche *Spanisch Bröötli* wurden um 1850 jeden Tag mit der Bahn von Baden nach Zürich gebracht. Deshalb sagte man der Bahn *Spanischbröötlibaan.* Sie wurde am 9. August 1847 eröffnet und kam bereits 1853 zur Nordostbahn. *Spanisch Bröötli* waren als süsse Schleckerei sehr beliebt und bereits 1701 schrieb ein Zürcher Mandat für Zunftessen vor, «dass

bei dem Voressen alle und jede Durten, Spanische Brötli und Züngli gänzlich unterlassen werden». Aber schon im 17. Jahrhundert war das Spanisch Brot bekannt, denn Jakob Christoffel von Grimmelshausen rühmt in seinem Roman «Simpizissimus»:

«Vornemblich schlugen mir die mägen von allerhand geflügel, die morcheln und die kleinen partickel vom spanischen brod trefflich wol zu, welches ich an statt dess gemeinen brods brauchte.»

Die *Spanisch Bröötli* hiessen wohl so, weil sie meistens mit Würzstoffen aus fremden Ländern hergestellt wurden. *Spanisch* meint demnach einfach «fremd, fremdartig».

Spatz

Die Vogelbezeichnung *Spatz*, belehrt uns das «Schweizerische Idiotikon», sei eine Verkleinerungsform zu *spar,* wie *Betz, Petz* zu *Bär.* In der deutschen Sprache des hohen Mittelalters hiess der Spatz vielerorts *spar.* Auf Englisch sagt man ihm noch heute *sparrow.* Der Kleriker Berthold von Regensburg (um 1210–1272) schreibt in einer seiner Predigten: «Unser sêle sint enbunden von dem stricke der jagenden als der spar ûz dem netze – unsere Seelen haben sich befreit vom Strick der Jagenden wie der Spatz aus dem Netz.» Ob Berthold wirklich einen Spatz meinte, ist nicht ganz sicher, denn Gessner sagt in seinem «Vogelbuch» von 1557: «Obgleich mit dem namen spatz alle kleine vögel genennet werden, wirt doch dadurch auch ein besunder geschlächt anzeigt und bedeüt.» Das bestätigt eine geistliche Dichtung aus dem 14. Jahrhundert, in der von «vil maniger hande konne spar – mancherlei Arten kleiner Vögel» die Rede ist. Das hielt sich bis in die jüngste Zeit. In verschiedenen alten Mundarten sagte man der Alpenbraunelle *Fluespatz* oder *Bäärgspatz,* der Grasmücke *Hagspatz,* dem Kanarienvogel *Kanaariespatz,* der Rohrammer oder dem Teichrohrsänger *Moosspatz* oder *Roorspatz*. Auf den Teichrohrsänger, der laut und fordernd singt, geht unsere Redensart *schimpfe win e Roorspatz* zurück.

Den Spatz erachtete man lange Zeit als unnütz. Nichts zeigt das so deutlich wie ein Zürcher Mandat aus dem Jahr 1539. Das besagt, die Zürcher Herren geböten, dass bis am Bartholomäustag (24. August) keine Vögel gejagt werden dürften, ausser dem «unnützen rinderstarn (Star) und den leidigen spatzen, die mag meniglich (jedermann) umbbringen, wie er kan und mag». Ich erinnere mich gut, dass noch in meiner Kinderzeit in den 1950er-Jahren meine bäuerlichen Verwandten den Spatz nicht mochten, weil er um Bauernhäuser immer in Scharen auftrat und im Garten junges Grünzeug anpickte. Sie behaupteten, er verscheuche andere Vögel, deshalb zerstörten sie Spatzennester, wo sie ihrer habhaft wurden. *Dr Spatz sött me mache z mingere. Wo Spatze sii, gits keni angere Vögeli, vor allem keni Buechfinkli u keni Meiseli.* Das war damals wohl allgemeine Bauernmeinung.

Heute sehe ich in unserem Garten, dass Spatzen am Futterhäuschen tatsächlich dominant sein können, wenn der ganze Clan einfällt. Aber Meisen, Grünfinken, Girlitze, Distelfinken, Buchfinken, Kernbeisser und Rotkehlchen holen sich ihren Teil. Und was am Boden liegt, wird gemeinsam gepickt, fast ohne Gerangel. Sogar ein Wildentenpaar fliegt seit etwa einer Woche jeden Tag ein, um Körner vom Boden zu picken. Neben diesen «Kreuzfahrtschiffen» wirken die kleinen Vögelchen, die um sie herumhüpfen, wie Winzlinge. Klar, mein junges Gartengrün muss ich vor den Spatzen schützen. Aber ich bin froh, gibt es sie noch.

Weil Spatzen oft laut tschilpen, konnte man von jemandem, der ein gutes Mundwerk hatte, sagen, *di het es Muu win e Spatz* oder *rede cha dää, win e Spatz.* Ging es einer Frau gut, hatte sie es *wi dr Spatz im Hanf* oder *wi dr Spatz im Rosmischt.* Auch von einer anderen Eigenart, die man vom Spatz auf den Menschen übertrug, erzählte schon Gessner im «Vogelbuch» von 1557:

«Der [Spatz] ist über die mass unküsch, also dass er in einer stund zwenzig malen füglet oder eins tags dreühundert mal […] Darumb hat man ein sprüchwort von unküschen leüten gemacht, da man spricht: du bist geiler dann ein spatz.»

Was überall bekannt ist, *pfiiffe d Spatze vo de Techer.* Gab man sich mit wenig zufrieden, sagte man, *besser e Spatz i dr Hang, weder e Tuben uf em Tach.* Und ein Kinderreim aus dem Appenzellischen lautete:

Müüs sind kei Ratze, Tuube sind kei Spatze, Spatze sind kei Tuube, Herre sind kei Buure.

Ein anderer aus Bülach, wenn Mädchen Buben abfertigten:

Giige giige rapse, moorn chöme d Spatze, übermoorn d Finke, alli Buebe stinke.

Spezereilade

Im «Zürcherischen Wochen-Blatt» vom 17. Juli 1837 inseriert der «Spezereiladen zur weissen Lilie an der Postgass» in Zürich. Der bekannte «Schwarzenbach» im Zürcher Oberdorf begann 1864 mit der Eröffnung eines Spezereiladens in St. Gallen. Noch in den 1950er Jahren ging meine Mutter in Spezereiläden einkaufen. Heute ist die Bezeichnung *Spezereilade* oder *Spezereilädeli* aus unserem Wortschatz verschwunden. In der *Spezerei* oder dem *Spezereilade* kaufte man Lebensmittel aller Art, wie Teigwaren, Reis, Kaffee, Zucker, Salz und Gewürze. Man bezeichnete solche Geschäfte auch als *Koloniaalwaarelade,* also mit einem Wort, das ebenfalls aus unserem Wortschatz verschwunden ist. In Frankreich ist *épicerie* hingegen heute noch in Gebrauch.

Ursprünglich war die *Spezerei* ein Gewürzladen oder eine Apotheke, denn das Wort *Spezerei* «Gewürzwaren» ist im Mittelalter aus italienisch *specierie* entlehnt worden. *Specierie* ist die Mehrzahlform zu *specieria* «Gewürzhandel», einem Wort aus dem Lateinischen des Mittelalters, das auf lateinisches *speciēs* «Art» zurückgeht. Gewürze waren eben Waren verschiedener Art. Der Gewürzhändler war ein *Spezer* oder *Spezger.* Dass man denen nicht immer trauen konnte, zeigt die überarbeitete «Landesordnung der fürstlichen Grafschaft Tirol» aus dem Jahr 1574. Dort lesen wir:

«Und nach dem auch auf die Märckt / und zu anndern zeiten des Jars / durch Kaufleut / Spetzger / Sophoyer (Savoyer) und ander Landfarer / vil verlegner (liegen gebliebener, alter) Spetzerey / in diss Lannd allenthalben gefürt / unnd der gemain Mann betrogen wirdt / Nämblich / Dass die Kaufleut / die Wurmblöcher (Wurmlöcher) der verlegnen (alten) Ingwer / mit Ziegelmel verstraichen / Ferben / Unnd sunst die gemain Spetzerey / in vil weg mischen / Fälschen / unnd betrüglich Zusätz gebrauchen / Und solche verlegne (alte) / gemischte / gefälschte und böse Waar / für guet / und in hohem Gelt verkauffen.»

Ähnlicher Machenschaften bezichtigte man die Spezer vielerorts, so auch in Freiburg i. Br. und Zürich. Früher musste man den Spezern auf die Finger schauen, heute den Nahrungsmittelmultis, dass ihre Produkte nicht zu viel gesundheitsschädigende Zusatzstoffe enthalten.

stäärnefüfi

Ende Oktober 2019 war ich in der Bibliothek Ägerital in Unterägeri zu Gast. In der Fragerunde am Schluss des Abends wurde ich gefragt, weshalb wir *sterneföifi* oder *stäärnefüfi* sagen. Weil ich darauf keine Antwort wusste und auch nach der Konsultation des «Schweizerischen Idiotikons» etwas ratlos bin, trage ich hier zusammen, was ich gefunden habe.

Eine direkte Antwort auf die Frage gibt «20Minuten» in der Ausgabe vom 16. September 2014 unter dem Titel «Was das Grosi mit dem Teufel zu tun hat». Dort wird behauptet, der Ausdruck beziehe sich auf den fünfzackigen Stern und der sei, auf die Spitze gestellt, in gewissen Kreisen ein Symbol für den Teufel. Weil man den Teufel nicht beim Namen nennen dürfe, habe man *stäärnefüfi* gesagt. Die Antwort klingt zwar hübsch, lässt sich aber nicht belegen. Nachdenklich machen muss doch die Tatsache, dass es keine alten Belege gibt für *stäärnefüfi* und dass der Ausdruck in anderen Mundarten und im Hochdeutschen nicht vorkommt, obwohl der Teufel und der fünfzackige Stern im ganzen deutschsprachigen Raum bekannt sein dürften.

Im «Schweizerischen Idiotikon» fehlt *stäärnefüfi* im Band 1 im Artikel zu *fünf* und seinen Zusammensetzungen. Man ist deshalb geneigt anzunehmen, dass es den Ausdruck Ende der 1880er-Jahre noch nicht gegeben hat. Belegt ist er im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *Stèèrneföifi,* im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *Stäärnä fyyfi*; im «Baselbieter Wörterbuch»: *stäärneföifi*; in «Innerrhoder Dialekt»: *steenefööfi* «Himmel-noch-einmal» und im «Senslerdeutschen Wörterbuch»: *stäärnefüüfi* «Ausruf des Erstaunens, Erschreckens, Unmuts».

Stäärnefüfi ist ein harmloses Kraftwort. *Stäärne* kommt laut dem Artikel zu *Stern* im 11. Band des «Idiotikons» in vielen Beteuerungs- und Fluchformeln vor, z. B. *Stäärne, Stäärne abenang(ere), botz Stäärne, Herrgott Stäärne, Stäärnecheib, Stäärnehagel, Stäärnesiech, Stäärnetonnerwätter, Stäärnetüüfel.* Mit dem Ausdruck *es Füfi* konnte man ganz Unterschiedliches bezeichnen, z. B. die Fünf-Rappen-Münze, ein Gebet, das aus fünf Vaterunser bestand, und einen einfältigen, bäurischen Menschen, verstärkt *Purefüfi, Äärdefüfi* oder *Stierefüfi.*

Unter diesen Voraussetzungen gibt es zwei Möglichkeiten *stäärnefüfi* zu verstehen. Entweder bezichtigt man sich mit dem Kraftausdruck *Stäärnefüfi* selbst im Sinne von: *i bi doch es stäärnstumms Füfi.* Oder, was viel wahrscheinlicher ist, *füfi* ist im Ausdruck *stäärnefüfi* ein Hüllwort für *Tüüfu, Hagu* oder *Tonnerwätter,* die man ja beim Schelten nicht anrufen sollte, weil das Angerufene einem schaden könnte. So versteht es auch der Autor Heinz Gallmann des «Zürichdeutschen Wörterbuchs». Er schreibt nämlich:

«Kraftausdrücke können durch *stèèrne-* gesteigert werden, es hat dann etwa die Bedeutung von ‹himmelhoch›. Flüche und Verwünschungen werden verstärkt durch Anreihung übler Wörter, sie können aber auch entschärft werden durch die Überführung des letzten Gliedes in ein braves, unverfängliches Element» – und ein solches wäre dann eben *füfi* in *stäärnefüfi.*

Stäcketööri

Erinnern Sie sich noch an das harmlose Kraftwort *Stäcketööri* und an Ausdrücke wie *Stäcketööri hingere, het mi itz dää wider geergeret* oder *botz Stäcketööri, het die dr Bling gnoo*? Ich habe es schon lange nicht mehr gehört und brauche es selber nicht mehr. Urs Zimmermann hat mich darauf aufmerksam gemacht und mich gefragt, woher es kommt.

Im Band 13 des «Schweizerischen Idiotikons» wird *Stäcketööri* als «euphemistisches Fluchwort» bezeichnet, d. h. als Fluchwort, hinter dem sich etwas verbirgt, das man in einem Fluch eigentlich nicht ansprechen sollte. Und es wird erwähnt, dass das Wort meistens «in mehrgliedrigen Formeln» vorkommt. Alle Beispiele des «Idiotikons» sind aus dem 20. Jahrhundert und aus dem Bernbiet. Ich habe selber keine älteren Beispiele gefunden; *Stäcketööri* ist also jung.

Der älteste Beleg ist von Jakob Bürki, der sich Vettergötti nannte. Über einen, der eine wichtige Nachricht vernommen hat, heisst es: «Potz Stäcketörige, da han i hingäge difig ufg'ha u bi fläts i d'Sätz, dem Äbi ga telifoniere.» Emil Balmer schreibt 1929: «Wär zum Stäcketöri chunt iez da derhär cho z'walde.» Und bei Elisabeth Müller lesen wir 1940: «Potz Stäcketöri! meint der Fankhuser Hans, die zeigt dir der Meister.»

Belegt ist auch «Stärne-Latärne-Töri» (Simon Gfeller, 1911), «Potz Stäckebärg-Töri» (Hans Zulliger, 1924) «tusige Töri» (Hans Zulliger, 1925), «Millione Stäckelatärnetöri abenangere» (Hans Zulliger, 1932), Potz Stäcke-Töri-Fane (Elisabeth Baumann-Schlachter, 1932) und anderes.

Wir sehen: Weil wir kreativ sind beim Fluchen, lassen sich mit *Tööri* viele verschiedene Kraftausdrücke konstruieren. *Stäcketööri* ist nur einer von ihnen. Das «Idiotikon» vermutet, dass hinter *Tööri* das Wort *Donner* steckt, so wie hinter *Toori* und *Tooria* auch, z. B. im Ausdruck *Tonner u Tooria. Stäcketööri* könnte aus *Stäärnetööri* spielerisch abgewandelt sein – man sagt ja auch *Stäärnstonner.* Beides sind nur Vermutungen; genau lassen sich Fluchwörter selten bestimmen.

Es het ere d Stoorze gcheert

Es het ere d Stoorze gcheert ist in meiner Mittelberner Mundart eine nicht salonfähige Art zu sagen «sie ist umgefallen» oder, im übertragenen Sinn, «sie ist gestorben». *Stoorze* ist eine grobe Bezeichnung für «Bein». Sässe einer mit den Beinen auf dem gegenüberliegenden Sitz im Bus, könnte ich ihn unhöflich anfahren: *Nimm diner Stoorzen ab em Sitz.* Mit *Stoorze* bezeichne ich normalerweise einen «Strunk», vor allem einen «Gemüsestrunk»; ein *Kohlstrunk* ist eine *Chabisstoorze.* In dieser Bedeutung ist das Wort in den Deutschschweizer Mundarten verbreitet. Wir finden es nicht nur im «Berndeutschen Wörterbuch», sondern auch im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *Stoorze, Stùùrz(e)* «Strunk von Gemüsepflanzen», im «Baseldeutsch-Wörterbuch» von Suter: *Stòòrze* «Strunk von Gemüsepflanzen». Im «Appenzeller Sprachbuch» hat *Stoorze* viele Bedeutungen: *Stòò(r)ze* «Strunk, Stumpf, Stoppeln, Bart, abgebrochener Zahnstumpf». In meiner Mundart sind *Stoppeln* eher *Stuffle* und ein abgebrochener Zahnstumpf ist eher ein *Proffu,* Auch jenseits der Grenze, im Schwäbischen und im Elsässischen, ist *Storze* noch lebendig. Wortgeschichtlich wird *Storz(en)* gedeutet als Ablautform von *Sterz* «Schwanz, herausragender Teil».

In einem Beitrag des «Musikwelle Magazins» von Radio SRF vom 7.2.2024 wird berichtet, dass am Schmutzigen Donnerstag im aargauischen Klingnau die *Räbehegel* die Kinder aus den

Schulzimmern jagen und mit *Kabisstorzen* bewerfen dürfen. Schon bei Gotthelf kommen die *Kabisstorzen* wiederholt vor. Der Roman «Käserei in der Vehfreude» von 1850 erzählt von schlecht bewirtschaftetem Boden auf einem Bauerngut: «Die Kabisstorzen wurden auf demselben nicht dicker als ein Geiselstecken …» Und im Roman «Geld und Geist» von 1844 spottet er: «Es war eine Zeit, wo fette Kühe fast nicht zu erhalten waren, und die Metzger die grösste Not hatten, denn obs Kühe gebe oder keine, darnach fragen die Stadtleute gar nicht, aber Fleisch wollen sie haben, und zwar je besser, desto lieber, ihretwegen kanns der Metzger von Zaunstecken schneiden oder aus Kabisstorzen.» Bereits 1760 rät in «Der Schweitzerischen Gesellschaft in Bern Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen» die Abhandlung «Von dem aller Orten eingerissenen Holzmangel», man könne «Stengel von Pflanzen, Farrenkraut und dergleichen abmähen», sie dörren «und zu der Feuerung nutzen», und das gehe auch mit «Krautstrünken (Kabisstorzen)».

Der Redensart *d Stoorze cheere* begegnet man in der berndeutschen Mundartliteratur. Im Roman «Heimisbach» von 1910 erzählt Simon Gfeller, wie der Schulmeister, der den Bauern beim Mähen zur Hand geht, an einem steilen Abhang mit seinen Schuhen ohne Beschläge in Schwierigkeiten gerät: «Allbott het's ne wellen ungeruse näh un ihm d'Storze chehre.» In «Wi's öppe geit!» von 1921 erzählt Carl Albert Loosli, ein Bauer habe «es Huhn g'jagt bis es isch vor en Ahte-n-use cho u d'Storze-n-obsig g'chehrt het». Ueli Gutknecht-Moser erzählt in einem Text von 2013 vom Oltigmätteler Wasserdoktor, einem Bauer und Wunderdoktor aus dem 19. Jahrhundert. Der habe einem Bauern geraten, welke Apfelbäumchen im Keller verkehrt herum einzugraben. Seien sie ganz dürr, werde auch derjenige, der sie verhext habe, «d'Storze chehre».

Strizzi

Als ich im Jahr 1954 als sieben Jahre alter Grenzwächtersohn Berndeutsch sprechender Eltern in die Region Basel kam, musste ich eine neue Mundart lernen: Baseldeutsch. Meine Spiel- und Schulkameraden verstanden mich zwar, aber mein Berndeutsch reizte sie zum Lachen. Unter anderem lernte ich verstehen, dass ein Knabe, den Erwachsene als *Strytzi* bezeichneten, ein «Schlingel, Lausejunge» oder ein «Taugenichts» war. An der Basler Fasnacht gab es einige Jahre lang einen Schnitzelbank-Sänger, der sich *Strytzi* nannte.

Kürzlich tauchte das Wort, das ich schon Jahrzehnte lang nicht mehr gehört habe, in meiner Erinnerung auf und führte zu einem Gespräch mit meiner Frau P., einer St. Gallerin, die das Wort mit der Bedeutung «Lausbub» auch kennt. Mein wortgrüblerisches Interesse begann an ihm zu schnüffeln. Im «Deutschen Wörterbuch» sehe ich, dass *Strizzi* in «Österreich und im Alemannischen vorwiegend mundartlich und in der Umgangssprache» gebraucht wird. Sein Bedeutungsumfang, der dem Pejorativen zuneigt, ist breit; es bezeichnet den «umherstreichenden Geck, Nichtstuer», im üblen Sinn den «Zuhälter, Strolch, Vagabund», abgeschwächt den «Schlingel, Lausbube». Die Wortherkunft ist ungewiss, man bringt sie in Verbindung mit dem italienischen Verb *strizzare* «auswringen, auspressen» und mit dem tschechischen Wort *strýc* «Onkel (verhüllend für Zuhälter)». Robert Sedlaczek schreibt im «Wörterbuch der Alltagssprache Österreichs» von 2011: «Das Wort hat früher in der Schreibung Strizi soviel wie Modegeck, Dandy bedeutet, später dann Lausbub, arbeitsscheuer Bursch und Zuhälter.» Wir begegnen ihm bereits im Gedicht «Stupor» (1893) des Kielers Detlev von Liliencron:

An den kleinen Tischen lachten, schwatzten,
Rauchten, was zu sitzen pflegt im Café:

Ladenschwengel und Studenten, Bummler,
Assessoren, Gecken, Dichter, Strizzi,
Kurz, der Männerwelt gemischte Karte.

Im Jahr 1878 schrieb Eduard J. Richter in «Wien wie es liebt und lebt»: «Da sitzt ein feiner Mann mit dem Monocle aus der jeunesse dorée, da der quargelduftende Greissler, dort ein Teremtete-Husar, da ein alter Spiessbürger, da eine dralle Köchin aus dem lieben Cechien, dort ein Studiosus, hier ein ‹Strizzi›, da ein flotter Hausherrnsohn usw.»

Im «Schweizerischen Idiotikon» ist die Hauptbedeutung von *Strizi* angegeben mit «Taugenichts, Tunichtgut, Vagabund»; weitere Bedeutungen sind «Zuhälter» und abgeschwächt «Schlingel». Belegt ist auch die Zusammensetzung *Grossstadtstrizi* «einer, der sich in der Stadt herumtreibt». Auch im Wörterbuch «Bairisches Deutsch» und im «Grossen Wörterbuch der Tiroler Dialekte» ist das Wort aufgeführt. Es ist, wie wir im DWDS lesen können, nicht ganz ausser Gebrauch. Am 19. März 2008 konnte man in der «Zeit» den Ausdruck «die Prolls und der Strizzi» lesen. Auch in Dudens «Deutschem Universalwörterbuch» von 2023 ist *Strizzi* noch aufgeführt mit der Bemerkung «bes. bayr. österr. ugs.»; die Deutschschweiz, wo das Wort in vielen Mundarten vorkommt, ging dabei vergessen.

Süchel

Erinnern Sie sich noch daran, dass wir in einigen Mundarten von einem durchtriebenen Lausbuben sagen konnten: *das isch e richtige Süchel.* Bereits in Franz Hallers Buch «Berndeutsche Verschen und Lieder» von 1853 finden wir es im Text «Bauen und Umwerfen». Ein Kind baut aus Bauklötzen ein Haus. Dann lesen wir: «Da chunt dr Hans, ach nei wie dumm! – / Dä Süchel wirft sys Hus ihm um / U freut si u meint no derzu, / Was Wunder är heig chönne thue.» Auch die Gotthelf-Tochter Marie Walden braucht das Wort in der Erzählung «Schuld und Unschuld» von 1884: «‹I will ne ga sueche,› sagte Anna, und sie war schon unten im Garten, als das Kindermädchen ihr zurief: ‹O syd so guet, süsch stellt is dä Süchel no öppis Ungrads a; villicht isch er im Garte.›» Andreas Neeser aus dem luzernischen Ruedertal erinnert sich an das Wort in «Nachts wird mir wetter» von 2023 im Gedicht «Alle meine Namen» im Vers «Sürmel, Söili, Süchel».

Ursprünglich bezeichnete man mit *Süchel* einen «Grobian, Bengel, Flegel, Lümmel». So braucht es Gotthelf selbst. In dem zu seinen Lebzeiten nicht publizierten Roman «Der Herr Esau» sagt die Majori: «Es ist einer ein Süchel (Grobian, Bengel) wie der andere.» Und Hans Zulliger (1893–1965), in Ittigen bei Bern Lehrer und ein bekannter Psychologe, schreibt in seinem Sagenbuch «Unghüürig» von 1924: «Vo sälbem Metzger isch dr Lärme gange, er sygi gar en usöde Süchel mit de Tierli.»

Der Form nach ist *Süchel* eine Personenbezeichnung auf *-el* wie *Büttel, Sürmel* und *Weibel.* Diese Personenbezeichnungen sind abgeleitet von Verben: *Büttel* von *biuten,* neuer *bieten,* weil er Menschen aufbietet, *Sürmel* von *sürmen* «wimmern, brummeln» und *Weibel* von althochdeutsch *weibōn* «sich hin und her bewegen». Das «Schweizerische Idiotikon» vermutet, *Süchel* gehöre zur Sippe, die sich um das Verb *süchere* gebildet hat. *Süchere* hat die Bedeutungen «sickern, langsames Austreten von Flüssigkeit», eine Wunde kann *süchere,* und «gurgeln in einem Rohr», in einer krummen Tabakpfeife kann der hineingeronnene Speichel beim Ziehen *süchere. Süchel* in der Bedeutung «durchtriebener Lausbub» wäre dann vergleichbar mit *Schnuderi*, denn das

Geräusch beim Hochziehen des Nasenschleims kann als *süchere* bezeichnet werden. Wie die ursprüngliche Bedeutung von Süchel, nämlich «Grobian, Bengel», mit *süchere* in Verbindung zu bringen wäre, erschliesst sich mir nicht.

In Betracht ziehen sollte man, meine ich, auch das Wort *Süchel* in anderen Zusammenhängen. In der älteren Sprache waren *Süchel* und *Siechel* Nebenformen von *Sichel* «kurzstieliges, gebogenes Mähwerkzeug». Johann Georg Werndle schreibt in der «Historischen Lobsbeschreibung» von 1659, die göttliche Gerechtigkeit lasse «den weltlichen Potentaten die Süchel über ihre Völcker in Händen» und Gottes «Gerechte Süchel hat vil in der Blüet der Jugendt umbgemäet». Auch der Familienname *Süchel* ist wohl aus der Bezeichnung *Süchel* «Sichelschmied» hervorgegangen. Könnte *Süchel* eine übertragene Bedeutung vom Mähwerkzeug auf einen üblen Menschen sein, der anderen schadet?

Das «Rheinische Wörterbuch» führt *Süchel* auf als verächtliche Bezeichnung für einen «kränkelnden, jämmerlichen Menschen», in übertragener Bedeutung für einen «unbeholfenen, schwachsinnigen Menschen», im «Westfälischen Wörterbuch» *Söchel* für ein «einfältiges Mädchen». Es ist abgeleitet vom Verb *sücheln* «kränkeln, dahinsiechen», das zur Sippe *siech* «krank» gehört. Im Schwäbischen ist der kränkliche Mensch ein *Socher* oder *Socker,* abgeleitet vom Verb *sochen* «kränkeln», das auch zu *siech* gehört. Es gibt dazu sogar das Sprichwort *der Socher überlebt den Pocher* «wer kränkelt, lebt oft länger als derjenige, der im Vertrauen auf seine Kräfte losstürmt». Geht unser Mundartwort *Süchel* auch auf *siech* zurück, obwohl *süchle* im «Idiotikon» nur mit der Bedeutung «sich als Süchel benehmen» belegt ist? Mir scheint das sehr wahrscheinlich, denn wir können noch heute von jemandem, der sich grobianisch benimmt, sagen, er sei krank: *das isch e chranke Siech.*

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben

Zur Herkunft der Redensart *man soll den Tag nicht vor dem Abend loben* «man soll sich nicht zu früh freuen oder einer Sache sicher sein» sagen «Das grosse Buch der Zitate und Redewendungen» (2002) und «Redewendungen» (2020), beide von Duden, gar nichts. Der «Redensarten-Index» (redensarten-index.de) weist auf Friedrich von Hagedorns (1708–1754) Gedicht «Der Zeisig» hin. Nur Lutz Röhrichs «Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten» (2003) gibt ausführlich und gut Auskunft.

Die Redensart ist interessant, weil der älteste Beleg aus dem Altisländischen des 10. oder 11. Jahrhunderts stammt, nämlich aus den «Hávamál», d. h. den auf Odin bezogenen «Sprüchen des Hohen», einem Teil der Lieder-Edda. Dort lesen wir: «At kveldi skal dag leyfa, / konu, er brennd er, mæki, er reyndr er, / mey, er gefin er, is, er yfir kemr, / öl, er drukkit er.» Das heisst: «(Erst) am Abend soll man den Tag loben, / die Frau, wenn sie verbrannt (feuerbestattet) ist, das Schwert, wenn es versucht ist, / das Mädchen, wenn es vermählt ist, das Eis, wenn man hinübergelangt ist, / das Bier, wenn es getrunken ist.»

Im Mittelalter findet man die Redensart in verschiedenen Sprachen, lateinisch z. B. im «Ysengrimus» (um 1150) des Nivardus von Gent: *Vespere laudari debet amena dies* «am Abend darf man den schönen Tag loben»; und in Walter Maps «De Nugis Curialum» (1182): *Sed vere laus in fine canitur, et vespere laudatur dies* «aber erst am Ende wird das Loblied richtig

angestimmt und am Abend der Tag gelobt». Im Altfranzösischen (14. Jahrhundert): *Au matyn hoste e au vespre loue len le jor* «am Morgen lobt man den Wirt und am Abend den Tag». Im Italienischen bei Geremia da Montagnone (um 1300): *Non laldare el di se non ven la sera* «lobe den Tag nicht, wenn der Abend noch nicht gekommen ist». Auf Deutsch finden wir sie in den «Schwabacher Sprüchen» aus dem 14. Jahrhundert: *guten tag soll man auf den abend loben,* in Johannes Aventins «Beyerischer Chronik» (um 1530): *schöne tag solt man am abend loben* und in Basilius Fabers «Thesaurus» (1571): *einen schönen tag sol man auff den abend loben.*

Die Form, in der wir die Redensart heute kennen, erhält sie erst nach und nach im 17. Jahrhundert. Heinrich Kitsch schreibt in seiner «Symbologia» (1608): *Lobe den tag nicht / vor dem Abend,* Ignatius Trauner in einer Leichenpredigt (1687): *lobe den schönen Tag nicht vor der Nacht.* Im «Fürstenbergischen Hochmuth» (1689) von Iriniphilus Nugaeserius Freymund lautet sie: *Ey wol / Herr Frantzmann / man muss den Tag nicht vor dem Abend loben.* Und Hagedorn schreibt im Gedicht «Der Zeisig» (1724): *Man muss den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben.* Erst im «Auszug aus der neusten Weltgeschichte» von 1747 hat sie ganz die Form, die wir heute meist brauchen: *Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.* So übernimmt sie Schiller dann in den «Wallenstein», wo Gordon sagt: «Und doch erinn'r ich an den alten Spruch: / Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.»

Ob die Redensart im Altisländischen oder im mittelalterlichen Latein ihren Ursprung hat, lässt sich nicht ausmachen. Die weite Verbreitung in vielen Sprachen des Mittelalters deutet auf eine frühe Überlieferung durch das Lateinische. In der Antike ist sie jedoch nicht belegt. Die Redensart ist heute noch gut bekannt. Pfarrerin Martina Hausheer-Kaufmann schreibt in «Reformiert GL» vom 18. Oktober 2023: «Vielleicht kennen sie das Sprichwort, dass man den Tag nicht vor dem Abend loben soll.» Und der «Rheintaler» titelt am 12. März 2023 abgewandelt: «Man sollte den Tag durchaus auch einmal vor dem Abend loben». Auch in der Mundart kennt man sie, z. B. *schöön Tääg söll me z Oobe loobe.*

Tampe

Beim Velofahren, wenn ich auf einem Radweg in sicherem Gelände unterwegs bin, verliere ich mich manchmal ins Nachdenken über Sprachliches. Für vertrauliches Schwatzen und Plaudern brauchte man das Wort *doorfe,* erinnere ich mich, das ich schon lange nicht mehr höre oder sage. Und plötzlich meldete sich, weit hinter *doorfe*, leise ein weiteres Wort, das ich schon Jahrzehnte nicht mehr gehört und wohl selber nie gebraucht habe: *tampe.* Sätze wie *gang hinger ds Huus, si si uf em Bänkli am Tampe* oder *är isch mer i dr Wägmüli über e Wääg glüffe, u du hei mer du no chli tampet* entfalteten sich in meinem Kopf. Ich war meiner Sache sicher und fand das Wort im «Berndeutschen Wörterbuch» und, mit recht langem Artikel, im «Idiotikon». Das «Berndeutsche Wörterbuch» gibt für *dampe, tampe* als Bedeutung «schwatzen, plaudern» an und verweist auf eine Stelle im Roman «Ring i der Chetti» (1931), der im 15. Jahrhundert spielt. Dort erklärt der Autor Rudolf von Tavel die Herkunft des Wortes so:

«Der Winter düren und wider bis i Summer ynen isch es still blibe z Spiez. Di ganzi Hushaltig isch a der Junkeregass gfüehrt worde, und d Buebe sy flyssig i d Schuel gange, in en alti verlottereti Hütte, wo me nüt meh dra gwändet het, wil si z'nach am Chor vom Münschter gstanden isch und bald het söllen abbroche wärde. Dert het me gar tuusigs guet Wältsch glehrt bim Barfüesser-Läsimeischter Jakob Damp. Dene junge Bärner isch ds Muul gschliffe worde, me het se fei nümmen umekennt. Zu sälber Zyt isch ds Dampen ufcho und bis uf e hüttige Tag im

Bruuch blibe; aber der Pater Damp würd sech bsägne, wenn er wüssti, was me hüttigstags under Dampe versteit.»

Diepold Schilling erwähnt den Franziskaner Jacob Damp, den die Berner seiner Französischkenntnisse wegen schätzten, in der «Berner Chronik 1468–1484». In einem Ablassbrief von 1481 wir erwähnt, dass der «junge, gelehrte Barfüsser-Lesmeister Jakob Damp alle Tage im Münster zur grossen Zufriedenheit der Zuhörer predigte». Doch der früheste Beleg für *dampe/tampe* ist nicht aus dem 16., sondern erst vom Ende des 18. Jahrhunderts und er meint schon damals nicht «geschliffen sprechen», er meint «auf ordinäre Weise plappern, plaudern». Berchtold Friedrich von Haller schreibt in seiner «Beschreibung der Stadt und Republik Bern» von 1794: «Von einem der sich mit alten Weibern und elendem Geschwätze unterhält, sagt man: er tampet.» Als nächstes lesen wir das Wort in Jeremias Gotthelfs Roman «Der Bauernspiegel» von 1837. Der Erzähler sagt von ungelehrten Leuten: «Je seltener sie zum Tampen Zeit haben, desto weniger können sie aufhören, wenn sie einmal sich warm geschwatzt haben.» Und Franz Josef Schild erzählt 1876 vom Raffelhans, «er tampet ’em Sebis, wie g’wändlig, vom Sühniswyb».

Das «Idiotikon» verweist von Tavels Erklärung, *dampe/tampe* gehe auf Jakob Damp zurück, ins Reich der fabulierten Volksetymologien. Diesem Urteil schliesse ich mich an, weil von der Zeit, in der Damp lebte, bis zum ersten Beleg für *dampe/tampe* mehr als dreihundert Jahre vergehen. Laut dem «Idiotikon» ist *tampe* eine nur in der Deutschschweiz gebräuchliche nasalierte Nebenform zu *tappen. Tampe* hat in einem grossen Gebiet von der Nordwestdeutschschweiz über die Innerschweiz bis ins Bündnerland auch die Bedeutungen «langsam, schwerfällig gehen» und «zögern, säumen». Der Luzerner Mundartautor Theodor Bucher (1868–1935), genannt Zyböri, brauchte das Wort wiederholt. Vom Weggang aus der Kirche schrieb er: «Alli Lüt hend si verloffe, gäg em Hirsche tampid si» und mit der Bedeutung «säumen»: «Se Betli, gang, hol öppis z’Obig! Doch tamp nid lang!» Es ist möglich, dass sich die weitgehend neutrale Bedeutung «schwatzen, plaudern» aus ursprünglicherem «sich versäumen beim Schwatzen» entwickelt hat, denn in vielen frühen Beispielen hat *tampe* eine negativ gefärbte Bedeutung. «Lisi! Fir z’dampen hein mer hit ekei Zit!», schrieb Fritz Ringgenberg aus Leissigen 1935.

trischaagge

Das Verb *trischaagge* hörte ich in meiner Kinderzeit noch oft in Sätzen wie: *Di hei dä eso trischaagget, das er nümm het gwüsst, wie lige.* Oder: *Di het ire Hung trischaagget, das er eim het tuuret.*

Trischaagge «misshandeln, übel zurichten» sagt man nicht nur im Mittelbernischen. Auch im «Simmentaler Wortschatz» findet man: *trischaagge* «plagen, misshandeln», im «Brienzerdeutschen Wörterbuch»: *trischaaggnen* «schlagen, körperlich misshandeln», in «Bödellitüütsch»: *tryschaagg(n)e* «misshandeln», im «Jaundeutschen Wörterbuch»: *tryschaage* «dreinschlagen», «dressieren», «zurechtstellen», «jemandem das Bein stellen», im «Obwaldner Mundart-Wörterbuch»: *trischaaggä* «misshandeln», im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *treschaagge, trischaagge* «zerzausen, in Unordnung bringen», «plagen, quälen, misshandeln», im «Schaffhauser Mundartwörterbuch»: *trischaagge* «verächtlich mit jemandem umgehen, plagen, quälen», «zerzausen, in Unordnung bringen» und im «Baseldeutschen Wörterbuch» von Suter: *dryyschaagge* «schlagen, verprügeln». Auch jenseits der Nordgrenze findet man es, z. B. im «Alemannischen Wörterbuch» der süddeutschen Alemannen: *trischake* «plagen, quälen, prügeln»

und in der «Etymologie des Schwäbischen»: *trischaken, drischaken* «verprügeln, durchprügeln, plagen».

Die weite Verbreitung weist darauf hin, dass das Verb auch im Hochdeutschen gebräuchlich gewesen sein könnte. In der Trat finden wir es im «Deutschen Wörterbuch» unter *drischaken.* Es hat zwei Bedeutungen: Erstens meint es, das Kartenspiel *treschak, trischak* spielen, das aus dem italienischen *(giocare i) tre sciacchi* entlehnt ist. In der «Allgemeinen Literatur-Zeitung» vom 14. Oktober 1788 lesen wir:

«*Treschaken* prügeln ist nicht von schacken, sondern von dreschen oder vielmehr dem Kartenspiel *Treschack* mit drei Königen *tre sciacchi.*»

Bereits in Franz Callenbachs «Almanach» von 1715 sagt eine Figur in einem Gespräch: «ich spielte starck Trischack», und in Christian Graf von Loewenwoldes «Der österreichischen Rechte zweyter oder politischer Theil» von 1777 wird unter den «Hazard-Spielen» das «Treschak-sincere» verboten.

Ursprünglich meinte also *trischaagge* «Trischak spielen». Die Bedeutung, welche das Verb *trischaagge* in unseren Mundarten hat, ist eine übertragene Bedeutung, die im «Deutschen Wörterbuch» mit «prügeln, durchprügeln, weil man im spiel verliert, hart durchgenommen wird» umschrieben ist. Mit dieser Bedeutung war das Verb einst vom Norden (Bremen) bis in unsere Mundarten bekannt.

Tschagrin haben

Tschagrin haben «schlechter Laune sein» ist kein Deutschschweizer Dialektausdruck. Ich habe ihn im «Grossen Wörterbuch der Tiroler Dialekte» von Hans Moser und Robert Sedlaczek gefunden, das 2020 erschienen ist. Im Vorwort schreiben die Autoren, das Wörterbuch unternehme den Versuch, «den noch bekannten und spezifisch dialektalen Wortschatz des Bundeslands Tirol (Nord- und Osttirol) und der Autonomen Provinz Bozen (Südtirol) möglichst vollständig zu erfassen». Ich habe mich in dem gut fünfhundertseitigen Werk sogleich verloren und bin erst nach längerer Zeit wieder aufgetaucht.

Dem Tiroler *Stanitzl* «Papiersack, Tüte», einem Verwandten des Bündnerdeutschen *Schgarnutz,* bin ich begegnet. Die Herkunft des Wortes ist nicht geklärt; das Tiroler Wörterbuch hält es für eine Entlehnung aus triestinisch *scartoccio* «Papiertüte», aus dem auch französisches *cartouche* «(Geschoss)hülse» entlehnt ist. Das bündnerdeutsche Wort und auch rätoromanisches *scarmuz* «Papiertüte» sind, nimmt man an, aus dem Tirolischen entlehnt. Ganz fremd klang der *Peinteloter* «Vogelscheuche», bis ich begriffen hatte, dass *Peinte* dasselbe meint wie unser *Bünt, Bünte* «eingezäuntes Stück Feld oder Garten» und der *Loter* eine «armselige, zerlumpte Gestalt» ist. Die *Kerschbuan*, wörtlich «Kirschbohne», entpuppte sich als Kirschenstein und der *Hagmoar* als «Hagmeier», Bauer, der früher für den Grundherrn die Güter beaufsichtigte. Sehr speziell ist die *Vexiarkeschtn* «Rosskastanie», deren erster Wortteil aus lateinisch *vexare* «irreführen» entlehnt ist. Sie ist also, verglichen mit der essbaren Edelkastanie, eine Scheinkastanie, die uns täuscht. Und eine *Elster* ist nicht eine *Agerschte* wie in meiner Mundart, sondern eine *Gratsch(e)* oder ein *Gratscher,* eigentlich «Krächzer», entlehnt aus italienisch *gracchiare* «krächzen».

Bei *Tschagrin haben* dachte ich sogleich an eine Entlehnung aus französisch *chagrin* «Kummer, Verdruss», was das Wörterbuch bestätigt. Weshalb sollten die Tiroler aus dem Französischen entlehnen, fragte ich mich, bis ich entdeckte, dass *tschagrin, tchagrin* «Kummer» ein verbreitetes Patoiswort war. Die französische Etymologie hält übrigens *chagrin* «Kummer, Verdruss» für abgeleitet vom Verb *chagriner,* das aus *chat* «Katze» und fränkisch *grînan* «greinen, weinen, klagen, also griine, gränne» zusammengesetzt ist. *Chagriner* meinte also ursprünglich «(laut) klagen wie eine Katze».

In der Deutschschweiz kennt man *Schagri, Schagrina* «Kummer, Verdruss» nur im Bündnerdeutschen. «D's Pfifolterli […] het kei Schagrina und kei Chlegt – der Schmetterling hat keinen Kummer und nichts zu klagen» steht z. B. in einer davoserdeutschen Übersetzung eines Hebel-Gedichts. *Schagriniere, tschagginiere, schäggeniere* «plagen, ärgern, Verdruss bereiten» kannte man hingegen vom Elsass über die Stadt Basel und das Baselbiet bis ins aargauische Fricktal. *Schagrinieren* war im alten deutschen Wortschatz ein recht verbreitetes Wort. In Jakob Michael Reinhold Lenz' Schauspiel «Die Soldaten» von 1776 sagt Mary: «Sie tat wie unsinnig mit ihm, ob nun mich zu schagrinieren, oder weil solche Mädchens gleich nicht wissen, woran sie sind wenn ein Herr von hohem Stande sich herablässt, ihnen ein freundlich Gesicht zu weisen.»

tschämele

Schon ein paarmal bin ich nach dem Wort *tschämele* gefragt worden. Bis jetzt bin ich darum herumgeschlichen wie eine Katze um den heissen Brei. Jetzt muss ich mit dem, was ich weiss, rausrücken, weil Heidi Jaberg danach gefragt hat.

Tschämele ist ein schwieriges Wort, weil es mehr als eine Bedeutung hat und weil das «Schweizerische Idiotikon» die Herkunft erklärt, ohne sie genau zu erläutern. Vorab eines: *Tschämele* kommt wie viele andere *tsch*-Wörter auch ohne anlautendes *t*- aus. Es gibt die Form *schämele* wie *schute* neben *tschute* (aus englisch *to shoot*)*, schiengge* neben *tschiengge* und *schuld* neben *tschuld.*

Berner in meinem vorgerückten Alter kennen *tschämele* mit der Bedeutung «nach Taufpaten Ausschau halten, jemanden fragen, ob er oder sie Taufpate oder Taufpatin sein will». Wir haben es nicht mehr im Alltag gehört, nur noch in der Mundartliteratur gelesen, wie etwa in einer Geschichte von Paul Eggenberg: «Los, du muesch die Wuche no ei Tag uf e Wäg und ga tschämele, und uf em Heiwäg chasch bim Pfarrer ga d Toufi agä.»

Im «Idiotikon» ist jedoch nicht das als erste Bedeutung angegeben, sondern «Masken laufen, an der Fasnacht, auch zu Neujahr, gewöhnlich verbunden mit Gabensammeln, Betteln». In der «Berner Volkszeitung» von 1909 liest man: «Durch unanständige Masken wird gar oft das Publikum arg belästigt und der damit verbundene Hausbettel, das sogenannte Tschämelen, wird nicht selten auch in verletzender Art und Weise ausgeübt.» Im Oberaargau hat *Tschämele* noch die zusätzliche Bedeutung «Kindertanz an der Fasnacht».

Weil diese mit dem Fasnachtstreiben verbundenen Bedeutungen älter sind, nimmt man an, dass *schämele, schämere, tschämele, tschämere* von *Schemen* «Maske» abgeleitet ist, zumal ein *Schämeler* oder *Tschämeler* ein «Vermummter, Verkleideter» ist und *Tschämelerii, Tschämelerei* die Bedeutung «Mummerei» hat. In einer Zeitung von 1900 ist von der «üblichen Tschämelerei», d. h. der Bettelei an der Fasnacht die Redc.

Man nimmt deshalb meines Erachtens zurecht an, dass die Bedeutung «nach Taufpaten Ausschau halten» sich von dem ursprünglich mit der Fasnacht verbundenen Bittgang, wenn die Tschämeler betteln gingen, ableitet. Derjenige, der nach einem Taufpaten Ausschau hält, macht ja auch einen Bittgang. Vor allem für arme werdende Eltern war dieser Bittgang nicht angenehm, weil der Pate oder die Patin damals noch gehalten war, dem Patenkind beizustehen, sollte den Eltern ein Unglück widerfahren oder sollten sie in Not kommen. Man musste also jemanden finden, der willig war, die Patenstelle trotz ungünstiger Voraussetzungen zu übernehmen. Vielleicht war *tschämele* ursprünglich sogar abschätzig gemeint für das dem Betteln gleichkommende Patenwerben von Armen, die fast jedes Jahr, wenn wieder ein Kind auf die Welt kam, auf Tour mussten.

Tschent

«Uu, das isch tschent», ruft Sepp, ein *Zitgeistler,* im Theaterstück «D'Ufrichti» von 1938 des Emmentalers Karl Grunder (1880–1963). Es ist der früheste «Idiotikon»-Beleg für dieses Wort, das noch in meiner Jugendzeit in den1950er- und 1960er-Jahren gang und gäbe war. Einen älteren Beleg findet man in Otto von Greyerz' Aufsatz «Das Berner Mattenenglisch und sein Ausläufer: die Berner Bubensprache» von 1919. Dort lesen wir: «*tschent* (fein, flott; englisch gent für gentleman?)». Nicht nur im Bernbiet wurde das Wort gebraucht, sondern laut «Idiotikon» auch im Glarnerland, im Urnerland, im Zürichbiet und in der Stadt Basel. *Tschent* hat drei Bedeutungen: «schön, fein, erfreulich»: *das isch e tschenti Sach,* «flott, hervorragend»: *es tschents Modi,* nur in Basel auch «grosszügig, generös»: *das isch tschent von em.* Heute hört man das Eigenschaftswort *tschent* nur noch selten.

Auf welchem Weg *tschent,* das vom «Idiotikon» «meist als Modewort (der Jungen)» bezeichnet wird, um 1900 in die Jugendsprache gelangte, ist nicht ganz klar. Das «Idiotikon» bezeichnet das kolloquiale amerikanische Englisch als Quelle, von Greyerz erachtet es als möglich, dass es von der Kurzform *gent* für *gentleman* abgeleitet ist. Ich halte eine Entlehnung aus dem Amerikanischen für wahrscheinlicher.

Das englische Wörterbuch von Webster aus dem Jahr 1974 führt ein Adjektiv *gent* mit der Bedeutung «hübsch, anmutig» auf und gibt an, es sei bereits im Mittelenglischen belegt und aus dem Altfranzösischen entlehnt. In der Tat finde ich ein mittelenglisches Gedicht, in dem von einem Feld «full of flowers gende – voll hübscher Blumen» die Rede ist. Im Altfranzösischen ist das Adjektiv *gent, gente* seit 1080 belegt mit der Bedeutung «adlig, anmutig», wohl abgeleitet von lateinisch *genitus* «geboren» im Sinn von «wohl geboren». Seit dem 16. Jahrhundert wird französisches *gent, gente* im Sinne von «anmutig, hübsch» gebraucht. Im Englischen hat das Adjektiv *gent* offenbar nur in Amerika bis ins 20. Jahrhundert überlebt, allgemein üblich ist heute *gentle*, entlehnt aus französisch *gentil*. In unsere Mundarten gekommen ist englisches *gent* vielleicht über den Wortschatz von Auswanderern, denn erst im Englischen wird aus dem weichen französischen *sch*- ein *tsch*-Anlaut.

I Tüüfus Chuchi choo

Wir sagen *da chunsch de i Tüüfus Chuchi,* wenn wir meinen, dass jemand in grosse Schwierigkeiten gerät. Das Duden-Buch «Redewendungen» erklärt zu *in Teufels Küche kommen* «grosse Unannehmlichkeiten bekommen»:

«Im Mittelalter stellte man sich die Hölle als eine Art Hexenküche, eben als eine Küche des Teufels vor, wo die Sünder über dem Feuer gebraten werden. Die Wendung heisst also eigentlich ‹in die Hölle kommen›.

Richtig ist, dass *in Teufels Küche kommen* ursprünglich meinte «in die Hölle kommen». Der Rest der Erklärung ist aus den Fingern gesogener Unsinn. Der Ausdruck *Teufels Küche* für «Hölle» geht von der Vorstellung der Rauchküche aus, in der offene Feuer brannten. Viele dieser Küchen hatten ursprünglich keinen Rauchabzug; der Rauch zog durch Tür- und Fensteröffnungen ab oder stieg durchs ganze Haus hinauf und verzog sich durch die Öffnungen zwischen den Schindeln oder Abdecksteinen der Dächer. Rauchküchen waren pechschwarz, weil Wände und Decke von Russ überzogen waren. Es waren für die Frauen und Bediensteten, die dort arbeiten mussten, derart höllische Räume, dass man sich die Hölle eben als Teufels Rauchküche vorstellte.

Der früheste Beleg, den ich für den Ausdruck *Teufels Küche* finden konnte, stammt aus dem 13. Jahrhundert; in einer lateinischen Schrift von Guillaume d'Auvergne, der Bischof von Paris war, ist von der *coquina diaboli* die Rede. Die Bezeichnungen *coquina diaboli,* später auch *culina diaboli* sind bis ins 19. Jahrhundert in der theologischen Literatur gut belegt. Es sind also theologische Bezeichnungen für die Hölle mit denen die Geistlichen ihren Schäfchen die Hölle heiss machen konnten, weil sie genau wussten, wie höllisch eine Rauchküche mit offenem Feuer sein konnte.

Bereits ab dem späten Mittelalter kommt der Ausdruck auch in der deutschen Sprache vor. Konrad von Megenberg, der Autor vom «Buch der Natur» aus dem 15. Jahrhundert, sagt von Schäfern, welche ihre Schafe im Stich lassen, wenn der Wolf kommt, – damit meint er Prediger, welche ihren Auftrag nicht erfüllen – sie seien «zuo nihtiu nütz dann in des teufels kuchein». Im «Herrlichen Mandat Jhesu» (1537) bekräftigt der Humanist Ambrosius Moibanus, «es erschrecke kein Christ / er sey fürst oder prediger / für (d. h. vor) des teufels küche oder keller». Noch 1719 erschreckt der Geistliche Johann Lorenz Helbig seine Hörerschaft in einer seiner Predigten mit der Küche des Teufels, in der Menschen «sieden und braten»:

«Es ist aber zu bedauren / dass gleichwie der Koch die junge Hüner bey dem Feuer siedet und bratet / also auch der Tod die gröste Anzahl der jungen ausgelassener Menschen in die Teuffels Küchen schickt / wo sie ewig sieden und braten.»

Im 16. und 17. Jahrhundert wird oft nicht deutlich, was *in Teufels Küche kommen* oder *geraten* meint: in die Hölle kommen oder in grosse Schwierigkeiten geraten. Ab dem Beginn des 18. Jahrhunderts gibt es deutliche Beispiele für die Redensart, wie wir sie heute verstehen. Johann Rädlein schreibt in seinem «Europäischen Sprach-Schatz» von 1711: «ins Teuffels Küche kommen / übel ankommen oder anreiten». Heute begegnen wir der Redensart noch recht oft: Daniel Jositsch und Angelika Murer schrieben 2011 einen Artikel mit dem Titel «Wenn polizeiliche Ermittler im Chatroom in Teufels Küche kommen – oder wie das Bundesgericht neue Probleme geschaffen hat». Die «Neue Zürcher Zeitung» titelt am 1. Dezember 2016 «Kirchen kommen in Teufels Küche» und das «Tagblatt» am 4. April 2022 «Stadtentwickler gerät bei der Kaserne in Teufels Küche». Auch im 3. Band des «Schweizerischen Idiotikons» von 1895 ist *i d's Tüfels Chuchi cho* bereits als Mundartausdruck aufgeführt.

überchoo

In der berndeutschen Mundart, die ich spreche, und in vielen anderen Mundarten auch, meint *überchoo* «bekommen, erhalten, kriegen». Als Kind konnte ich z. B. *es Gschänk überchoo,* was schön war, *Tätsch überchoo*, was bedeutend unangenehmer war, und *z ässen überchoo*, was ich als selbstverständlich empfand. Schmeckte es mir, konnte ich *nid gnue überchoo dervoo.* Erwachsene konnten, reizte man sie, *e schlächte Luun überchoo.* Ein Ehepaar konnte *es Ching überchoo,* eine Kuh *es Chaub überchoo* und eine Katze *Jungi überchoo.* In einigen Mundarten, z. B. im Walliserdeutschen, ist die Vorsilbe *über-* verkürzt zu *ber-*, z. B. *hie berchüscht niggs.*

Im Duden-Buch «Die deutsche Sprache» von 2014 ist diese Bedeutung von *überkommen* nicht aufgeführt. *Überkommen* meint entweder «(von Empfindungen, Gefühlen) plötzlich und mit grosser Intensität ergreifen», z. B. *Zorn überkam sie, Heimweh überkam ihn,* oder veraltend «als Erbanlage erhalten, überliefert bekommen, erben», z. B. *die Lethargie hat sie von der Mutter überkommen.*

Das «Deutsche Wörterbuch» erklärt, aus den ursprünglichen Bedeutungen «über jemanden oder etwas herabkommen» und «überfallen, überwinden» habe sich die Bedeutung «in die Gewalt bekommen» entwickelt, dann «überhaupt: erlangen, erwerben, erhalten, empfangen, seit dem 14. Jahrhundert allgemein». Adelung behauptet in seinem Wörterbuch aus dem 18. Jahrhundert, diese Bedeutung von *überkommen* fange im Hochdeutschen an zu veralten. Akzeptieren wir diese Erklärungen, sehen wir, dass das Wort *überkommen* mit der Bedeutung «bekommen, erhalten, kriegen» im späten Mittelalter in der ganzen deutschen Sprache verbreitet war und dass es ab dem 18. Jahrhundert im Hochdeutschen zu veralten begann. Alte Belege finden wir z. B. in Franciscus Caccias Buch «Lebensthat» von 1692, in dem von einem Kind die Rede ist, das «wiederumb die alte ungestalte Farb überkommen». Oder in Johann Sigismund Wurffbains «Der Vierzehen Jährige Ost-Indianische Krieg» von 1682, in dem Schiffsreisende auf einer Insel fragen, «ob sie vielleicht einige Erfrischungen daselbsten überkommen könnten».

Heute ist *überkommen* mit der Bedeutung «bekommen, erhalten, kriegen» aus dem Hochdeutschen verschwunden und nur noch in Mundarten lebendig, nicht nur in der Schweiz, sondern z. B. auch im Elsässischen *iwerkumme* und im süddeutschen Alemannischen *iberkumme* oder *iberkuu.*

übersüünig

Heute, am 23. Mai, beim Duschen nach dem Radfahren – ich geriet in einen Regenschauer, der mich bis auf die Haut durchnässte –, kam mir das alte Mundartwort *übersüünig* in den Sinn. Ich höre in der Erinnerung meine Mutter tadelnd sagen: *tue nid eso übersüünig,* weil ich zu ausgelassen herumtobe. Vielleicht hätte sie auch mein Radfahren als *übersüünig* taxiert; ich wusste ja, dass es regnen würde, dachte jedoch, noch trocken nach Hause zu kommen, wenn ich nur früh genug losfuhr.

Ich brauche das Wort *übersüünig* «übermütig, ausgelassen», aber auch «überspannt, hochmütig» schon lange nicht mehr. In Schaffhausen, wo ich seit zwei Jahrzehnten lebe, sagt man *überstellig*; auch meine Frau, eine St. Gallerin, sagt so. Ich höre *übersüünig* auch im Bernbiet nicht mehr.

Man findet *übersäunig* auch in der alten Schriftsprache, denn in einem Text aus dem Jahr 1777 lesen wir: «Fast keine Art Leute […] sind so kurzsichtig, übersäunig, wie wir in Zürich zu sagen pflegen, als die Gelehrten.» Der Wortteil *-süünig* hat offensichtlich ursprünglich mit «sehen» zu

tun. Das ist richtig! In meiner Kinderzeit sagten alte Bauersleute noch *Gsüün* für «Gesicht». *Mach nid eson es Gsüün* oder *em Gsüün naa isch er e Moser. Gsüün* ist im Althochdeutschen des frühen Mittelalters belegt als *gasiuni* (*iu* muss als *ü* gelesen werden) und im Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters als *gesiune* mit der Bedeutung «Gesicht, Sehkraft». Es ist verwandt mit gotisch *siuns* «Gesicht» und altsächsisch *siun* «Auge, Gesicht». Beide Wörter, *Gesicht* und *Gsüün,* sind also abgeleitet von *sehen*; nur ist *Gsüün* bis auf Reste im Mittelbernischen und in der Mundart des Entlebuchs aus der deutschen Sprache verschwunden. Mit *Gsüün* verwandt sind *süünig* und *übersüünig:*

Das Adjektiv *süünig* hat zwei Bedeutungen: Einmal meint es «ein ausdrucksstarkes oder hübsches Gesicht haben», z. B. im Ausdruck *es süünigs Meitschi* «ein hübsches Mädchen». Dann meint es auch «launisch, eigensinnig sein», z. B. von Kühen: *es süünigs Chueli.*

Das Wort *übersüünig* hat neben «übermütig, ausgelassen, hochmütig» noch andere Bedeutungen, die näher bei *sehen* liegen, nämlich: 1) «schlecht sehend, schielend»: *bisch übersüünig, dass d daas nüd gseesch.* 2) «alles übersehend, täppisch»: *dä üübersüünig Käärli gseet d Aarbet nit.* 3) «übel gelaunt, sauertöpfisch»: *er isch en üübersüünige Hund.* 4) «überspannt, exzentrisch»: *si het sich uf en üübersüünegi Aart binoo.*

Aus dem Adjektiv *übersüünig* ist das Substantiv *Übersüünigi* «Übermut, Anmassung» abgeleitet»: «Es dünkt mich, d' Übersünigi sollte dir afe vergangen sein, es wäre Zeit», sagt Bethi zu Felix im Roman «Die Käserei in der Vehfreude» von Jeremias Gotthelf.

Unfassbar

«Es bedeutet für mich unfassbar viel», sagt der Fussballer Ilkay Gündogan zu seiner Rolle als Kapitän der deutschen Nationalmannschaft laut «Kicker» vom 13. Juni 2024. «Er ist ein unfassbar guter Trainer», äussert sich BVB-Kapitän Can zum Trainer Nuri Sahin im «Kölner Stadt-Anzeiger» vom 16. Juni 2024. Der Fussballer Julian Kügel erklärt auf «transfermarkt.ch», dass er mit dem FC Ingolstadt «unfassbar viel erlebt» hat. Und in der ARD-Expertenrunde, die am 20. Juni 2024 das Spiel Italien-Spanien diskutiert hat, ist das Wort *unfassbar* oft vorgekommen. Nicht nur im Sport erobert *unfassbar* in Deutschland das Terrain der Verstärkungswörter mit grosser Geschwindigkeit, auch im Showgeschäft, in Diskussionen und Talks ist es nicht mehr zu überhören. In der Deutschschweiz und in Österreich scheint es noch nicht in aller Munde zu sein. *Unfassbar* ist sicher ein Kandidat für das Wort des Jahres 2024.

Die Grundbedeutungen von *unfassbar* sind nach dem Duden -«Universal-Wörterbuch» von 2023 «dem Verstand nicht zugänglich; sich nicht begreifen, verstehen lassend» und «das normale Mass übersteigend, so dass man es nicht, kaum wiedergeben kann, unglaublich». Es ist nicht sehr alt; der älteste Beleg, der mir vorliegt, ist aus einem philosophischen Werk aus dem Jahr 1786. Im modischen Gebrauch ist *unfassbar* ein reines Verstärkungswort und ersetzt einfacheres *sehr.* Weil wir in der Alltagssprache gerne etwas als besonders auszeichnen und betonen, wie sehr es auf uns gewirkt oder uns bewegt hat, reicht *sehr* nicht mehr und wir ersetzen es durch wirkungsvollere Verstärkungswörter, die in der Regel auffällig zeitgebunden sind. Im Berndeutsch meiner Eltern, beide in den 1910er-Jahren geboren, brauchte man gern die Verstärkungswörter *cheibe, unerchant, schampaar* oder *uschaflig.* Das Negative, das solchen Wörtern anhaften kann, wie *cheibe* abgeleitet von *Cheib* «Aas», *schampaar* «schandbar» oder *uschaflig* «ungestalt, schrecklich», verliert sich, wenn man sie im positiven Sinn als reine

Verstärkungswörter braucht. Etwas kann *uschaflig wee tue* «schrecklich schmerzen», aber auch *uschaflig schöön sii* «sehr schön sein». Ein Essen kann *schampaar guet sii* «sehr gut schmecken» und eine Musik uns *schampaar gfauue* «sehr gefallen».

Heute sind diese Verstärkungswörter bei Jüngeren und Jungen ganz aus der Mode. Sie brauchen als Verstärkungswörter, die *sehr* ersetzen, eher *mega,* seltener *giga, (u)henne, voll,* oder dann englisches *sick* oder *mad.* Beliebt ist seit langem und bis heute *(u)huere,* das jedoch als unfein gilt.

Die rasche, medial unterstützte Verbreitung des Verstärkungsworts *unfassbar* ist nichts Einmaliges. Mit *unfassbar* eckt man nicht an und es erfüllt seine Funktion, *sehr* zu ersetzen, insofern gut, als es etwas als so gut oder schön darstellt, dass wir es mit unserem Geist nicht zu erfassen vermögen, obwohl es eben nur *sehr* gut oder schön, also von hoher Qualität ist. Wäre wirklich alles unfassbar, was als unfassbar qualifiziert wird, könnten wir fast nichts mehr geistig fassen und wären in einem Zustand andauernder Überforderung. Vielleicht sind wir das!

Unkraut

Die Bezeichnung *Unkraut* mag ich nicht. Sie hat dieselbe Vorsilbe wie *Ungeziefer* «tierische Schädlinge», *Untier* «böses, gefährliches Tier», *Unmensch* «böser, gefährlicher Mensch», *Unrat* ursprünglich «schlechter Rat», heute «Weggeworfenes», *Unding* «Übel, Unrecht», in der Wendung *ein Unding sein* «völlig unangebracht, unpassend sein». Alle diese Wörter – und es gibt noch viele mehr – bezeichnen Dinge, die dem Menschen nicht nützen und ihm je nach Sachverhalt auch schädlich oder gefährlich sein können. Sie teilen die Welt in zwei Hälften, eine, die dem Menschen genehm, und eine, die ihm nicht genehm ist. Ob die mit *Un-* bezeichneten Dinge in anderen Zusammenhängen wichtige Funktionen wahrnehmen, wird nicht in den Blick genommen. Die beiden österreichischen Biologen Ludwig von Bertalanffy und Fritz Gessner schreiben zur Bezeichnung *Unkraut* in ihrem «Handbuch der Biologie» von 1942:

«Der Begriff Unkraut ist unbiologisch; er zerreisst die gegebenen Zusammenhänge in der Natur und stellt eine scheinbare, unechte Nützlichkeitsbetrachtung, eine mechanistisch-kapitalistische Haltung an die Stelle biologischer Möglichkeiten und gegenseitiger Beeinflussung. Keine Pflanze ist allein für sich in der Natur.»

Nähmen wir bei der Beurteilung von Kräutern die ganze Lebenswelt in den Blick, sähen wir, dass *Unkräuter* für andere Pflanzen und Tiere wichtig sein können. *Unkraut* ist deshalb ein Unwort aus dem Wörterbuch des Menschen, der sich anmasst, Krone der Schöpfung zu sein. Viel besser gefällt mir mundartliches *Gjätt*, das nur sagt, dass ich gewisse Pflanzen an bestimmten Orten, z. B. auf einem Gartenbeet, ausjäte.

Das Wort *Unkraut*, älter *unkrût,* ist seit dem Althochdeutschen des frühen Mittelalters belegt. Hildegard von Bingen (1098–1179) braucht es wiederholt, um damit Pflanzen, die sich weder als Nahrung noch als Heilmittel verwenden lassen, mit dem Stempel «unbrauchbar» zu versehen. Damit setzte sie eine Tradition des Bezeichnens fort, die in der Antike gängig war, wo man *unkrût* im Lateinischen *inutilis herba* «unbrauchbare Pflanze» nannte. Man entfernte es von Hand oder durch Pflügen. Manchmal setzte man auch *Amurca* ein, ein schaumartiges Sekret (Ölschaum), das beim Auspressen der Oliven entsteht. Cato der Ältere erwähnt das Mittel z. B. in «De Agri Cultura» (um 150 v. Chr.). *Amurca* ist wohl eines der ältesten Herbizide.

Im Mittelalter lesen wir bereits die Sentenz *unkrût wehset ungesât* «Schlechtes gedeiht von selbst». Das Wort wird aber auch auf Menschen angewendet, wenn wir z. B. lesen, man fände nichts als *unkrût in dem edlen wîbes garten.* In übertragener Bedeutung spriesst *Unkraut* in der Sprache der Theologie seit dem 16. Jahrhundert. Die Theologen werden nicht müde, ihnen nicht genehme Menschen und Lehrmeinungen und anderes mehr, das ihnen nicht in den Kram passt, als Unkraut zu beschimpfen. Luther predigt vom «Unkraut / so da heisst falsche Lere […] und falsche Christen». Im Jahr 1580 predigt der katholische Theologe Jakob Feucht: «Das Unkraut ist Ketzerey und falsche Lehr.» In einer Bibel aus dem Jahr 1681 lese ich: «Der gute same sind die kinder des reichs. Das unkraut sind die kinder der bosheit.» Johann Heermann predigt 1652, der gottlose Mensch sei vor Gottes Augen « nichts mehr / denn nur ein nichtig und untüchtig Unkraut».

Nicht die *inutilis herba,* die unbrauchbaren Pflanzen, stehen hinter dem theologischen Unkraut-Begriff, sondern die *mala herba,* die schädlichen, bösen Pflanzen. Bereits im hohen Mittelalter bezeichneten Theologen Frauen als *mala herba, quae cito crescit* «Unkraut, das rasch wächst». Deshalb lesen wir in «Gepflückte Fincken» von 1667: «Gleich wie das Unkraut pflegt dem Weitzen vorzukommen // Also das Weibs Geschlecht / das von dem Mann genommen // Wächst viel geschwinder auff / weil sie nur Unkraut heissen.»

Ich meide das Wort *Unkraut,* denn es hat eine toxische Geschichte. Und wer die ganze Lebenswelt im Blick hat, dem ist es auch im Garten zu nichts mehr nütze. Schon lange wissen wir zudem, dass unsere Herbizide, die *Unkrautvertilger,* weit mehr zerstören als nur sogenannte Unkräuter.

Uschtig, Hustage

Vor kurzem fragte mich jemand, was denn das Wort *Uschtig* genau meine, das man in vielen Volksliedern höre, z. B. im «Röseligarte»-Lied *Dr Uschtig wott choo* oder im Lied *Wenns im Uschtig z Alpe geit.*

Uschtig ist wie *Langsi* oder *Lanzig* ein traditionelles, heute veraltetes Wort für «Frühling». *Langsi* und *Lanzig* sind verwandt mit hochdeutschem *Lenz*; es ist ein aus dem Westgermanischen stammendes Wort, das im ersten Teil «lang» bedeutet und im zweiten Teil ein Element hat, das «Tag» bedeutet. Der *Langsi* bezeichnet also die Zeit der länger werdenden Tage.

Uschtig ist eine abgeschliffene Form von *Ustag,* neuer *Hustag.* Es gab sogar eine Verbform dazu. Wie ich in meinem Berndeutsch heute noch sagen kann *es herbschtelet* «es wird Herbst», konnte man früher sagen *es ustägelet* oder *es hustägelet* «es wird Frühling». «Dussen im hingeren Egge vom Garten isch no ganz es wäseligs Wälmli Schnee gläge; aber vornoche, wo d'Sunne zueche möge het, het es scho fei e chli afoh hustägele», schreibt der Oberaargauer Mundartautor Jakob Käser. Beim Zürcher Jusua Maaler findet man das Wort bereits 1561 belegt: «Zuo Ausstagen / Im Früling».

Woher das Wort kommt, ist nicht ganz unbestritten. Das zeigt sich bereits bei Franz Joseph Stalder, der 1812 in seinem «Versuch eines schweizerischen Idiotikon» zwei mögliche Bedeutungserklärungen gibt:

«Frühling, oder vielmehr die Gränzscheide zwischen Frühling und Sommer, wo die alten Erdefrüchte aufgeessen, und die neuen noch nicht reif sind. Vermutlich von hinaustagen, oder wahrscheinlicher von unserm schweizerischen hausen huusen, sparen; gleichsam Tage, wo man sparen oder ökonomisch seyn soll.» In einer Erklärung des Idiotikon-Redaktors Christoph Landolt aus dem Jahr 2012 heisst es hingegen kurz und bündig, *Ustage* meine «ursprünglich ‹Tag, an dem der Winter aus ist› (die Interpretation als ‹Haustage› zeigt, dass das Wort nicht mehr verstanden wurde)». Christoph Landolt weiss selbstverständlich, dass im Mittelhochdeutschen, das heisst im Deutschen des hohen Mittelalters, nur *uztac* «Endtermin, letzter Tag» belegt ist, aber nicht **hûstac*. Man konnte vom *uztac* einer Gerichtsverhandlung sprechen, also vom letzten Tag der Verhandlung.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob diese eindeutige Interpretation wirklich angebracht ist. Zumindest glaube ich nicht, dass *Hustage* für nicht mehr verstandenes *Ustage, Uschtig* steht. Meiner Meinung nach, ist *Hustage* eher ein uminterpretiertes *Ustage, Uschtig,* das vielleicht doch mit *huse* «sparen» im Zusammenhang steht, obwohl auch das «Deutsche Wörterbuch» diese Deutung ablehnt. Tatsache ist, dass Menschen und Tiere früher im Übergang vom Winter zum Sommer oft Tage des Mangels durchmachen mussten. Franz Xaver Bronner mahnt 1844 im «Historisch-Geographisch-Statistischen Gemälde der Schweiz», man solle «die Esswaaren nicht sogleich im Anfange des Winters übermässig […] vergeuden, sondern sie klüglich auch für den Frühling und Vorsommer (die Hustage) […] sparen, damit keine Ankäufe von Lebensmitteln nöthig werden».

Usehöische

Usehöische ist eines der Wörter, die mir abhandenkommen. Vielleicht brauche ich es nicht mehr oder sage eher *reklamiere, umegää* oder *umemule*. *Usehöische* meint «trotzig, herausfordernd antworten», meist auf einen Verweis oder eine Vorhaltung hin: *Statt zuezgää, das er het pschisse, het er gmeint, er mües no usehöische.* «E tote Bürgr wär äntlech e guete Bürgr, wo nid duet usehöische, wo nid reklamiert, wo nid di Frächi offehet», schreibt Alex Gfeller 2023 in «Dick u dünn supr dölüx äxtra scharf».

Das Wort ist nicht einfach zu erklären, weil es zu Form und Bedeutung einiges zu sagen gibt. *Usehöische* gehört zum Verb *höische* «fordern, verlangen». Im Althochdeutschen des frühen Mittelalters ist es ohne h-Anlaut als *eiscōn* «fordern, verlangen, fragen» belegt, verwandt mit englisch *ask* «fragen». Den h-Anlaut erhielt das Wort wohl unter dem Einfluss von *heissen*; neuhochdeutsch lautet es *heischen.* Mundartliches *höische* ist gerundet; *heischen/höische* verhält sich wie *Schwester/Schwöschter* und *resch/röösch* «spröd». *Use* oder *usi,* das in *usehöische* als Vorsilbe steht, gibt es im Neuhochdeutschen nicht; es ist gebildet durch Zusammenrückung der Wörter *uus* und *hin. Si isch use,* können wir sagen, wenn sie von Drinnen nach Draussen gegangen ist. Im Hochdeutschen geht man *hinaus,* rückt also umgekehrt *hin* und *aus* zusammen. Aber *hinausheischen* gibt es im neuhochdeutschen Wortschatz nicht. Hingegen begegnen wir in Texten aus der Schweiz ab und zu dem Wort *herausheischen.* In Otto Zinnikers Roman «Als der Brand erloschen war» von 1967 lesen wir: «Der über diesen neuralgischen Punkt ebenfalls zur Rede gestellte Peter Zybach schüttelte unwillig, fast hochfahrend den Kopf, als wollte er herausheischen, was das denn mit dem Hospizbrand überhaupt zu schaffen habe.» Hier meint *herausheischen* eindeutig «trotzig, herausfordernd fragen oder sagen».

Herausheischen, älter *heraus heuschen,* hat jedoch eine lange Geschichte. Wir begegnen dem Wort bereits im Memminger Stadtrecht von 1369: [Wenn] ainer den andern frävenlichen aischet usser sinem hus und gemach». Diese Bildung aus *eischen* (ohne h) mit *usser,* einer Zusammenrückung von *aus* und *her,* können wir mit «aus seinem Haus heraus zum Kampf fordern» übersetzen. In der um 1400 geschriebenen Chronik des Strassburgers Jakob Twinger von Königshofen lesen wir bei der Schilderung der Schlacht um Troja, dass Agamemnon die in der Stadt verschanzten Troer wiederholt zum Kampf herausforderte: «und hiesch sü Agamemnon dicke herus zu strite». Im Prophet Jesaja der Zürcher Bibel von 1531 lesen wir: «Gleich als da man mit zorn wider herus höuschet», also trotzig antwortet, Bescheid gibt. Dieselbe Bedeutung wie in Jakob Twingers Chronik, nämlich «(zum Kampf) herausfordern», hat *heraus heuschen* in Ambrogio Calepinos «Dictionarium octo linguarum» von 1590: *Herauss heuschen* wird erklärt mit «zum Streit aussbieten», also «zum Kampf auffordern». Interessant ist, dass der Ausdruck in der Ausgabe von 1667 lautet *ausshin heuschen,* was direkt unserem *usehöische* entspricht. Die Grundbedeutung von *herausheuschen* scheint «(zum Kampf) herausfordern» gewesen zu sein, aus dem sich «herausfordernd antworten, Bescheid geben» entwickelt hat. Sowohl *usehöische* wie *herausheischen* sind demnach seit Jahrhunderten belegt.

verböischtig

In unseren Dialekten gibt es Wörter, denen man vor lauter Lautveränderungen ihre ursprüngliche Lautgestalt nicht mehr ansieht. *Verböischtig* ist ein solches Wort. Wir können es auch kaum mehr in einen weiteren Zusammenhang einordnen, weil seine hochdeutsche Entsprechung *verbünstig* ausgestorben ist. Im 16. und 17. Jahrhundert war das Wort gängig; wir lesen in dieser Zeit vom Adler, dass er „freigäb und gar nit verbünstig“ sei, und vom Gift „schnöder, verbünstiger Zungen“.

Das Wort *verbünstig* im Sinne von „missgünstig, neidisch“ hat sich in unseren Dialekten in den Formen *verböischtig, verbüüschtig, verbööschtig* und *verbuuschtig* bis heute gehalten. Es ist eine Adjektivableitung auf *-ig* vom Substantiv *Verbunst*, das in unseren Dialekten in den Formen *Verbouscht* und *Verbuuscht* nur noch selten vorkommt. Im 18. Jahrhundert liest man von „Verbunst und Hass“, von „Neid und Verbunst“, von „grossem Misstrauen und Verbunst“ und noch im 19. Jahrhundert behauptet Eisi in einem Roman von Jeremias Gotthelf, man wolle sie aus „verfluchtem Verbunst“ plagen, wobei es mal *der Verbunst*, mal *die Verbunst* hiess.

Verbunst ist ein Wort mit zwei Vorsilben: *Ver-b(e)-unst*. *Unst* ist derselbe Wortstamm, der im Wort *Gunst* vorkommt, denn auch *Gunst* ist eine Wortbildung mit Vorsilbe, nämlich *G(e)-unst*. Das Substantiv *Gunst* ist aus dem Wort *gönnen* abgeleitet, das im Althochdeutsch des frühen Mittelalters *giunnan* oder einfach *unnan* „gönnen“ lautete. Aus *gunnen* wurde also *Gunst* und aus diesem *günstig* wie aus *verbunnen* oder *verbünnen Verbunst* und aus diesem *verbünstig*. Das Verb *verbunnen* ist in unseren Dialekten nur schwach belegt, aber Zwingli brauchte es und schrieb „er verbünnet mir die Ehr“ und „sy verbunnend es allen Brüdern“.

Ein letzter Lautwandel bleibt zu klären, denn wir sind ja nicht von den Formen *Verbunst* und *verbünstig* ausgegangen, sondern von *Verbouscht* und *verböischtig* bzw. *Verbuuscht* und *verbüüschtig.* Wenn in unseren Dialekten auf einen Nasal wie m und n eine Reibelaut wie f und s folgt, tritt oft das Staubsche Gesetz in Kraft: der Nasal n wird getilgt und der kurze Vokal vor dem Nasal wird lang oder zu einem Zweilaut. Deshalb wird aus *Zins Ziis* oder *Zeis*, aus *finster*

fiischter oder *feischter*, aus *fünf füüf* oder *föif*, aus *Hanf Haaf* oder *Hauf* und aus *verbünstig* eben *verbüüschtig* oder *verböischtig.*

Ausgehend vom Verb *gunne, gönne* gibt es auch *vergunne* und davon abgeleitet *Verguuscht* und *vergüüschtig* bzw. *Vergouscht* und *vergöischtig*. Weshalb sich neben diesen Formen die gleichbedeutenden *Verbuuscht, verbüüschtig* bzw. *Verbouscht, verböischtig* entwickelten, ist nicht klar, denn das Verb **bunnen* gibt es nicht.

Du verbrännti Zäine

Ich erinnere mich, dass mein Vater, ein Stockberner, recht häufig den Ausdruck des Erstaunens *verbrännti Zääine* brauchte. Manchmal sagte er auch *botz* oder *du verbrännti Zääine.* Erstaunlich daran ist zweierlei: Im Mittelbernischen, das mein Vater sprach, müsste es eigentlich *verbönnti* heissen. Und das Wort *Zeine* «geflochtener Weidenkorb» ist in dieser Mundart nicht gängig, man sagt dem *Choorb*, auch dem grossen viereckigen sagt man *Wöschchoorb.* Mein Vater zitierte also mit diesem Ausdruck eine Ostschweizer Mundart, und er sagte seltsamerweise *Zääine* mit langem *ä* und nicht, wie in der Ostschweiz üblich, *Zäine.* Als Kind wusste ich, dass man mit diesem Ausdruck seinem Erstaunen Ausdruck geben konnte, aber verstanden habe ich ihn nicht. Lange Zeit war ich der Meinung, er habe etwas mit dem Wort *zääi* «zäh» zu tun. Woher kommt dieser Ausdruck?

Der älteste Beleg, den das «Schweizerische Idiotikon» aufführt, ist aus dem Jahr 1893 und stammt aus dem Dialektstück «Ehrlich währt am längste» des Schwyzer Arztes, Kantonsrichters und Politikers Arnold Diethelm. Den nächsten Beleg finde ich in «Aus alter Zeit» von 1909 des Antiquars Heinrich Messikommer aus Wetzikon: «Du verbrännti Zeine, wie häscht du es Loch!» In den «Süddeutschen Monatsheften» von 1927 ist in einem Beitrag zu lesen: «Du verbrannte Zeine, du verfluchte, verhaghexte Nacht!» Im Jahr 1938 schreibt der Zürcher Traugott Vogel im Text «Ou, en Marder» in der «Schwizer Schnabelweid»: «Und won er de Marder am Schwanz i d Höchi lupft und über de Korpus iegee wott, – ou du verbrännti Zäine! – faat das chäibe Lueder wider a läbe.» Im selben Jahr schreibt der Höngger Albert Jakob Welti das Stück «Züriputsch», in dem Frau Stüssi ausruft: «Du verbrännti Zäine … i ha de Schlüssel i dr Gmachtüre glaa!» Und im Lustspiel «Zum goldige Stärne» (1941) des Weggiser Hoteliers und Gemeindepräsidenten Andreas Zimmermann sagt Friedli: «Eh du verbrännti Zäine, was muass i au mache.»

Wir stellen fest, dass der Ausdruck bis in die 1940er-Jahre im Mundartschrifttum wiederholt vorkam und dass er in damals erfolgreichen Theaterproduktionen gebraucht wurde. Es ist gut möglich, dass er dadurch eine gewisse Verbreitung erlangte und in der Soldatensprache des 2. Weltkriegs auch in der Westdeutschschweiz verbreitet wurde. Heute hört man *du verbrännti Zäine* eher selten; in verschiedenen Stücken von Thomas Hürlimann kommt der Ausdruck vor; z. B. im «Franzos am Ybrig» mehrmals. Wie er zu erklären ist, weiss ich nicht. Vielleicht ist es eine Hüllform für den rohen Ausdruck des Erstaunens *du verbrännti Futz,* oder auch für *verbrännte Cheib* und *verbrännte Siech.*

Vernetzen

Staunend nahm ich zur Kenntnis, dass das Wort *vernetzen* bereits im Mittelhochdeutschen des hohen Mittelalters existierte. Allerdings in einem ganz anderen Zusammenhang als heute. *Vernetzen* meinte «(durch Nässe) verderben», war abgeleitet von *netzen* «nass machen» und

gehörte zur Sippe des Wortes *nass.* «Die pundbrief sind vernetzt», sangen die alten Eidgenossen in einem Lied, das seit 1474 überliefert ist. Sogar in der Mundart konnte man noch sagen *d Frucht isch vernetzt* «das (gemähte) Getreide ist durch Nässe verdorben». Im «Wörter-Buch in dreyen Sprachen: Deutsch / Frantzösisch und Latein» von 1718 ist *vernetzen* auf Französisch übersetzt mit «mouiller trop».

Im heutigen Sprachgebrauch ist *vernetzen* «verbinden, verknüpfen» abgeleitet vom Wort *Netz.* Menschen können sich zu einem Zweck vernetzen oder wir können Schutzgebiete miteinander vernetzen. *Vernetzen* wird in diesem Sinn seit der Zeit um 1800 vor allem in den Wissenschaften verwendet. Hermann Klencke schreibt in seiner Arbeit über Eingeweidewürmer von 1844, dass Zellkerne sich zu Kernreihen «vernetzen». Und in den «Mitteilungen der Kaiserlich-Königlichen geographischen Gesellschaft in Wien» von 1869 lesen wir: «So verstrickt und vernetzt sich Leben und Tod im Urwald.»

In neuster Zeit wird *vernetzen* vor allem im Zusammenhang mit Informationssystemen gebraucht, die man privat, in Betrieben oder weltweit über Kabel und Satelliten miteinander verbinden kann; das Internet ist ein weltweiter Zusammenschluss von Rechnernetzwerken, in dem sich jeder Rechner mit jedem anderen Rechner verbinden kann. Viele Gebrauchsweisen von *vernetzen* gehen heute von der Vorstellung eines Informationsnetzwerks aus. Eine gut vernetzte Politikerin pflegt vielfältige, nützliche Arbeitsbeziehungen. Wir sagen von ihr selten, sie sei eine gute *Vernetzerin.* Meistens sprechen wir von einer guten *Netzwerkerin,* wobei wir das Verb *netzwerken* «Beziehungen knüpfen und nutzen» aus englisch *to network* entlehnt haben, zu dem wir auch die Anglizismen *networken* und *Networking* gebildet haben. «Wie Sie networken, auch wenn Sie es hassen» titelt der «Tages-Anzeiger» vom 25. Mai 2022. «Networking in 3 Minuten erlernen» lesen wir auf «postfinance.ch». Das deutsche Substantiv *Netzwerk* kann jedoch seit dem 18. Jahrhundert eine netzartige Struktur bezeichnen, z. B. ein Netzwerk von Gefässen im menschlichen Körper oder ein Netzwerk von Verkehrswegen. In einem Anatomiebuch von 1754 ist von einem «aderichte[n] Netzwerk» die Rede, von einem Netzwerk der Adern. Ob es aus englisch *network,* das seit dem 16. Jahrhundert belegt ist, lehnübersetzt wurde, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.

wirtshüsele

Peter Lerch veröffentlichte 2014 mit «Brägu mit Peekli – Ankdoten aus dem Emmental» eine wunderbare Sammlung von Erinnerungen an seine Kindheit in Heimiswil. Er lässt, obwohl das Buch hochdeutsch geschrieben ist, nicht nur die Emmentaler Dorfwelt, sondern auch ihre Sprache wiederaufleben, denn das Buch ist getränkt mit berndeutschen Wörtern. Am Schluss hat er eine Liste mit Mundart-Verben angehängt. Doch Peter Lerch hat weitergesammelt und mir vor wenigen Tagen die erweiterte Liste mit 868 Verben zugesandt.

Da ist mir das Verb *wirtshüsele* aufgefallen, weil es zeigt, wie wir in unserer Sprache ständig neue Wörter machen. Das Wort *Wirtshuus* ist seit dem 15. Jahrhundert im Schweizer Wortschatz. In der zu Beginn des 15. Jahrhunderts verfassten «Reimchronik des Appenzellerkrieges» wird erzählt, wie die Kriegsleute des Stifts gefangene Appenzeller «in das Wirtzhus» führten. Das Wort entwickelte sich aus dem Ausdruck *wirtes hûs* aus dem Mittelhochdeutschen des 14. Jahrhunderts.

Von *Wirtshuus* wurde das Verb *wirtshuse* abgeleitet mit der Bedeutung «jemanden im Wirtshaus gastfrei halten», z. B.: «Ein Meitschi hielt sich von einem Bauernsohn nie für recht gewirtshauset, wenn nicht vom verschütteten Wein sein Fürtuch am Abend ganz nass war.» Das schreibt der Burgdorfer Erzähler Hans Nydegger 1885. Aus *wirtshuse* wurde mit der Ableitungssilbe *-ele* die Verkleinerungsform *wirtshüsele* gebildet, welche zwei Bedeutungen hatte, nämlich «oft und viel in Wirtshäusern verkehren». So versteht sie Peter Lerch; er schreibt: *wirtshüsele* «um die Häuser ziehen, oft einkehren». Der Emmentaler Autor Simon Gfeller brauchte das Wort *wirtshüsele* gern, z. B. in «Landbärner»: «I settigne Biziehigen ischt ihm der Meischter scharpf uf de Haxe ghocket, ou a 's Wirtshüsele u Bierle isch nid gsi z'däiche, Gäld hät Fritz jo ou nid gha derfür.» Und in «Eichbüehlersch»: «Für Käthelin es grüüsligs Härzeleid! 's deheim Treiche het es no meh gschoche weder'sch Wirtshüsele.» Carl Albert Loosli braucht in «Wi's öppe geit!» von 1921 den Ausdruck *er het öppe gwirtshüselet.* Auch im «Freiburger Volkskalender» von 1990 finden wir das Wort noch. In der Erzählung «Vom aute Chessler Gyoth» schreibt Hans Lehmann: «Jetz tuesch de i Zuekumpft chlei weniger wirtshüsele u mit dyne Schnapskollege i dr Wäut dasume vagante.»

Wirtshüsele meint aber auch «von Wein dünsten, nach dem Tabaksqualm der Wirtschaften riechen», wie *seikele* «nach Urin riechen», *tubäkele* «nach (schlechtem) Tabak riechen», *schnäpsele* «nach Branntwein riechen», *möschtele* «nach (saurem) Most riechen», *rächele* «ranzig riechen», *spitäälele* «nach Spital riechen», *töötele* «nach Tod riechen», *chnoblöichele* «nach Knoblauch riechen», *haarzele* «nach Harz riechen», *süürele* «säuerlich riechen (von Suppe, Milch, Wein, Most)», *milchele* «nach Milch riechen (z. B. von einem Kleinkind)» usw. Das «Berndeutsche Wörterbuch», das jetzt in der 10. Auflage wieder zu haben ist, führt neben *wirtshüsele* «nach Wirtshaus riechen, viel im Wirtshaus sitzen und trinken» auch den *Wirtshüseler* «Wirtshaus-Dauergast, Trinker» auf. Hermann Roth schreibt in «Mönsche wi mir» von 1942: «‹Uuuh! Dihr wirtshüselet!› ‹Jä, soll i öppe vo Veieli schmöcke, wenn i vom Jasse chume?›»

Jemandem zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat

Will ich jemanden brüsk aus einem Raum weisen, kann ich, verbunden mit einer Zeigegeste mit der Hand oder dem Kopf, sagen: *Deert het dr Zimmermaa ds Loch gmacht.* Die Redensart *jemandem zeigen* oder *weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht* oder *gelassen hat* «jemandem die Türe weisen, jemanden hinauswerfen» wird heute noch, allerdings eher selten, in Schrifttexten gebraucht. Cid Jonas Gutenrath schreibt in «Teddy» von 2015: «Sie zeigen ihm, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.» Auf «diekolumnisten.de» lesen wir am 22. August 2017, «nach einem kurzen Nicken zeigten mir die Sicherheitsleute, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte». In einigen Deutschschweizer Mundart-Wörterbüchern ist sie zu finden, z. B. im «Zürichdeutschen Wörterbuch»: *äim zäige, wo de Zimbermaa s Loch gmacht hääd* «die Türe weisen» und im «Schaffhauser Mundartwörterbuch»: *däm han i gsaat, wo de Zimermaa s Lòch gmacht hät* «den habe ich hinausgeworfen».
Die Redensart, deren Bildkraft nicht näher erläutert werden muss, ist alt. Der älteste Beleg, der mir vorliegt, ist aus dem «Wendunmuth» von 1563 des Landsknechts und Dichters Hans Wilhelm Kirchhof. Im Kapitel über die Schmarotzer rät Kirchhof, dass man ihnen «das loch so der Zimmermann gemacht / zeiget / und beym Halss die Stegen abhin wirffet». Häufig werden die Belege erst um 1700. Julius Bernhard von Rohr schreibt in «Vollständiges Hauss-Haltungs-Recht» von 1716: «Er solle ihm nicht wieder vor seine Augen kommen, sondern nur hingehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen.» Hans Jacob Leu braucht im «Eydgenössischen Stadt-

und Landrecht» von 1727 «hingehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen» im Sinne von «die Tür weisen». Häufiger ist zu jener Zeit jedoch *sehen, wo der Zimmermann das Loch gelasssen* oder *gemacht hat* «auf Flucht sinnen, sich davonmachen». In Johannes Riemers «Der politische Ratten und Mäuse Fänger» von 1682 sinnt ein Gefangener auf seine Flucht, als ihm die Suppe gebracht wird, und sagt zu sich selbst: «Ha / ha / dachte ich / ist es umb die Zeit / nun wilstu sehen / wo der Zimmermann das Loch gelassen.» Christian Gottfried Franckenstein erzählt in seiner «Einleitung zur Römisch- und Deutschen Historie» von 1696 von geschlagenen Rebellen, dass «ein jeder sich umsahe, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte». Und in Christian Reuters «Schelmuffsky» von 1696 erzählt der Titelheld von seiner zu frühen Geburt, «dass ich mich aus Ungedult nicht länger zu bergen vermochte / sondern sahe / wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte / und kam auf allen vieren sporenstreichs in die Welt gekrochen». «Sö, Frau Gräfin, da hat der Zimmermann ’s Loch g’macht!», sagt der Fuhrknecht in Oskar Weilharts Liebesdrama «Der Geist ist willig» von 1880.
Doch die Redensarten *sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat* und *jemandem zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat* sind auch in bekannten literarischen Werken zu finden. In «Der junge Gelehrte» (1747) von Gotthold Ephraim Lessing sagt Anton: «St! potz Element! er kömmt; hörst du? er kömmt! Nun sieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Verstecke dich wenigstens; verstecke dich.» In Friedrich Schillers «Kabale und Liebe» von 1784 sagt Miller: «Gleich muss die Pastete auf den Herd, und dem Major – ja ja, dem Major will ich weisen, wo Meister Zimmermann das Loch gemacht hat». In Paul Heyses Novelle «Auf der Alm» von 1861 sagt Sepp dem Baron: «Wenn Ihr’s noch nicht wisst, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, Herr, so will ich’s Euch weisen, Herr.»